This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Aus meinen Erinnerungen.

Aus meinen

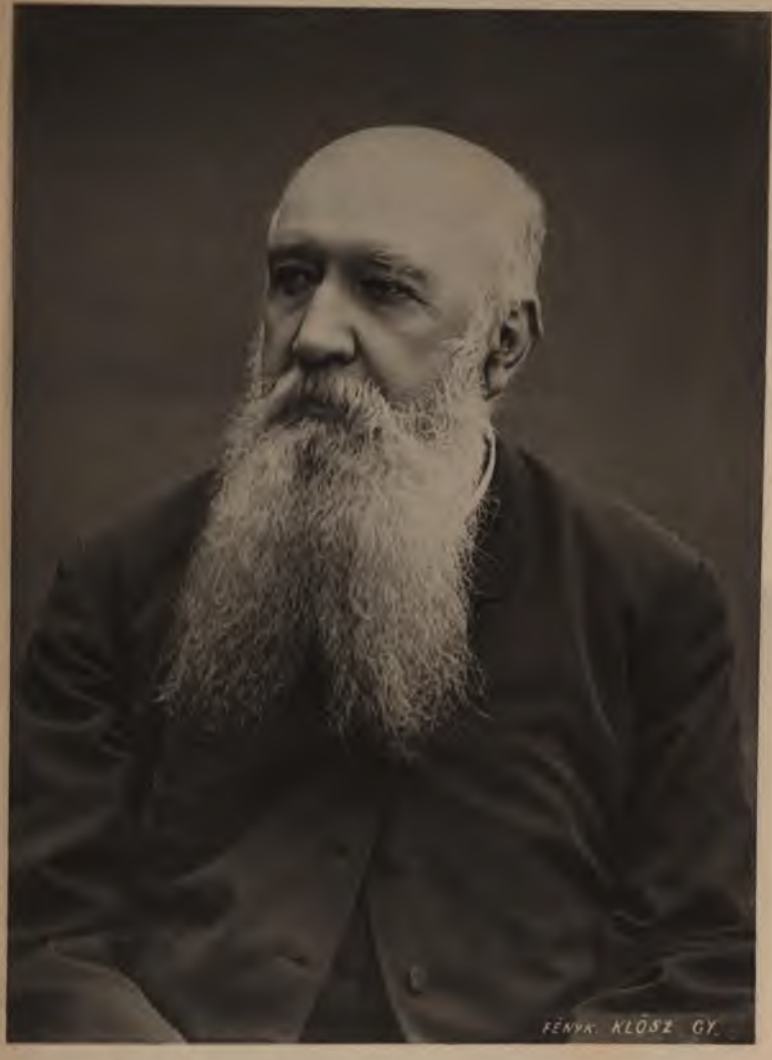
Erinnerungen.

Von

Georg Klapka.

dem Ungarischen übersetzt vom Verfasser.

Zürich 1887.
Verlags-Magazin (J. Schabelitz).
Budapest und Wien.
Singer & Wolfner's Buchhandlung.



Klapka György

Aus meinen

Erinnerungen.

Von

Georg Klapka.

Aus dem Ungarischen übersetzt vom Verfasser.

Zürich 1887.
Verlags-Magazin (J. Schabelitz).
Budapest und Wien.
Singer & Wolfner's Buchhandlung.

DB941
K55A315

Druck von J. Schabelitz in Zürich.

Vorwort zur deutſchen Ausgabe.

Das gegenwärtige Buch erſchien vor Jahresfriſt in ungariſcher Sprache; um es auch meinen deutſchſprechenden Landsleuten zugänglich zu machen, übertrug ich es in's Deutſche; mit Genugthuung aber würde es mich erfüllen, wenn es auch außerhalb der Grenzen meines Vaterlandes einen kleinen Leſerkreis fände.

Es gab eine Zeit, wo Alles, was über Ungarn erſchien, auch in Deutſchland ſeine aufmerkſamen Leſer fand; es war dies die Zeit, in welche eben die Ereigniſſe fielen, von welchen in dieſen Blättern die Rede iſt; es war die Zeit unſerer Freiheitskämpfe und der darauf folgenden ſchweren Prüfungen und bitteren Enttäuſchungen. Deutſchland, unter dem Drucke der Reaktion leidend, brachte uns damals ſeine vollen Sympathien und die wärmſte Theilnahme entgegen. Seitdem aber haben die Verhältniſſe ſich geändert.

Deutſchland's kühnſte Hoffnungen haben ſich verwirklicht. Aus dem morſchen, in ſich zerfallenen „Deutſchen Bunde" iſt ein einheitlicher, mächtiger Weltſtaat geworden, von deſſen Entſchlüſſen die Geſchicke Europa's abhängen. Andererſeits hat auch Ungarn, dank ſeiner Ausdauer und durch die Umſtände begünſtigt, ſeine alte ſtaatliche Selbſtſtändigkeit wieder errungen. Und ſiehe da, die einſt ſo freundlichen Geſinnungen Deutſchland's haben ſich in das gerade Gegentheil umgewandelt.

Man sieht mit Mißgunst auf unsere fortschreitende Entwickelung, mißdeutet alle, selbst die natürlichsten Maßnahmen, welche wir zur Sicherung unserer nationalen Existenz zu treffen gezwungen sind, und klagt uns, die wir doch Jahrhunderte hindurch hinreichende Beweise unseres Freiheitssinnes gegeben, unausgesetzt der Unterdrückung unserer deutschen Mitbürger an. Man leiht ein williges Ohr den unlautern Verleumdern unserer Sache und verschmäht es, auch nur die Gründe zu erörtern, welche wir zu unserer Vertheidigung vorbringen. Was in andern Ländern als das höchste Staatsgebot betrachtet wird, das wirft man uns, wenn selbst in mildester Form angewendet, als freiheitsfeindliche Tendenzen vor.

Es ist dies bedauerlich, doch wird die Zeit kommen und sie scheint mit raschen Schritten zu nahen, wo sich Alles klären und man uns wieder gerechter beurtheilen wird.

An dem Tage, wo Ungarn, als starkes Vorwerk Deutschland's, den von Nord und Ost anstürmenden Völkerfluthen sich entgegenstellen wird, an diesem Tage wird auch die alte Freundschaft zwischen Deutschland und Ungarn wieder erwachen und die Wahrheit wird zu ihrem Recht gelangen!

Budapest, den 10. Oktober 1886.

Georg Klapka.

Inhalts-Uebersicht.

Erster Theil. 1820—1848.

Seite

Meine Jugendzeit 3

Zweiter Theil. Der Freiheitskampf 1848—1849.

Erstes Kapitel: Die Februar-Revolution in Paris und deren Rückwirkung auf Ungarn. — Der Reichstag in Preßburg. — Concessionen der Krone. — Meine Ankunft in Budapest. — Zustände daselbst. — Das verantwortliche ungarische Ministerium. — Der „Radikal kör". . 25

Zweites Kapitel: Die ersten Anzeichen der Reaktion. — Banus Jellacic. — Meine erste Mission. — Reise in das Szekler-Land. — Maros Vásárhely. — Hermannstadt. — Klausenburg. — Feldmarschall-Lieutenant Baron Puchner, königlicher Regierungs-Kommissär in Siebenbürgen. — Meine Ernennung zum Honvéd-Hauptmann 30

Drittes Kapitel: Errichtung des sechsten Honvéd-Bataillons. — Reichstagssitzung am 5. Juli 1848. — Krieg gegen die Serben. — Unzufriedenheit mit der Kriegführung im ungarischen Lager. — Meine Versetzung zum Generalstab. — Abberufung des Generals Berchtold. — Kriegsminister Mészáros auf dem Kriegsschauplatze 37

Viertes Kapitel: Meine Berufung nach Pest. — Unterredung mit dem Ministerpräsidenten Graf Ludwig Batthyány. — Beunruhigende Zustände im Lande. — Vertrauliche Mission zur Sicherung von Komorn. — F.-M.-L. Merz und Oberstlieutenant Majthény, Festungskommandanten von Komorn 42

Fünftes Kapitel: Letzte Disposition in Komorn. — Verschanzung Preßburg's. — Meine Entsendung nach Tyrnau gegen General Simonits. — Brief Kossuth's. — Meine Ernennung zum Generalstabschef des Banater Armeecorps. — Brückenkopf von Tomasovacz. — Neuer Operationsplan. — Sieg über die Serben. — Jarkovacz. —

Seite

Uebernahme der Generalstabs-Sektion im Kriegsministerium. — Eine Unterredung mit Kossuth. — Plan für die Winter-Campagne. — Budapest wird geräumt 49

Sechstes Kapitel: Regierung und Reichstag in Debreczin. — Niederlage Mészáros' vor Kaschau. — Meine Ernennung zum Kommandanten des Armeecorps an der obern Theiß. — Ankunft in Tokay. — Die ersten Verfügungen. — Brief Szemere's. — Erster Tagesbefehl . 58

Siebentes Kapitel: Das Treffen bei Tarczal und Bodrog-Keresztúr. — Ernennung Dembinski's zum Oberkommandanten der ganzen Theiß-Armee. — Seine Dispositionen. — Rückzug Schlick's. — Briefe Kossuth's 65

Achtes Kapitel: Mißverständniß zwischen Dembinski und mir. — Dessen widersprechende Verfügungen. — Concentrirung der ungarischen Streitkräfte auf der Miskolcz-Gyöngyöser Straße. — Mein Verhältniß zu Dembinski. — Die Schlacht bei Kápolna. — Géza Udvarnoky. — Gefecht bei Eger-Farmos. — Rückzug über die Theiß. — Ablehnung des Antrages, mich nach Komorn zu begeben 74

Neuntes Kapitel: Dembinski's Rücktritt vom Oberkommando. — Das Treffen bei Szolnok. — Brief Görgey's. — Brief Kossuth's. — Vetter wird Oberkommandant. — Zweitheilung der Armee. — Czibakháza. — Concentrirung der ganzen Theißarmee zwischen Tisza-Füred und Erlau. — Mein Brief an Görgey 88

Zehntes Kapitel: Beginn der Offensiv-Operation auf dem rechten Theißufer. — Treffen bei Tápio-Bicske. — Schlacht bei Isaszegh. — Konferenz mit Kossuth in Gödöllö. Frage der Unabhängigkeitserklärung. — Kossuth und Görgey. — Tagesbefehl Görgey's. — Neuer Operationsplan. — Auszeichnungen, welche mir zu Theil wurden . . 98

Elftes Kapitel: Marsch zum Entsatze Komorn's. — Treffen bei Waitzen. — Aufmarsch der Entsatz-Armeen an der Gran. — Hauptquartier Görgey's in Léva. — Eintreffen der Unabhängigkeitserklärung. — Schlacht bei Nagy-Sarló. — Entsatz von Komorn. — Ausfall am 26. April. — Der Zug gegen Ofen. — Betrachtungen darüber. — Meine Ernennung zum provisorischen Kriegsminister. — Mein Brief an Görgey. — Antwort desselben 107

Zwölftes Kapitel: Uebernahme des Kriegsministeriums in Debreczin. — Ein unangenehmer Vorfall mit Petöfy. — Belagerung von Ofen. — Meine Entsendung dahin. — Vorschläge zur Reorganisation des Kriegsministeriums. — Entwurf eines Operationsplanes für den Sommerfeldzug. — Einnahme von Ofen. — Ich verlasse Debreczin und kehre zur Armee zurück. — Uebernahme des Oberkommando's von Komorn und des 7. und 8. Armeecorps 118

Seite

Dreizehntes Kapitel: Mißverständnisse zwischen mir und der Operationskanzlei Görgey's. — Brief Kossuth's. — Kämpfe an der Waag und in der Schütt. — Das Treffen bei Raab. — Vereinigung der Armee im verschanzten Lager von Komorn 131

Vierzehntes Kapitel: Die ersten Julitage in Komorn. — Bruch zwischen Görgey und der Regierung. — Die Schlacht am 2. Juli. — Drohende Gefahren und mein Bestreben, dieselben abzuwenden. — Ernennung Mészáros zum Oberkommandanten. — Briefe und Ordres von Kossuth und Mészáros an mich und an das Armeekommando. — Angriff auf die feindliche Stellung am 11. Juli. — Abzug der ungarischen Armee unter Görgey an die Theiß. — Ich verbleibe in Komorn 138

Fünfzehntes Kapitel: Meine Lage in Komorn. — Die ersten Nachrichten von Görgey. — Ausfälle. — Der Sieg vom 3. August. — Folgen desselben. — Mein Hauptquartier nach Raab verlegt. — Hiobsposten von der Südarmee. — Nachrichten von der Waffenstreckung bei Világos. — Mein Rückzug in das verschanzte Lager. — Brief Görgey's aus Großwardein. — Neue Cernirung der Festung durch die Oesterreicher und Russen. — Der erste Parlamentär. — Waffenstillstand. — Verhandlung über die Kapitulationsbedingungen. — Die Kapitulation wird abgeschlossen, der Krieg beendet 160

Dritter Theil. Aus der Verbannung 1849—1855.

Erstes Kapitel: Uebergabe von Komorn. — Betrachtungen über die abgeschlossene Kapitulation. — Letzte Zusammenkunft der Offiziere. — Oberst Prágay. Artillerie-Oberstlieutenant May. — Die ersten Verfügungen des österreichischen Festungskommandanten. — Abschied von meinem Vater und Bruder. — Armuth der Emigranten. — Mein Aufenthalt in Preßburg. — Abschied vom Vaterlande . . 187

Zweites Kapitel: Die ungarischen Frauen im Jahre 1849. — Breslau. — Berlin. — Abreise nach London. — Die ungarischen Flüchtlinge in der Türkei 198

Drittes Kapitel: London. — Pulszky. — Das Leben in London. — Josef Orosz und sein Schicksal. — Meine ersten Memoiren. — Graf Ladislaus Teleky. — Ausweisung aus Deutschland. — Brief an Haynau. — Mazzini. — Das europäische Revolutions-Comité . 206

Viertes Kapitel: Unsere Stellung in Frankreich. — Die Mission des Grafen Teleky. — Bruch zwischen Teleky und Kossuth. — Programm der Freunde Teleky's. — Die ungarischen Flüchtlinge in Paris. — Meine Beziehungen zu den andern Emigranten 219

Seite

Fünftes Kapitel: Aufenthalt in Deutschland. — Projektirte ungarische Monatsschrift. — Teleky's Ansichten darüber. — Das Programm der Monatsschrift. — Scheitern unseres Projektes. — Reise nach der Schweiz. — Mein Werk: „Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen" 228

Sechstes Kapitel: Entschluß, meinen bleibenden Aufenthalt in der Schweiz zu nehmen. — Kossuth's Rückkehr aus Asien und seine Landung in Southampton. — Meine Zusammenkunft mit Kossuth in London. — Briefe aus London von Alexander Mednyánszky. — Theorie der Nicht-Intervention von Kossuth vertreten. — Seine Abreise nach Amerika 238

Siebentes Kapitel: Zustände in Frankreich. — Bruch zwischen dem Präsidenten und der Nationalversammlung. — Der Staatsstreich vom 2. Dezember. — Berichte hierüber und vertrauliche Mittheilungen vom General Johann Czetz 255

Achtes Kapitel: Uneinigkeit in der Emigration. — Versuch, Kossuth zur Annahme unseres Programmes zu bewegen. — Graf Kasimir Batthyány und Bartholomäus Szemere greifen Kossuth öffentlich an. — Briefe hierüber von Alexander Mednyánszky, Graf Karacsay, Teleky, Oberst Nikolaus Kiß de Nemeskér und Czetz 266

Neuntes Kapitel: Tod Baron Wolfgang Kemény's. — Fernere Briefe von Mednyánszky, Teleky, Kiß und Czetz über die Erfolge Kossuth's in Amerika und die fortgesetzten Wirren in der Emigration. — Rückkehr Kossuth's aus Amerika 282

Zehntes Kapitel: Die politische Lage Europa's im Jahre 1852. — Zustände in Paris. — Napoleon III. läßt sich zum Kaiser proklamiren. — Ich nehme meinen bleibenden Aufenthalt in Genf. — Mein Werk: „Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen". — Görgey's Buch: „Mein Leben und Wirken in Ungarn". — Die ungarische Emigration in Genf. — Ein Blick auf die Geschichte Genf's. — Konservative und radikale Genfer. — James Fazy 294

Elftes Kapitel: Der Mailänder Aufstandsversuch Mazzini's. — Meine Reise zu ihm nach Lugano. — Mißlingen des gewagten Planes und Folgen davon. — Sieg der Reaktion in Europa. — Die ersten Anzeichen der orientalischen Wirren. — Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei. — Mein und mehrerer Freunde Entschluß, uns nach Konstantinopel zu begeben. — Abreise von Marseille. — Reiseschilderungen aus meinem Tagebuche. — Malta; meine Erkrankung daselbst 301

Zwölftes Kapitel: Aus meinem Tagebuche (Fortsetzung). — Begegnung mit Czetz. — Abfahrt von Malta. — Syra. — Smyrna.

Seite

— Die Dardanellen. — Ankunft in Konstantinopel. — Erster Besuch bei Baron Tecco; seine vertraulichen Mittheilungen. — Die Ereignisse an der Donau. — Sir Stratford Canning. — Die türkische Reformpartei. — Baron Bruck. — Ungarische Offiziere in türkischen Diensten 313

Dreizehntes Kapitel: Der französische Botschafter La Cour. — Mr. Brown. — Oberst Alexander Gál, Vertreter Kossuth's. — Aus meinem Tagebuche. — Sadik Pascha (Czaika). — Baragnay d'Hilliers. — Haltung des Sultans. — Kriegsschauplatz an der Donau. — Diplomatische Intriguen. — Fremdenlegionen. — Die Polen in Konstantinopel. — Vermittlungsversuche der Westmächte 324

Vierzehntes Kapitel: Aus meinem Tagebuche. — Mein erster Besuch beim Seraskier. — Meine projektirte Verwendung in Batum. — Katastrophe von Sinope. — Betrachtungen hierüber. — Ansichten des Baron Bruck. — Mein Leben in Konstantinopel. — Auffindung der Gräber der Helene Zrinyi und Franz Rákóczy II. . . . 334

Fünfzehntes Kapitel: Kriegsschauplatz in Asien. — Neue Friedensversuche der Westmächte. — Einlaufen der alliirten Flotte in's schwarze Meer. — Die türkischen Wehrkräfte. — Mein Memoire über die politische und militärische Lage in der Türkei und Operationspläne. — Czetz. — Mein Verhältniß zu den Gesandten und den türkischen Würdenträgern 342

Sechszehntes Kapitel: Der Winter von 1853 auf 1854 in Konstantinopel. — Baron Splényi. — Brief Teleky's aus Paris. — Meine Krankheit und Aufenthalt in Smyrna. — Zusammenkunft mit Oberst Türr. — Er verfügt sich zu Omer Pascha, um ihm mein Memoire zu überbringen. — Brief an Omer Pascha 348

Siebzehntes Kapitel: Nachrichten aus dem Hauptquartier Omer Pascha's. — Biographische Skizze des türkischen Oberfeldherrn. — Der letzte Friedensversuch. — Kriegserklärung der alliirten Mächte an Rußland. — Eröffnung der Feindseligkeiten an der Donau. — Niederlage der Türken in der Dobrudscha. — Unentschlossenheit im russischen Hauptquartier. — Belagerung von Silistria. — Rückzug der Russen aus den Fürstenthümern, Besetzung derselben durch Oesterreich 359

Achtzehntes Kapitel: Polnisch-rumänische Pläne. — Sturz Mehemed Ali Pascha's. — Sein Nachfolger Riza Pascha. — Meine Mission wird verschoben. — Zustände auf dem asiatischen Kriegsschauplatze. — Berichte von dort von meinen Freunden: Khurshid Pascha (Guyon), Ismail Pascha (Kmety) und Skender Bey (Fritsch). — Die Schlacht bei Kurukdere. — Ende des Feldzuges in Asien 368

Neunzehntes Kapitel: Eintreffen der alliirten Streitkräfte in den Dardanellen. — Ankunft der beiden Oberkommandanten St. Arnaud

Seite

und Lord Raglan in Konſtantinopel. — Beſprechung mit denſelben bei Lord Redcliffe. — Dislokation der alliirten Truppen. — Die Expedition in die Dobrudſcha. — Concentrirung in Varna. — Großer Kriegsrath. — Die Krimexpedition wird beſchloſſen. — Rückblick auf dieſelbe . . 381

Zwanzigſtes Kapitel: Mein Entſchluß, die Türkei zu verlaſſen. — Die letzten Tage in Stambul. — Ferhad Paſcha (General Baron Stein). — Die in ſeinem Hauſe verbrachten Abende 388

Anhang.

Graf Ladislaus Teleky's Briefe an General Klapka. 1849—1854 411

Erſter Theil.

1820—1848.

Seite

und Lord Raglan in Konstantinopel. — Besprechung mit denselben bei Lord Redcliffe. — Dislokation der alliirten Truppen. — Die Expedition in die Dobrudscha. — Concentrirung in Varna. — Großer Kriegsrath. — Die Krimexpedition wird beschlossen. — Rückblick auf dieselbe . . 381

Zwanzigstes Kapitel: Mein Entschluß, die Türkei zu verlassen. — Die letzten Tage in Stambul. — Ferhad Pascha (General Baron Stein). — Die in seinem Hause verbrachten Abende 388

Anhang.

Graf Ladislaus Teleky's Briefe an General Klapka. 1849—1854 411

Ich blieb als Waise zurück und nichts konnte mir im Leben das liebende Mutterherz ersetzen, die zarte Hand, die dazu bestimmt gewesen, auf meinen Wegen mich zu leiten, in mein empfängliches Gemüth die ersten Keime alles Guten, Schönen und Großen zu legen.

Wie unendlich glücklich würde ich mich gefühlt haben, wenn später, zum Mannesalter herangereift, ich ihr für ihre Pflege, ihre Sorgfalt und Güte meinen heißen Dank bezeugen, für sie jedes Opfer hätte bringen können.

Ein Bild der Erinnerung, das aus meiner ersten Kindheit mir geblieben, ist das Leichenbegängniß meiner Mutter.

Hat man mir so viel davon erzählt oder war der Eindruck, den ich empfangen, ein so tiefer — das Bild blieb treu bewahrt in meiner Brust bis auf den heutigen Tag. Ich sehe noch den ganzen Trauerzug, wie er sich durch die Straßen von Versetz, wo meine Mutter ihre letzte Ruhestätte fand, bewegte und ich, von einer Magd getragen, im schwarzen Anzuge dem Sarge folgte.

Von der Vergangenheit meiner Familie weiß ich nur wenig zu erzählen.

Ich erfuhr später, daß mein Großvater Karl Klapka, aus Znaim in Mähren gebürtig, unter Kaiser Joseph II., kurz vor dem Ausbruche des so unglücklich abgelaufenen letzten Türkenkrieges (1789—90) nach Ungarn gekommen war, um daselbst im Auftrage der Regierung eine Anzahl von Feld-Apotheken im Banat und den angrenzenden Komitaten zu errichten, von welchen ihm nach beendigtem Feldzuge einige als Entschädigung für geleistete Dienste überlassen wurden.

Auch weiß ich, daß er seine Erziehung unter Leitung eines seiner Verwandten, eines früheren Jesuiten, in Wien erhalten hatte.

Ein Onkel von mir, bei dem ich oft meine Ferien zubrachte, erzählte mir von unseren Ahnen, und zwar, daß einer derselben, Johann von Klapka, in der Schlacht am weißen Berge bei Prag als General-Quartiermeister im böhmischen Heere gedient und nach der Niederlage der Böhmen Schutz und Zuflucht in Preußen, später

in Schweden, gefunden habe. Einer seiner Söhne, ein fünfzehnjähriger Knabe, sei allein zurückgeblieben, zum katholischen Glauben gezwungen und den Jesuiten zur Erziehung übergeben worden.

Von diesem, behauptete mein Onkel, stamme unsere Linie ab.

Dies alles wußte er mir aber nur mit einer Zeile aus der Geschichte Böhmen's zu erhärten, wo in der That der Name unseres angeblichen Vorfahren, als beim gräflich Thurn'schen Heere dienend, angeführt wird.

Ob ich ein Nachkomme dieses böhmischen Edelmanns, oder aber von einfachen Bürgersleuten herstamme? Diese Frage hat mir nie eine schlaflose Nacht bereitet. Zur Genugthuung gereicht mir dagegen der Gedanke, daß mein Großvater, der in Ungarn eine neue Heimat gefunden, ein beliebter, hochachtbarer Mann gewesen und daß mein Vater zu den intelligentesten und vorzüglichsten Bürgern seiner Vaterstadt zählte, für deren Wohl er lange Jahre hindurch mit aller Kraft und Hingebung wirkte.

Von meinen fünf Geschwistern waren meine Schwester Julie und ich aus der zweiten Ehe meines Vaters entsprossen. Aus der ersten stammten meine drei Brüder Joseph, Ferdinand und Adolf und meine Schwester Therese.

Meine Brüder Ferdinand und Adolf waren zur Zeit meiner ersten Kindheit auf der Ingenieur-Akademie zu Wien und mein ältester Bruder Joseph lebte mit uns in Temesvár und half meinem Vater in seinen Geschäften.

Meine beiden in der Ingenieur-Akademie erzogenen Brüder traten nach vollendetem Kurse daselbst in die Armee. Der eine von ihnen, Ferdinand, lebt auch gegenwärtig noch als österreichischer General in Pension zu Brünn. Der andere, Adolf, starb als junger Offizier an der Cholera in Galizien. Ebenso starben noch jung an Jahren mein Bruder Joseph und meine Schwester Therese.

Die zweite meiner Schwestern, Julie, verbringt ihre letzten Tage als glückliche Mutter in Temesvár.

Noch hatte ich nicht das fünfte Jahr erreicht, als man mich mit meinen beiden Schwestern in eine Mädchenschule schickte.

Es blieben aus jener ersten Schulzeit so manche Scenen

in meiner Erinnerung, die ein grelles Licht auf die damalige Unterrichts-Methode werfen. So unter Anderem das sehr strenge Strafverfahren des Herrn Catecheten, der wöchentlich einmal zum Religionsunterrichte in die Schule kam.

Derselbe fand besonders die älteren Mädchen der Schule sehr strafbar und verurtheilte sie zu Ruthenstreichen, welche denselben, sans gêne auf die Bank hingestreckt, verabfolgt wurden.

Nach meinem fünften Jahre ließ man mich die sogenannte Normalschule besuchen, wo der Unterricht noch ausschließlich in deutscher Sprache ertheilt wurde. Hier lernte ich Lesen und Schreiben und machte ziemlich rasche Fortschritte, so daß ich, kaum sechs Jahre alt, im Salon meines Vaters mich oft als Wunderkind zu produziren hatte.

Ich wußte bereits viel aus der Geographie, Geschichte, der Arithmetik und blieben diese drei Gegenstände auch später meine Lieblingswissenschaften.

Nach dem Tode meiner Mutter wurden wir der Pflege einer alten Dame anvertraut, die ihrer Aufgabe mit der größten Liebe und Sorgfalt entsprach. Als ich jüngst unter meinen Papieren herumsuchte, fand ich ein gedrucktes Büchlein, das Gelegenheitsstück enthaltend, welches wir vor der alten Frau und zahlreichen Gästen an einem ihrer Geburtstage aufführten. — Es war von einem wandernden Dichter, einem gewissen Schaubach geschrieben, der, weiß Gott woher kommend, von aller Welt verlassen, in unserem Hause freundliche Aufnahme gefunden hat. Als ich die vergilbten Blätter durchlas, trat das Bild des ganzen Abends so frisch und treu vor meine Augen, daß ich meinen Sinnen kaum trauen wollte. Als wir das Stück aufführten, war ich sechs, von meinen beiden Schwestern die eine sieben, die andere neun Jahre alt.

Im Jahre 1825 begab sich mein Vater als Landtags-Ablegat der Stadt Temesvár nach Preßburg. Es war dies ein außerordentliches Ereigniß für uns Kinder und wir blieben nach seiner Abreise noch mehr verwaist als früher. Dagegen sollte uns bald eine Ueberraschung zu Theil werden. Mein Vater vermählte sich zum dritten Male in Wien, und wir harrten mit fieberhafter

Ungeduld der Ankunft unserer neuen Mutter entgegen. Sie kam, doch unser Glück sollte nicht lange währen; die dritte Ehe meines Vaters fiel unglücklich aus. Meine Stiefmutter verließ uns bald wieder, kehrte nach Wien zurück, und unsere Lage blieb dieselbe.

Temesvár war zu jener Zeit eine der freundlichsten und nettesten Städte Ungarn's, so zwar, daß deren Einwohner ganz stolz auf ihre regelrechten Straßen und die ein und zwei Stock hohen Häuser, welche sie zierten, ihr den stolzen Beinamen „Klein Wien" gaben. Die Stadt wurde von einem zahlreichen, sehr wohlhabenden Adel und einer äußerst intelligenten und strebsamen Bürgerschaft bewohnt.

Mein Vater bekleidete, wie bereits früher erwähnt, die Bürgermeisterstelle, war mit allen höheren Persönlichkeiten eng befreundet und es kam in unserm Hause die beste Gesellschaft zusammen, wogegen ich mit allen Gassenjungen der Stadt auf dem besten Fuße stand.

Eines Tages führten mich dieselben auf den Jahrmarkt, wo ein Freund meines Vaters mir eine Trommel kaufte. In meiner Freude darüber und unter fortwährendem Trommeln verlor ich mich im Gewühle, bis ich mich plötzlich allein sah und keinen meiner kleinen Freunde mehr um mich erblickte. Da wurde es mir bange um's Herz und ich fing zu weinen an. Ich lief nach allen Seiten, stieß aber nirgends auf Bekannte, konnte auch den Weg nicht nach Hause finden, da der Jahrmarkt außerhalb der Stadt abgehalten wurde. Es war schon finster, als mich endlich ein städtischer Pandur aufgriff und nach Hause brachte, wo bereits Alles in der größten Angst und Unruhe um mich lebte. Es war dies mein erstes Abenteuer.

Von da an wurde ich zwar etwas mehr bewacht, fand jedoch immer noch genug Gelegenheit zu lustigen Streichen, die ich gemeinsam mit meinen Mitschülern ausführte.

Mein größtes Vergnügen war, den Wach- und Kirchenparaden beizuwohnen, wo ich ganz besonders wieder die Uniform der ungarischen Generäle bewunderte, deren es damals in weit größerer Zahl, wie heute, in der Armee gab. Ebenso erregten meine Neugierde die schönen Kostüme, in welchen die Komitatsherren

bei den Wahlen und andern Festlichkeiten einherschritten. Auch staunte ich manchmal die majestätische Gestalt des Stadthauptmanns Bakitsch an, wenn er von seinem Husaren und einem Panduren begleitet, unter den Käufern und Verkäufern auf den Wochenmärkten der inneren Stadt erschien und einem Jupiter gleich seinen Umgang hielt.

Das Autoritätsprinzip stand damals in voller Blüthe. — Mein Vater verfügte sich nie auf das Stadthaus zu den Sitzungen, ohne von einem Husaren und einem Panduren auf dem Fuße gefolgt zu werden. — Man hielt auf das Prestige und das Volk fand sein Gefallen daran. — Die Reaktion nach den Excessen der französischen Revolution war noch aller Orten fühlbar, von einem Gleichheitsdrange sah man nirgends auch nur die leiseste Spur.

Unsere gewöhnlichen Spaziergänge waren die Bastehen der Festung, von wo man eine schöne Aussicht auf die umliegende Ebene und auf die in weiter Ferne liegenden Versetzer- und Bogsaner Berge hatte. Man vergaß es nie, so oft man uns diese Berge zeigte, die sonderbarsten Erzählungen daran zu knüpfen. So entstand denn in uns der sehnlichste Wunsch, diese Berge auch in der Nähe zu sehen, ein Wunsch, der in meinem siebenten Jahre in Erfüllung gehen sollte.

Eines Morgens kündigte man uns Kindern an, daß wir in acht Tagen eine Pilgerfahrt nach Versetz zu dem Grabe meiner Mutter unternehmen würden.

Die Fahrt dauerte den ganzen Tag und als wir Abends vor Versetz ankamen und aus der nächsten Nähe die Berge erblickten, da waren wir Alle so ergriffen von dem Schauspiel, das sich uns darbot, daß wir nicht aufhörten, uns gegenseitig zu umarmen und abzuküssen.

Man führte uns am nächsten Tage zum Grabe meiner Mutter, ließ uns daselbst niederknieen und ein Gebet verrichten, und dann ging es weiter bis zum Schloßberg hinauf, um von dort das ganze Bild der Umgebung zu schauen. Man kann sich vorstellen, wie hoch entzückt wir davon waren. Keine von all' den Naturschönheiten, die ich später sah, übte auch nur entfernt

denselben Eindruck auf mich; denn die zarte Pflanze erquickt ein Thautropfen schon, während es eines Regengusses bedarf, um einen alten Baum zu erfrischen.

In meinem achten Jahre hatte ich sämmtliche Klassen der Normalschule absolvirt und kam zu den Piaristen auf das Gymnasium, wo ich Latein studirte. Wenn ich bisher keinen Kummer hatte, so fingen jetzt die ersten Spuren davon sich zu zeigen an. Die materielle Lage meines Vaters begann sich täglich mehr zu verschlimmern. Zuerst führte man uns nicht mehr in den schönen Garten, welchen wir außerhalb der Stadt besaßen, da er verkauft werden mußte. Bald darauf hieß es, daß wir auch in unserem Geburtshause nicht mehr verbleiben könnten, weil mein Vater sich gezwungen sah, dasselbe an jemand Andern abzutreten; endlich mußten wir eine Wohnung in der Vorstadt-Fabrik nehmen, wo mir die Räume so kalt und unheimlich schienen und ich mich so unglücklich fühlte, als ob ich all' die Schicksalsschläge, welche meinen Vater trafen, mit ihm empfunden hätte.

In meinem eilften Jahre nahm mich Domherr von Lebzeltern zu sich, um dadurch die Lage meines Vaters zu erleichtern. Er wollte mich zum geistlichen Stande heranbilden, gab jedoch sein Vorhaben bald auf, als er fand, daß meine Natur und meine Neigungen sich nicht dazu eigneten. Ich verbrachte bei diesem humanen, edlen Priester zwei volle Jahre und kam dann nach Kecskemét, um dort die ungarische Sprache zu erlernen, die seit den letzten Preßburger Landtagsbeschlüssen für jeden ungarischen Staatsbürger zur unumgänglichen Nothwendigkeit geworden.

Bis dahin sprach ich nur Deutsch und Lateinisch. Die zwei Jahre, welche ich in Kecskemét bei einem Bruder meines Vaters verbrachte, genügten, um mir auch die ungarische Sprache vollkommen anzueignen.

Ich vollendete hier mit dem besten Erfolge meine Gymnasialstudien, war stets unter den Ersten, sang eine Menge lateinischer und ungarischer, zumeist Freiheitslieder, und kam so ausgerüstet im Jahr 1835 auf das Lyceum nach Szegedin.

Während ich in Kecskemét war, wurde meine Schwester Thereſe mit einem reichen, angeſehenen Temesvárer Bürger, Anton Sprung, vermählt; den Trauungsakt vollzog unſer lieber Freund und Gönner Domherr Lebzeltern.

Ich verbrachte von da an meine Ferienzeit immer bei ihr, und war dies die glücklichſte Zeit meines Lebens. Meine Schweſter Thereſe, eine gefeierte, ſchöne Dame, voll Geiſt und Leben; ihr Mann ein ſeelenguter, ſeiner jungen Frau mit Leib und Seele ergebener Gatte; ich und meine zweite Schweſter Julie, voll Frohſinn und Uebermuth; ſchade nur, daß dieſe Ferien von zu kurzer Dauer waren und ich dann immer wieder unter ſtockfremde Menſchen zurückgeworfen wurde.

Unter den Profeſſoren, deren Vorträge ich auf dem Szegediner Lyceum hörte, befanden ſich auch Cyril Horváth, Profeſſor der Logik und Metaphyſik, und der Hiſtoriker Reiſinger. Beide haben ſich einen bleibenden Namen unter den Gelehrten Ungarn's errungen, und ich habe Beiden das innigſte und dankbarſte Andenken bewahrt. Die Vorträge Reiſinger's beſonders riſſen mich immer hin, denn er war ein freiſinniger Denker, reiner Patriot und verſchmähte es, die Geſchichte ſeines Vaterlandes zu verfälſchen, um damit den höheren Schulbehörden ſich gefällig zu zeigen.

Mein Vater wurde im Jahre 1831 abermals zum ſtädtiſchen Landstag-Delegirten gewählt und verbrachte die darauf folgenden Jahre mit kurzen Unterbrechungen in Preßburg. Ich bat meinen Schwager, ſich bei ihm zu verwenden, daß er es mir geſtatten möge, meine klaſſiſchen Studien aufgeben und mich der militäriſchen Laufbahn widmen zu dürfen. — Mein Vater ging darauf ein und da ich zu jung war, um in die Armee einzutreten, ſo wurde beſtimmt, daß ich mittlerweile bis zu meinem achtzehnten Jahre die Militärſchule in Karanſebes beſuchen ſolle.

Hier verlegte ich mich hauptſächlich auf mathematiſche Studien, wobei mir ein äußerſt talentvoller junger Mann, der ſpäter ſo rühmlich bekannte Geologe, Karl Sonnklar, freundlichſt an die Hand ging. Sonnklar ſtarb vor Kurzem erſt, als Generalmajor in Innsbruck. Zahlreiche, ſehr werthvolle Werke, die er

zurückließ, zeugen von seinem Forschungsdrange und seinem Wissen. Die übrigen Lehrer waren in ihren Fächern meist ziemlich schwach, so daß es mir nicht viel Mühe kostete, ihr bischen Wissen mir anzueignen; im Uebrigen waren sie brave, gute Leute, die mich äußerst freundlich behandelten.

Ich wohnte bei einem alten, pensionirten Oberlieutenant, Namens Ruff, der eine gewählte, kleine Militärbibliothek besaß. Bevor ich Karansebes verließ, hatte ich dieselbe ganz durchgelesen und mit besonderer Aufmerksamkeit die Hefte der Militär-Zeitschrift, welche von dem alten Herrn nur sehr selten aufgeschnitten wurden. Als ich im Jahre 1838 Abschied von ihm nahm, meinte Ruff, daß ich mich wohl zum tüchtigen Offizier heranbilden könne, wenn ich meinem Wissensdrange auch in Zukunft mit demselben Eifer folgen wolle. Seine Voraussagung ist vielleicht nicht ganz unerfüllt geblieben.

Zu Ostern desselben Jahres mußte mein Schwager mit seiner Frau eine Reise nach Wien unternehmen. Ich drang in ihn, mich mitzunehmen, um mich bei dieser Gelegenheit, wenn mein Vater hiezu einwilligte, bei dem dort garnisonirenden Artillerie-Regimente als Kadett assentiren zu lassen. Ich wählte die Artillerie, weil ich erstens in keiner andern Waffe eine meinen Neigungen entsprechende bessere Ausbildung erhalten konnte und zweitens weil mein armer Vater gerade damals in so drückenden Verhältnissen lebte, daß er mir auch nicht die geringste Zulage geben konnte, und diese in jeder andern Waffe, hauptsächlich aber bei der Kavallerie, unumgänglich erforderlich war. Ich glaube es dem Andenken meines Vaters schuldig zu sein, wenn ich hier einen Brief von ihm anführe, welchen er einige Jahre früher meinem Schwager Anton Sprung schrieb. Er schilderte darin die schweren Kämpfe, die auch er, seitdem er Mann geworden, durchzumachen hatte. Der Brief lautete:

Preßburg, am 24. April 1834.

Lieber Toni!

Es ist mir zwar sehr leid, daß Dich Deine Geschäfte hindern, zu mir zu kommen, da ich einerseits die Freude entbehren

muß, Zeuge Eures Glückes zu sein, anderseits aber gerne über Manches mit Dir mündlich gesprochen hätte. Ich will mich damit trösten, daß es nicht mehr lange währen wird, Euch in meine Arme schließen zu können.

Nun, lieber Sohn, sehe ich mich bemüssigt, zur Feder zu greifen und mit vollem Vertrauen als Vater und als Freund mich an Dich zu wenden. Nicht unbekannt ist es Dir, daß ich mein ganzes Vermögen verloren habe; aber weniger bekannt dürfte es Dir sein, wie sich das zugetragen hat. Darum glaube ich Dir diesfalls, ehe ich mein Anliegen mit meinem Vorschlag Dir eröffne, einige Aufschlüsse geben zu müssen, die Dir den Beweis liefern sollen, daß nicht Verschwendung, sondern außerordentliche Unglücksfälle die Schuld daran tragen.

Ich erheiratete mit Theresens Mutter, nach Abschlag der Passiva ein sehr mäßiges Vermögen, worunter die Buchdruckerei, die damals bei guter Leitung ein jährliches Erträgniß von beiläufig 10,000 Gulden Bankzettel abwarf, und hatte daher die Aussicht, unser Vermögen nach und nach zu vermehren. Aber schon im ersten Jahre drängten mich die Gläubiger meiner Vorgänger so sehr, daß ich neue Kapitalien aufnehmen und hiefür mitunter wucherische Zinsen entrichten mußte; wozu sich noch der Umstand gesellte, daß ich bei dem mit der Kammer auf sechs Jahre abgeschlossenen Lieferungs-Kontrakte wegen der schwankenden Zeitverhältnisse bedeutenden Schaden erlitt, der die Einkünfte der Druckerei beinahe ganz verschlang. Kaum 21 Jahre alt, mußte ich schon damals die Qualen drückender Schulden erdulden, aber die zärtliche Liebe meiner unvergeßlichen Frau machte mich alle Leiden vergessen und gab mir Muth, eine Papierspekulation zu unternehmen, die zwar gewagt war, aber glücklich endete. Ich erholte mich und hatte nur mehr 10,000 Gulden zu berichtigen, da drang mein Vater in mich, mein Haus zu verkaufen und ein anderes auf einem leeren Hausgrunde, welchen er besaß, zu bauen. Lange konnten wir uns nicht dazu entschließen, aber der Wunsch des Vaters war uns zu heilig, um ihm zu widerstehen und so geschah es denn, daß ich gegen Ende des Jahres 1809 unser Haus um 40,000 Gulden verkaufte, meine

Schulden mit 10,000 Gulden berichtigte und den Rest von 30,000 Gulden zum Bau des neuen Hauses als Darlehen übergab, welches Darlehen im Jahre 1811 durch den Staatsbankerott auf 6000 fl. W. W. reduzirt wurde. Ich achtete diesen Verlust nicht, da ich, meine liebe Frau und mein Vater in der schönsten Eintracht froh und glücklich zusammen lebten. Aber nicht lange sollte dieses Glück währen!

Im Jahre 1817, dem verhängnißvollsten in meinem ganzen Leben, starb meine Therese an den Folgen der Geburt Deiner Gattin. Vor Gram über diesen unersetzlichen Verlust starb mein Vater am sechsten Tage darauf, und von dem schönen Kleeblatte blieb nur ich zurück, um des herben Schicksals ganze Schwere zu empfinden. — In dieser für mich so schrecklichen Lage konnte und wollte ich keinen Theil an der Abfassung des Testamentes meines Vaters nehmen; und dies benützte meine Schwester M., um ein, den früheren Bestimmungen meines Vaters ganz entgegengesetztes Testament durch ihn, als er schon größtentheils bewußtlos war, unterfertigen zu lassen.

In diesem Testamente waren sämmtliche Legate meiner Geschwister, statt in W. W. in Conv.-M. ausgesetzt, und nebstbei bestimmt, daß die Verlassenschaftshäuser nie verkauft werden dürfen . . .

Späterhin erkannte meine Mutter die im väterlichen Testamente, welches sie mitunterschrieben, eingeschlichenen Fehler und erklärte solches dem Magistrate schriftlich; aber der Stadtrichter G. war mein Feind, weil ich zu seinen Schmutzereien nicht die Hand bieten wollte, und lenkte die Sache dahin, daß wir auf den Rechtsweg verwiesen wurden, wo ich als Kläger gegen meine Mutter hätte auftreten müssen, welches ich in keinem Falle und wenn es mein Leben gekostet hätte, thun wollte! . . .

Im Jahr 1818 ehelichte ich meine zweite Gattin, die kaum 16 Jahre alt und nicht häßlich war. Dieselbe gefiel unglücklicherweise dem Hofrath U., der, bekannt wegen seines ungezähmten Hanges zum schönen Geschlechte, ihr unter Mitwirkung alter Weiber auf alle Arten nachstellte. — Meine Gattin entdeckte mir die diesfälligen Anträge des U. und ich, darüber ent-

rüstet, sagte ihm unter vier Augen Dinge, die ihn allerdings kränken und zur Rache gegen mich entflammen mußten und wovon ich nur zu bald die Folgen empfand . . .

In meinem Erwerbe auf einmal beschränkt, mit der Erhaltung des Druckereipersonals, welches ich in keinem Falle vermindern konnte, und meiner zahlreichen Familie belastet, erforderte es eine beinahe übermenschliche Kraft, um der Last der Sorgen, die durch die Bekleidung des Bürgermeisteramtes noch um Vieles vermehrt wurde, nicht zu erliegen. Mit festem Muthe und Beharrlichkeit trotzte ich meinem widrigen Geschicke, zugleich aber war ich auch besorgt, mir meine sorgenvolle Lage möglichst zu erleichtern. Ich reiste zu diesem Ende im Jahre 1822 nach Wien, um mich von dort aus der Bürgermeisterstelle zu entledigen, und durch St. die Verlassenschaftshäuser, die damals noch einen großen Werth hatten, verkaufen zu lassen. Aber auch hier verfolgte mich mein Mißgeschick, denn nicht nur, daß St. die Häuser nicht verkaufte, hinderte er vielmehr deren Verkauf und arbeitete mit den übrigen Bürgern daran, daß mich Hofrath Ue. mittelst Estaffette zur Magistrats-Restauration berief, um mich zu zwingen, die Bürgermeisterstelle auch fernerhin zu bekleiden.

Diese zweite Epoche war die schädlichste für mich, denn sie verursachte mir einen Verlust bei dem Häuserverkauf und zwang mich noch weitere 12 Jahre, mit des Schicksals Tücke und der Menschen Schlechtigkeit den Kampf fortzusetzen; welcher Kampf mir um so schwerer wurde, da mir die Erziehung und Versorgung meiner sechs Kinder, besonders meiner beiden, damals in der Ingenieur-Akademie zu Wien befindlichen Söhne, namhafte Unkosten verursachten. In dieser höchst mißlichen Lage sah ich mich endlich bemüssigt, Häuser und Druckerei zu jedem Preis zu verkaufen . . .

Um meine und meiner Familie künftige Existenz zu sichern, bemühte ich mich, ein Geschäft auszumitteln, welches mit geringem Kapital betrieben, einen sichern Gewinn abzuwerfen geeignet wäre, und es gelang mir ein solches in der Oelfabrikation auszufinden, die in der gegenwärtigen Zeit mit voller Sicherheit den größten Gewinn, besonders im Banate, gewährt . . .

Ich suchte einen Gesellschafter, den ich auch in dem Oberstuhlrichter K. fand . . .

Da aber wollte es mein Mißgeschick, daß gerade in dem Augenblicke, als die eigentlichen Geschäfte der Oelfabrikation mit Vortheil begonnen werden konnten, die G.'sche Partei, um freien Spielraum für ihre niedrigen Umtriebe zu erhalten, es dahin brachte, daß man mich trotz meines Sträubens, gleichsam mit Gewalt, als Ablegaten zum Landtage sandte. Während meiner Abwesenheit suchte man vor Allem meinem Associé K. begreiflich zu machen, daß er durch mich hintergangen worden sei, was um so leichter gelang, da derselbe, von äußerst überspannten Ideen erfüllt, nur zu leicht von einem Extrem auf das andere übersprang. Unter kränkenden Vorwürfen kündigte er mir die Gesellschaft auf . . .

Dies ist die Geschichte meiner Leiden und die Schilderung meiner mißlichen Lage, die durch die Umtriebe des Stadtrichters G. bis auf den höchsten Grad gesteigert wird und, wenn sie noch länger währt, mir ohne Zweifel das Leben kostet. Darum wende ich mich in vollem Vertrauen, obschon mit schwerem Herzen, an Dich, bauend auf Deinen Biedersinn und Deine mir zugesicherte kindliche Liebe. . . . . .

Im weitern Verlaufe des Briefes fordert mein Vater meinen Schwager auf, an K.'s Stelle sich mit ihm zu verbinden und seiner peinlichen Lage derart ein Ende zu machen.

Mein Schwager ging auf diese Vorschläge ein und Beide gründeten zusammen nicht nur eine neue Oel-, sondern später auch eine Spiritusfabrik. Unglücklicher Weise gelangen aber die Unternehmungen meines Vaters nur halb, manchmal auch gar nicht und so hatte er sein ganzes Leben fortzukämpfen, bis er endlich in seinen alten Tagen, von aller Welt zurückgezogen, in Arad ein ruhiges Leben und Erholung fand. Von hier erhielt ich im Auslande seine letzten Briefe, in welchen er mir das Glück schilderte, welches ihm seine bescheidene Existenz und seine volle Gewissensruhe, verbunden mit der freundlichen Gesellschaft, in deren Mitte er lebte, verschafft hatten.

Mein Vater stimmte meinem Wunsche, mich nach Wien zu verfügen, bei. Wir traten gegen Ende April die Reise an und langten am fünften Tage in Pest an.

Die vor Kurzem noch in ihrem schönsten Emporblühen begriffene Stadt lag in Folge der großen Ueberschwemmung größtentheils in Trümmern.

Ich erinnere mich, in der Sorokſárer Straße, durch die wir fuhren, ganze Reihen von eingestürzten Häusern gesehen zu haben; es waren freilich größtentheils Lehmbauten gewesen, aber der Anblick war trotzdem ein trostloser.

Im Innern der Stadt waren die Spuren der Verwüstung minder zu sehen, doch gab es auch hier zahlreiche Bauten, welche noch starke Spuren der Katastrophe an sich trugen, andere, die gestützt und von Grund auf neu erbaut werden mußten.

Wir stiegen im „König von Ungarn" ab. Dem Hotel gegenüber befand sich das schöne, große Theater, in welchem gerade damals eine sehr beliebte Sängerin, Madame Carl, das Pester Publikum entzückte.

Es war natürlich, daß wir gleich am ersten Abend in's Theater gingen. Man gab „Norma"; ich war von dem Gesange der Künstlerin und dem großartigen Anblick des Innern des Saales überrascht. Das damalige deutsche Theater in Pest war eines der schönsten in Europa, das ungarische, als ich zum erstenmale nach Pest kam, kaum im Entstehen begriffen. Erkel schrieb erst zwei Jahre später seine erste Oper „Báthori Mária".

Ueberhaupt war Pest im Jahre 1838 noch eine rein deutsche Stadt, in deren Straßen man nur selten ungarisch sprechen hörte. Wohl zeigten sich bereits die Keime, welche auf eine schönere Zukunft schließen ließen, aber Niemand, selbst von den feurigsten Patrioten, konnte hoffen, daß in weniger als fünfzig Jahren die Bevölkerung der Hauptstadt sich versechsfachen, während dieser Zeit die deutsche Bevölkerung sich magyarisiren, die deutsche Bühne dahinsiechen, dagegen ein prachtvolles ungarisches Opernhaus mit drei andern großen ungarischen Schauspielhäusern in ihren Räumen von einem ungarisch sprechenden Publikum täglich überfüllt sein würden. Es gibt Träume, die sich ver-

wirklichen; mögen auch die, welche wir für Ungarn's Zukunft heute hegen, von der Vorsehung begünstigt, in Erfüllung gehen.

Von Pest setzten wir unsere Reise auf dem Dampfschiff Arpád nach Wien fort. Diese Reise nahm damals zwei Tage und eine Nacht in Anspruch und gehörte zu den angenehmsten, die man machen konnte.

Mein Bruder Ferdinand, der als Oberlieutenant dem österreichischen Generalstabe in Wien zugetheilt war, kannte die Stadt und führte uns, um recht wohlfeil zu leben, in das alte Hotel „zum goldenen Lamm" an der Wien.

Die ersten paar Tage verflossen mit dem Besuche der Sehenswürdigkeiten der Stadt. Mein Bruder wollte während dieser Zeit mit dem Kommandanten des zweiten Artillerie-Regimentes, Baron Christen, sprechen, um ihn zu bewegen, mich als Kadett in sein Regiment aufzunehmen. Ich hatte kaum mein achtzehntes Jahr zurückgelegt, sah jedoch viel älter aus. Als ich dem Obersten vorgestellt wurde, kam er mit Vergnügen meinem Wunsche nach und ich wurde assentirt.

Kaum in die Uniform gesteckt, las man mir den zu leistenden Eid vor. Als ich ihn sprach, fühlte ich meine Brust beengt, denn ich erkannte, daß ich von nun an kein freier Mensch mehr, sondern nur noch Sklave war, daß ich nicht mehr meinen eigenen Willen hatte, sondern der Wille Anderer über mich verfügte. Diese Fesseln aber, sie entsprangen ja meinem freien Willen, und wer hat deren nicht durch's ganze Leben zu tragen?

Ich gewöhnte mich sehr bald an die strenge, eiserne Disziplin meines Standes, sah deren Nothwendigkeit ein und fügte mich in dieselbe. Ein Glück, daß dem so ist! Wie wäre es sonst auch möglich, in dieser Welt mit vereinten Kräften Großes und Entscheidendes zu erreichen!

Nachdem ich einige Monate hindurch den praktischen Dienst gelernt, kam ich zu Beginn des Winters in die Regimentsschule. Dieselbe bestand aus zwei Jahrgängen, in welchen nicht viel mehr als in der Militärschule zu Karansebes vorgetragen wurde. Bei meinen Vorkenntnissen war es mir nicht schwer, unter meinen Mitschülern stets den ersten Platz einzunehmen.

Zwei Monate des Jahres verbrachten die Schüler der Regimentsschule bei ihren Kompagnien und mußten gleich ihren andern Kameraden die Wache beziehen, den Manövern und Schießübungen beiwohnen.

Nach nicht ganz zweijähriger Dienstzeit wurde ich in das Bombardier-Korps versetzt, wo sich die einzige höhere österreichische Artillerieschule befand. Hier widmete ich mich mit Eifer den höheren mathematischen Studien, konnte sie aber nicht vollenden, da ich schon im Frühjahr 1842 zum Garden und Lieutenant in der königlich ungarischen adeligen Leibgarde befördert wurde.

Mein Vater hatte sich schon längst die Mühe gegeben, seinen alten böhmischen Adel wieder zur Geltung zu bringen; da ihm dies nicht gelang, so kam er um die Ertheilung des ungarischen Adels ein, welche Auszeichnung ihm auch im Jahre 1841 zugestanden wurde.

Der damaligen Gepflogenheit gemäß, wurde ich seitens des Temesvárer Comitats zur Aufnahme in die Leibgarde vorgeschlagen. Mein späterer intimer Freund Sabbas Vukovits war es, dem ich diesen Vorschlag verdankte.

Die königlich ungarische Hofkanzlei in Wien unterbreitete den Vorschlag des Comitats dem Monarchen und hier erhielt er die königliche Sanktion.

Als man mir meine Ernennung zum Gardelieutenant mittheilte, war ich außer mir vor Freude, denn obgleich ich mich an die strengen Vorschriften und harten Entbehrungen, welchen ich mich bisher unterziehen mußte, so ziemlich gewöhnt hatte, so fühlte ich doch manchmal das Bedürfniß, dieser Fesseln los zu werden, um mich wieder als freier Mensch bewegen zu können.

Dies sollte mir nun in vollem Maße in der Garde werden. Kommandant der ungarischen Leibgarde war zur Zeit meines Eintritts in dieselbe der General der Kavallerie, Graf Vécsey, gewesen, der Vater des unglücklichen Generals Vécsey, der bei Arad den Märtyrertod erlitt. Als ich mich dem Grafen noch in der Artillerieuniform vorstellte, bemerkte er plötzlich: „Ich hoffe, Sie schnupfen doch nicht!“

Ich erstarrte vor Schreck und konnte mir nicht erklären, weshalb er an mich diese sonderbare Frage richtete. Auf meine Verneinung sagte er: „Sie tragen doch die Spuren davon an ihrer Nase!“ Nun erinnerte ich mich, daß ich kurz vor der Audienz starkes Nasenbluten gehabt, wovon in der That noch einige Spuren bemerkbar waren. Ich blieb mehrere Tage in der größten Ungewißheit, befürchtend, daß dieser unglückliche Zufall meine Ernennung rückgängig machen könnte. Glücklicherweise hatte der Gardekapitän meinen Worten Glauben geschenkt und so erfolgte im April des Jahres 1842 meine definitive Aufnahme.

Die königlich ungarisch adelige Leibgarde war zu meiner königs-Zeit die schönste Truppe in Wien. 72 junge Offiziere im Alter von 18—26 Jahren, in der prachtvollen, von Silber strotzenden Uniform, das Pantherfell auf den Schultern, sämmtlich feurige ungarische Schimmel reitend, war die Garde, wenn sie bei großen Festlichkeiten ausrückte, ein Stolz für jeden Ungar und ebenso geeignet, die Aufmerksamkeit aller Fremden auf sich zu ziehen. Natürlich richteten auch wir, eitel wie alle jungen Leute, unsere Blicke hauptsächlich nach den Fenstern, woher uns das schöne Geschlecht seine Blicke zuwarf.

Nach den Statuten der Garde war die Dienstzeit in derselben auf fünf Jahre festgesetzt. Wir sollten während dieser Zeit in den verschiedenen Zweigen der Kriegswissenschaft und in anderen Gegenständen unsere Studien fortsetzen, thaten dies aber nur lässig, weil das flotte Leben, welches wir führten, uns von allem ernsten Streben ablenkte. So kam es, daß auch ich meine in der Artillerie erworbenen mathematischen Kenntnisse immer mehr vernachlässigte, statt dieselben fortzupflegen, ein Versäumniß, das ich später im Leben, als ich mein Brod mir selbst erwerben mußte, bitter beklagte.

Am Ende eines jeden Schuljahres wurde uns stets ein licher Erlaß mitgetheilt, in welchem Diejenigen, die durch eifriges Studium sich besonders ausgezeichnet hatten, ihre Belobung erhielten. Ich stand stets unter den Belobten und wurde daher auch mit Vorzug, als ich die Garde verließ, nicht als

Lieutenant, sondern als Oberlieutenant in die Armee und zwar zum 12. Grenzregiment eingetheilt.

Im vierten Jahre meiner Gardezeit hatte ich Bekanntschaft mit einem gewissen Honigberger gemacht. Derselbe war ein Siebenbürger und Bruder des berühmten Dr. Honigberger, der Rundschit-Sing's, des Königs von Lahore, Leibarzt gewesen. Honigberger erhielt von seinem Bruder den Auftrag, einige junge österreichische Offiziere zum Eintritt in die Armee des soeben erwähnten indischen Fürsten zu vermögen. Er hatte sich auch an mich gewandt und ich war entschlossen, seinem Rufe zu folgen. Es war bereits Alles vorbereitet, die nöthigen Einkäufe besorgt, als mein Vater Einsprache dagegen erhob und man meine Quittirung, um die ich eingekommen war, so lange zurückhielt, bis sich Honigberger gezwungen sah, allein abzureisen. Ich blieb mit diesem auch später noch in Verbindung, aber Rundschit-Sing starb und sein Nachfolger Shir-Sing war nicht der Mann, der englischen Herrschaft sich lange entziehen zu können. Der Gedanke, mich früher oder später nach dem fernen Osten zu begeben, lebte aber fort in mir und reifte zum festen Entschlusse, als ich später nach vollbrachter Dienstzeit in der Garde meinem freien Willen folgen konnte. Meine Verhältnisse waren nichts weniger als glänzend. Ich war gezwungen gewesen, in der Garde Schulden zu machen, deren Begleichung mir die fürchterlichsten Sorgen bereitete. Mein Vater war mit dem besten Willen nicht im Stande, mir unter die Arme zu greifen. Es vergingen Wochen und Monate und ich konnte meine Angelegenheiten nicht ordnen; da entschoß ich mich, die Armee zu verlassen und Freund Honigberger zu verständigen, daß er mich im nächsten Frühjahr in Lahore erwarten könne.

Es gelang mir später, meine Gardeschulden auf das Gewissenhafteste zu tilgen, so daß von meinen Gläubigern keiner den geringsten Vorwurf mir zu machen hatte; mit welchen Opfern aber dies geschah, ist eine Frage, über die ich schweigen will.

Bevor ich für immer mein Vaterland verließ, wollte ich noch einmal meine Schwester Julie sehen, und so kam es, daß ich den Winter 1847—48 in einem wallachischen Dorfe, einige Stunden

von Szászváros in Siebenbürgen, verbrachte, und zwar trotz der liebevollſten, zärtlichſten Aufnahme, die ich fand, eben nicht in heiterſter Stimmung.

Ich ſuchte Zerſtreuung in der Jagd, las viel und nahm mir vor, ſpäteſtens im April, trotzdem ich ohne Antwort von Honigberger geblieben, meine Reiſe nach Indien anzutreten.

Da kamen im Februar aus Paris die erſten Zeichen des nahenden Sturmes. In Italien gährte es ſchon längſt. Wir beſaßen in unſerer Einſamkeit nur ein Journal, die offizielle „Wiener Zeitung" und auch dieſe kam uns wöchentlich nur einmal zu. Natürlich verſchlang ich die Nachrichten und beſonders die auswärtigen, welche ſie enthielt, und als ich eines Tages an der Spitze des Blattes die Depeſche las: „König Louis Philipp aus Paris entflohen, die Republik proklamirt!" da ſagte mir eine innere Stimme, daß ich meine Reiſe nach Aſien zu unterlaſſen und in der nächſten Zeit dem Vaterlande allein meine ganze Kraft zu weihen habe. Ich nahm Abſchied von meiner guten Schweſter und begab mich nach Hermannſtadt, um von da auf dem kürzeſten Wege nach Peſt zurückzukehren.

Zweiter Theil.

Der Freiheitskampf 1848—1849.

Erstes Kapitel.

Die Februar-Revolution in Paris und deren Rückwirkung auf Ungarn. — Der Reichstag in Preßburg. — Concessionen der Krone. — Meine Ankunft in Budapest. — Zustände daselbst. — Das verantwortliche ungarische Ministerium. — Der „Radikal kör".

Die Februar-Revolution in Paris wirkte wie ein elektrischer Schlag auf ganz Europa. Die seit langen Jahren in den meisten Staaten aufgehäuften Zündstoffe explodirten mit einem Male und das alte, morsche Gebäude wurde plötzlich bis in seine Grundfesten erschüttert. Auch in Ungarn hielt man den Augenblick gekommen, die so vielfach verbrieften, beschworenen, und eben so oft wieder verletzten, angegriffenen Rechte der Nation mit neuen Bürgschaften für die Zukunft zu umgeben. Die staatliche Selbstständigkeit Ungarn's, die trotz der Ströme Blutes, welche dafür vergossen worden, bisher ein frommer Wunsch geblieben, sie sollte endlich zur Wahrheit werden.

Glücklicher Weise bedurfte es dazu keiner Revolution, da eben der ungarische Reichstag in Preßburg tagte und dieser auf gesetzlichem Wege die Verständigung mit der Krone zu stande zu bringen vermochte.

Die bewegten Tage, wo sich die Nachrichten von allen Seiten überstürzten, verbrachte ich ruhig in Hermannstadt, und hier war es, wo ich den Adreßentwurf Kossuth's und dessen Annahme durch den Reichstag erfuhr, in welchem die Krone auf die dringendsten Bedürfnisse des Landes aufmerksam gemacht, dieselben einzeln angeführt und die Bildung eines unabhängigen Ministeriums als erstes Postulat hingestellt wurde. Einige Tage später traf uns die Nachricht von den Ereignissen in Wien, von dem Rücktritte Metternich's und Appony's und von den Zugeständnissen, welche der Hof betreffs Einführung verfassungsmäßiger Zustände in den österreichischen Erblanden dem Volke gemacht. Am 15. März endlich entschloß man sich auch in Pest

zu einer Bewegung, die zwar unblutig ablief, durch die Proklamirung der bekannten zwölf Punkte aber immerhin ein festes Programm schuf, zu welchem sich sehr bald die ganze Nation bekannte.

Und so ging es immer weiter und weiter. Es war ein Freiheitsrausch, der selbst die Nüchternsten erfaßte, bis sich endlich die Kunde verbreitete, daß der König, dem Willen der Nation nachgebend, Erzherzog Stefan, den Palatin des Reichs, mit der Bildung eines ungarischen Ministeriums betraut habe. Der Jubel war grenzenlos. Nur jenseits der Donau, mit Ausnahme Fiume's, theilte man diese Freude nicht, und ebenso wenig noch in den Thälern der Maros, der Körös und der Kokel, unter den Rumänen und Sachsen in Siebenbürgen.

Die hochherzigen Konzessionen des Monarchen stießen hier auf einen Widerstand, der nicht minder beunruhigend für uns war, wie die Stimmung, welche sich unter den Serben Süd-Ungarn's und selbst unter einem Theile der Slaven in Ober-Ungarn zeigte.

So wie ich die Verhältnisse in Wien kannte, unterlag es für mich keinem Zweifel, daß mein Vaterland neuen schweren Prüfungen entgegenging und daß der Augenblick gekommen sei, wo kein Patriot seiner Pflicht sich länger entziehen durfte. Gedrängt von diesen Gefühlen, machte ich mich auf den Weg nach der Hauptstadt, wo ich in den letzten Tagen des Monats März eintraf.

Ich kam in Pest gerade in dem Augenblicke an, als die Aufregung der Gemüther infolge der ungesetzlichen Ernennung des Obersten Jellacic zum General, Geheimen Rath und Banus von Kroatien, sowie das Widerstreben, welches man bei Hof zeigte, die von dem Grafen Ludwig Batthyány unterbreitete Ministerliste zu sanktioniren, ihren höchsten Grad erreicht hatte.

In den Klubs, in Kaffeehäusern und auf den Straßen hörte man nur von der Nothwendigkeit einer bewaffneten Erhebung sprechen und nur mit Mühe gelang es, die aufgebrachten Gemüther zu beschwichtigen und die Massen zu einer ruhigern Anschauung zu bringen.

Zu was würde auch ein Aufstand in den Straßen Pest's bei dem gänzlichen Mangel an Waffen geführt haben? Die Truppen hielten damals noch fest an ihren Führern, und diese

wieder wären glücklich gewesen, das Volk mit einigen Kartätschenschüssen zu Paaren zu treiben. Ich war unbekannt in Pest, hatte nur wenige Freunde, versäumte aber nicht, wo ich meine Stimme erheben konnte, meine Landsleute dringendst zu mahnen, ihre Ungeduld zu zügeln und unsern Gegnern keinen Anlaß zu bieten, die kaum errungene Freiheit im Blute unserer Jugend wieder zu ersticken. Mehr als die ruhige Haltung des nüchternen Theiles der Bevölkerung trug zur Beschwichtigung der Massen hauptsächlich die bald darauf von Preßburg eingetroffene Nachricht bei, daß der Gesetzartikel, das verantwortliche ungarische Ministerium betreffend, mit der königlichen Sanktion endlich versehen worden sei.

Trotzdem verfloß auch die nächste Woche noch in fortwährender Ungewißheit. Man war in Zweifel darüber, ob auch die andern Gesetze, wie sie von dem Reichstage dem König unterbreitet wurden, sämmtlich angenommen worden seien. Man befürchtete Hinterhalte, weil Batthyány, obgleich am 17. März bereits mit der Bildung des Ministeriums betraut, selbst drei Wochen später noch die Ernennung der von ihm vorgeschlagenen Minister nicht durchzusetzen vermochte. Dieser Unsicherheit ein Ende zu machen, mußte von Pest aus eine fortwährende Pression auf den Reichstag in Preßburg geübt werden, daher die nicht enden wollenden Straßenexzesse und Unruhen, von denen ich häufig Zeuge war.

So oft man neue Versuche in Wien machte, sei es das Kriegsministerium und das der auswärtigen Angelegenheiten für die gemeinschaftliche Regierung zurückzugewinnen, oder aber Ungarn zur Annahme eines Theiles der gemeinschaftlichen Staatsschuld zu bewegen, jedesmal bei ähnlichen Nachrichten ertönte es wie ein Alarmschuß in der aufgeregten Hauptstadt; es wurden Volksversammlungen gehalten, Drohungen ausgestoßen, Deputationen nach Preßburg gesandt und der Reichstag aufgefordert, die Verhandlungen mit der Krone entweder abzuschließen oder abzubrechen.

Mit den vorzüglichsten Rednern der Volksversammlungen wurde ich bald bekannt. Es waren talentvolle, hochbegeisterte, junge

Männer und die vorzüglichsten unter ihnen Vasváry, Petőfy, Jrányi u. A., auf die kalmirend zu wirken keine leichte Aufgabe war.

Endlich erfolgte die Sanktionirung sämmtlicher Gesetze und König Ferdinand kam persönlich nach Preßburg, um den Reichstag daselbst zu schließen.

Die Worte, welche der König bei dieser Gelegenheit vor dem versammelten Reichstage, gegen seinen Vetter, den Palatin Erzherzog Stefan, gewendet, sprach, sind bekannt. Ich wiederhole sie hier nur, um zu zeigen, daß die früheren österreichischen Offiziere, die sich mit aller Hingebung der Sache des Vaterlandes anschließen zu können glaubten, es nimmer vermuthen konnten, dafür eines Tages als Hochverräther behandelt zu werden.

„Ich wünsche von Herzen das höchste Glück," so sprach der König, „meiner treuen ungarischen Nation, weil ich darin auch „das Meinige finde. Was sie daher zur Erreichung desselben „von Mir gewünscht, erfülle Ich nicht nur, sondern übergebe es „hiemit mit Meinem königlichen Worte bekräftigt, Dir, mein „lieber Vetter, und durch Dich der ganzen Nation, in deren Treue „Mein Herz den höchsten Trost und das höchste Glück findet."

Nach diesen so feierlich gesprochenen königlichen Worten gab es kein Zaudern mehr; wir traten in die Dienste des von allen Seiten bedrohten Landes zum Schutze seiner gesetzlichen Rechte und Freiheiten, bereit für dieselben zu kämpfen und mit dem Leben unsere Pflicht zu besiegeln.

Der neu ernannte Kriegsminister Mészáros befand sich noch in Italien und verließ erst später sein Regiment [illegible] Oberst des 9. Husaren-Regiments, um sein Portefeuille zu übernehmen. Bis dahin hatte Batthyány selbst sich die Leitung des Kriegsministeriums vorbehalten, von dessen vollständiger Organisation natürlich noch keine Rede sein konnte. Batthyány berief einige Offiziere, die ihm besonders empfohlen wurden, um mit denselben eine Militärkanzlei zu bilden, die den täglichen Verkehr mit der österreichischen Militärbehörde vermitteln sollte. Unter diesen Offizieren befand sich auch meine früheren Gefährtenden. Jedoch Kossuth und Eine

[illegible] Spitze. Da sich der besondere Gang des Ministeriums

denten erfreuten, und durch diese kam ich in persönliche Berührung mit dem Grafen.

Ich war bis zur Zeit, als ich meine erste Verwendung fand, Mitglied des Radikal-Klubs gewesen, wohin auch Petöfy jeden Abend kam. Wir wurden vertraute Freunde. Ich setzte ihm die Gefahren auseinander, welchen wir entgegengingen, und er zog mich manchmal in eine Ecke, um mir das eine oder das andere seiner noch nicht veröffentlichen Gedichte vorzulesen. Ich hätte damals kaum gedacht, daß wir einst jenen unangenehmen Streit haben würden, der mir den heftigsten Ausbruch seiner Erbitterung und sein stärkstes Schmäh-Gedicht zuzog.

Die Nachrichten von den ersten Unruhen im Banat, besonders von dem blutigen Aufstande in Kikinda, der nur mit Waffengewalt unterdrückt werden konnte, hatte auch unseren Klub in große Aufregung versetzt. Ich that, was ich vermochte, um den Verein zu einer Denkschrift an das Ministerium zu bewegen, in welcher die Bewaffnung der Nationalgarde und die Errichtung von freiwilligen (Honvéd-) Bataillonen als dringendes Erforderniß dargestellt wurde, um die bisher so leicht gewonnenen Errungenschaften auch mit den Waffen in der Hand vertheidigen zu können.

Das Bild, welches eine dieser Sitzungen mir darbot, ist mir bis heute im Gedächtnisse geblieben. Da ich kein besonderer Redner war, so überließ ich das Wort Gaál Sándor, einem Offizier des ersten Szikler Regiments, der von den gleichen Gesinnungen wie ich durchdrungen war.

Als Gaál von der Nothwendigkeit eines größeren Aufgebotes von Kräften sprach, fiel ihm plötzlich der Vorsitzende, der Statistiker Fényes Elek in das Wort, um ihn zu ersuchen, ähnlicher beunruhigender Aeußerungen sich enthalten zu wollen, da für den Augenblick, Gott sei Dank, Ungarn noch von keinerlei ernsten Gefahren bedroht sei.

In solcher Sicherheit wiegte man sich damals noch selbst in der radikalsten Gesellschaft der Hauptstadt. Unser Antrag wurde schließlich dennoch angenommen und Graf Ladislaus Teleky, der Präsident des Klubs, überreichte die Petition am nächsten Tage dem Ministerpräsidenten.

Zweites Kapitel.

Die ersten Anzeichen der Reaktion. — Banus Jellacic. — Meine erste Mission. — Reise in das Szekler-Land. — Maros-Vásárhely. — Hermannstadt. — Klausenburg. — Feldmarschall-Lieutenant Baron Puchner, königlicher Regierungs-Commissär in Siebenbürgen. — Meine Ernennung zum Honved-Hauptmann.

Mit dem königlichen Rescripte, welches das erste verantwortliche ungarische Ministerium bestätigte, wurde „Alles gegeben, was auf dem Papier zu geben möglich war"! So äußerte sich Deák denjenigen gegenüber, welche zur Beruhigung der Gemüther mit dieser Kunde nach Pest geschickt wurden.

Deák hatte Recht, auf dem Papier wurde Alles zugestanden, in Wirklichkeit aber trachtete man durch List oder Gewalt Alles wieder zu nehmen, nicht nur, was man gegeben, sondern auch das Wenige, was wir früher besaßen.

Der Preßburger Landtag war noch kaum geschlossen, als die Reaktion ihre finstern Pläne zu schmieden begann und der blutige Aufstand von Groß-Kikinda war noch kaum unterdrückt, als Schlag auf Schlag weitere Ereignisse folgten, welche die Nation zu der Ueberzeugung brachten, welch' schweren Prüfungen sie entgegenging.

Banus Jellacic proklamirte in Kroatien das Standrecht gegen Jeden, der seiner ungarischen Gesinnung Ausdruck zu geben sich vermessen würde; in der Banat-Konferenz zu Agram wurde der ungarischen Regierung der Gehorsam gekündigt und die vollständige Losreißung von Ungarn ausgesprochen. Dem Beispiele der Kroaten folgten die Serben. In der Skuptsina zu Karlovitz wurde Rajacic zum Patriarchen, Obrist Suplikátz zum Woiwoden gewählt, die Bildnisse von Batthyány, Kossuth, Klauzál an den Galgen genagelt, das Banat, die Bács, ein Theil der Militärgrenze, Baranya, Syrmien, Slavonien zusammen als selbstständige Woiwodschaft beansprucht und ebenso wie in Kroatien jede Verbindung mit der ungarischen Regierung als abgebrochen erklärt. Der wallachische Nationalkonvent zu Blasendorf ging um

einen Schritt weiter und forderte die Zurückgabe an die Rumänen sämmtlicher im Besitze der Ungarn befindlichen Liegenschaften in Siebenbürgen. Selbst die Sachsen rührten sich und erklärten auf ihrer Universitätssitzung zu Hermannstadt, die Vereinigung Siebenbürgen's mit Ungarn nicht zugeben zu wollen. In Oberungarn endlich weilten panslavistische Agenten, an deren Spitze sich Hurbán und Stur besonders hervorthaten, und Angesichts all dieser Gefahren hatte die Regierung beinahe gar keine Macht in der Hand, denn auf die im Lande befindlichen wenigen Linientruppen war bei der feindlichen Gesinnung ihrer Kommandanten kein Verlaß.

Auf dem Papier hatten wir Alles erreicht, aber wie war das Erreichte zu verwirklichen und zu behaupten? Das war die Frage, vor der nun zaudernd der Erzherzog Palatin, Stellvertreter des Königs, und das verantwortliche Ministerium standen. Auf der einen Seite fühlten sie die Pflicht gegen das Vaterland, auf der andern die Rücksicht, welche sie dem von verrätherischen Rathgebern umgebenen Monarchen schuldeten.

Die Aufgabe war keine leichte. Man entschloß sich vor Allem, das Vaterland zu retten.

Am 16. Mai, am Tage nach der in Wien stattgehabten Sturmpetition und der Abreise des Hofes nach Innsbruck, wurde ein Aufruf zur Errichtung der ersten zehn freiwilligen Honvédbataillone erlassen und die Jugend aufgefordert, zur Vertheidigung des Landes, des königlichen Thrones und der Verfassung sich rasch und zahlreich zum Eintritt in die neue Truppe einzufinden.

Der erste Schritt war gethan; das Land war vor einem schmählichen Untergange gerettet.

Ich meldete mich sogleich zum Eintritt in die neue Truppe; bevor ich jedoch noch meine Ernennung erhielt, wurde ich mit einer Mission betraut, deren Verlauf ich hier kurz erzählen will.

Es war in den letzten Tagen des Monats Mai, als ich eines Abends die ganz unerwartete Einladung erhielt, mich zum Grafen Louis Batthyány zu begeben, wo ich im Vorsalon des Ministerpräsidenten meine Freunde Karl Hajnik und Ludwig Gaál fand, die gleich mir dieselbe Einladung erhalten hatten.

Der Graf ließ uns nicht lange warten. Er empfing uns mit folgenden, in ziemlich erregtem Tone gesprochenen Worten:

„Sie kennen," so begann er, „die Nachrichten, welche von „allen Seiten einlaufen. Die Reaktion hat ihr Spiel begonnen. „Der König hat mit dem Hofe Wien verlassen und seitdem „nimmt das Wirrsal mit jedem Tage nur noch mehr zu; die „Folgen davon können Ungarn's Existenz in Frage stellen. Es „ist hoch an der Zeit," so fuhr er fort, „an unsere Vertheidigung „zu denken und die hiezu nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Ich „habe Sie zu mir gebeten, um Sie mit einer Mission in's „Székler land zu betrauen, denn schon zeigen sich auch dort in „einzelnen Gegenden Spuren des Ungehorsams und wenn auch „die Székler von uns abfallen, so ist Siebenbürgen verloren. „Ich habe eine Proklamation an dieses tapfere Volk gerichtet, „welche Sie verbreiten und nach Möglichkeit auch in öffentlichen „Versammlungen vorlesen müssen. Trachten Sie, meine Herren, „daß die Székler ehestens auf die ungarische Verfassung den Eid „der Treue schwören, denn bereits wird mir von Brandschriften „berichtet, die im Csiker Stuhle das Volk gegen die ungarische „Regierung aufregen und mit den Drohworten schließen: Die „Székler hätten nur dem Kaiser, seinen Befehlen „und sonst Niemandem zu gehorchen." — Der Minister-präsident übergab uns hierauf die Proklamation und einen Brief an den kommandirenden General in Siebenbürgen, Baron Puchner, worin derselbe dringendst aufgefordert wurde, angesichts der walla-chischen Bewegung die zur Bewaffnung der ungarischen National-garden nöthige Zahl von Gewehren den betreffenden Behörden nicht länger mehr vorzuenthalten.

Mich hielt der Graf noch einige Augenblicke zurück, um mir zu sagen, wie warm ich ihm von meinem Freunde Emerich Szabó empfohlen worden und wie sehr er wünsche, gleich nach meiner Rückkehr von mir ein treues Bild über die Zustände in Sieben-bürgen zu erhalten.

Die aufgeregte Stimmung, in welcher ich Batthyány traf, machte einen schmerzlichen Eindruck auf mich; ich schrieb sie der schweren Aufgabe zu, welche dieser edle, ritterliche Charakter unter

so verwickelten Umständen auf sich zu nehmen sich gezwungen sah, möglich auch der dunkeln Ahnung, die schon damals seine Seele durchzittern mochte, daß man den gewagten Versuch, sein Vaterland zu retten, später als Waffe gegen ihn benützen und ihn hiefür zur Rechenschaft ziehen werde. Er erkannte deutlich, wie jeder Andere, das scheußliche Gewebe der Reaktion, aber es war zu spät: er konnte als ehrlicher Mann nicht mehr zurücktreten. Sein Loos war beschlossen, es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich für sein Vaterland zu opfern!

Am dritten Tage nach unserer Unterredung mit Batthyány waren wir in Klausenburg, wo wir bei mehreren hervorragenden politischen Persönlichkeiten unsere Aufwartung machten und ich Gelegenheit fand, auch Baron Nikolaus Wesselenyi kennen zu lernen. Der früher so felsenfeste Patriot war kaum mehr ein Schatten von dem, was er einst gewesen. Mit dem Verluste seines Augenlichtes hatte er auch die innere Kraft verloren. Er fühlte nur noch, daß die Zukunft Schlimmes in sich berge, und gab dieser seiner Besorgniß in den traurigsten Worten Ausdruck. Die Herren in Klausenburg schienen übrigens nicht sehr erbaut von unserer Mission. Sie befürchteten, die Szekler könnten in ihren Loyalitäts-Aeußerungen zu weit gehen und Exzesse an den Wallachen begehen, die diese wieder in den Gegenden, wo die Ungarn in der Minderheit, an den wehrlosen ungarischen Bevölkerungen rächen würden.

Als wir ihnen aber mittheilten, was in Kroatien, in der Bácska und im Banat bereits vorgefallen, da wurden sie nachdenklich und wir zogen ruhig weiter unserer Wege.

Zum Ueberlegen und Erwägen war in der That keine Zeit mehr vorhanden; um Ungarn zu retten, mußte gehandelt werden. In Maros Vásárhely, wo man unserer Ankunft bereits entgegensah, wurden wir, als Ueberbringer wichtiger Nachrichten, von einer großen Volksmenge empfangen. Es wurde noch an demselben Tage eine Volksversammlung abgehalten, in der die von uns mitgebrachte Proklamation zuerst vorgelesen und dann in vielen Exemplaren unter die Menge vertheilt wurde. Berzenczey war hier der Hauptredner. Sein zündender Vortrag, die reine

Vaterlandsliebe, welche jedem seiner Worte entquoll, die Redewendungen, die er als geborner Székler den Gefühlen seiner Landsleute vortrefflich anzupassen wußte, endlich die Schilderung von dem vielseitigen, an Ungarn verübten Verrathe, brachte die Zuhörer in eine unbeschreibliche Aufregung und alle schworen einstimmig, für das Vaterland zu leben und zu sterben!

Unser erster Erfolg in Maros Vásárhely war ein vollständiger. Es wurde eine Deputation gewählt, die sich in den Csiker Stuhl (Distrikt) zu begeben und auch dort die Proklamation zu verbreiten hatte, wobei ihr jedoch aufgetragen wurde, um blutigen Zusammenstößen vorzubeugen, mit aller Vorsicht vorzugehen.

Von Maros Vásárhely begaben wir uns nach Udvarhely, dann nach Kezdi Vásárhely und von hier nach Sepsi Szt György. An allen diesen Orten wurden wir enthusiastisch empfangen und überall gab uns das Volk die Versicherung, es werde treu und unerschütterlich zu Ungarn's Fahne halten, und den Verfügungen der ungarischen Regierung stets und überall Folge leisten.

Von Sepsi Szt György begab sich Hajnik nach Hermannstadt, um daselbst Feldmarschall-Lieutenant Puchner aufzusuchen und ihm das Schreiben des Ministerpräsidenten zu überreichen. Gaál und ich verblieben noch einige Tage unter den Széklern, wo wir viele alte Kameraden in ihren guten Gesinnungen zu bestärken und ihre Neugierde zu befriedigen hatten. Hajnik wurde, kaum angekommen, in Hermannstadt auch sogleich arretirt, und nur auf Einschreiten der höheren Behörden wieder freigelassen.

Puchner selbst war bereits in Klausenburg, wohin er sich als königlicher Kommissär zur Eröffnung des siebenbürger Landtages begeben hatte.

Auch mir wäre bei meiner Durchreise durch Hermannstadt einige Tage später bald übel mitgespielt worden. Freunde, welche ich daselbst fand, erklärten mir, daß die Bevölkerung, insbesondere die rumänische, außerordentlich feindlich gegen uns gesinnt sei, und mir nur wenig Gutes bevorstünde, wenn man mich erkennen würde.

Da ich keine Lust in mir fühlte, in den Straßen Hermann-

stadt's unter den Heugabeln und Dreschflegeln eines wüthenden Pöbels den Märtyrertod zu erdulden, so zog ich es vor, den guten Rathschlägen meines Wirthes folgeleistend, dessen Wagen zu benützen, und die so feindlich gesinnte Sachsenstadt je eher je lieber zu verlassen.

Ich begab mich nach Orlat, der Stabsstation des ersten Wallachen-Grenzregiments, wo ich mich von der Stimmung der Grenzer und ihrer Offiziere überzeugen wollte, und von hier aus über Klausenburg nach Budapest.

Während meines Aufenthaltes in Klausenburg besuchte ich F.-M.-L. Puchner, um ihm die vertraulichen Mittheilungen zu machen, welche mir vor meiner Abreise der Ministerpräsident an die Seele gebunden hatte. Ich fand Puchner leidend auf seinem Ruhebette ausgestreckt.

In Mitte der widersprechenden Befehle, welche er bald vom österreichischen Kriegsminister, bald wieder von dem ungarischen erhielt, mochte der Kampf, den der sonst so biedere alte Soldat in seinem Innern zu bestehen hatte, die Hauptursache seiner Krankheit gewesen sein. Er war Ungar von Geburt, hatte seine militärische Laufbahn in der ungarisch adeligen Leibgarde begonnen — und nun sollte er plötzlich das Messer gegen sein Vaterland richten! —

„Was bringen Sie mir aus Pest!" rief er mir entgegen.

„Das Ersuchen an Exzellenz" erwiderte ich, „die für die „Ausrüstung der ungarischen National-Garden bestimmten Waffen, „denselben endlich herausgeben zu wollen. Sie sind Ungar, Ex- „zellenz, fuhr ich fort, und wissen in Ihrer Stellung am besten „was sich unter der walachischen Bevölkerung in Siebenbürgen „in diesem Augenblicke zuträgt. Wäre es möglich, daß Sie Ihre „Landsleute wehrlos diesen Mörderbanden ausliefern könnten? „Der Ministerpräsident kann dies bei Ihrer anerkannten Loyalität „und Ihrem ehrenhaften Charakter unmöglich voraussetzen." Puchner war etwas überrascht von dieser Ansprache, faßte sich jedoch und sagte: „Ich würde mit dem besten Willen den National- „Garden die nöthigen Waffen zur Verfügung stellen, wenn ich „deren in hinreichender Zahl besäße. Es befinden sich im Ganzen

„kaum 1500 bis 2000 alte Gewehre in Carlsburg; diese will „ich gerne den Civilbehörden zur Verfügung stellen." „Es ist „unmöglich," bemerkte ich, „daß in den verschiedenen Zeughäusern „Siebenbürgen's nicht mehr Waffen vorräthig sein sollten, und ich „befürchte, daß Ihre Weigerung, dieselben auszufolgen, den schlech„testen Eindruck auf die Regierung üben und Sie einer großen „Verantwortlichkeit aussetzen dürfte."

Da richtete sich Puchner auf, strich sich mit der Hand die Stirne und sagte schwer aufathmend: „ Was soll ich mehr sagen? „Sie müssen meinen Worten Glauben schenken, ich kann nicht „anders handeln."

Des Abends sah ich einige Herren im Kasino, denen ich meine Unterredung mit Puchner mittheilte. Sie waren sämmtlich entrüstet darüber und witterten Verrath.

Ich eilte nach Pest zurück, um über unsere im Szeklerland erzielten Erfolge, aber auch über die traurigen Erfahrungen, die wir in den andern Theilen Siebenbürgen's machten, gewissenhaften Bericht zu erstatten.

Der Ministerpräsident vernahm mit gespannter Aufmerksamkeit meinen Bericht, nahm mit vielem Dank das Memorandum an, welches ich ihm gleichzeitig überreichte, und kündigte mir an, daß ich während meiner Abwesenheit zum Hauptmann im sechsten Honvédbataillon ernannt worden sei.

„Verfügen Sie sich sofort an Ihren Bestimmungsort und „trachten Sie, daß Ihr Bataillon sobald als möglich mobil ge„macht werden könne."

Mit diesen Worten entließ er mich und damit war meine erste Mission zu Ende. —

Die Szekler aber blieben treu und kämpften und bluteten mit uns bis an's Ende für die heilige Sache des Vaterlandes.

Drittes Kapitel.

Organisirung des sechsten Honvéd-Bataillons. — Reichstagssitzung am 5. Juli 1848. — Krieg gegen die Serben. — Unzufriedenheit mit der Kriegsführung im ungarischen Lager. — Meine Versetzung zum Generalstab. — Abberufung des Generals Berchtold. — Kriegsminister Mészáros auf dem Kriegsschauplatze.

Die Errichtung des sechsten Honvédbataillons ging rasch von statten; es eilten von allen Seiten Freiwillige herbei und in weniger als sechs Wochen konnten wir uns beinahe komplet auf den Kriegsschauplatz begeben.

Wir wurden nach Szegedin beordert, von wo wir mittelst Dampfschiffen weiter nach O'-Becse befördert wurden.

Der serbische Aufstand im Banat und in der Bácska stand bereits in hellen Flammen. Am 16. Juni hatte der Minister des Innern einen Aufruf an die Nation erlassen, in welchem es hieß, daß, nachdem die Serben sich bewaffnet gegen uns erhoben, das ganze südungarische Volk von der Grenze Siebenbürgens bis an die Donau zum Schutze der Integrität des Landes, seiner Verfassung, der Sicherheit der Personen und des Eigenthums gegen die einbrechenden Horden zu den Waffen zu greifen habe.

Gleichzeitig wurden drei königliche Kommissäre mit unumschränkter Vollmacht, der eine für die Bácska, der andere für das Banat und der dritte für die Komitate Csongrád, Arad und Csanád ernannt, welche die Weisung erhielten, die Militärkommandanten in ihrem Wirken auf das Beste zu unterstützen. Ein Zufall gestattete es mir, bevor ich mich auf den Kriegsschauplatz begab, der Eröffnung des Reichstages beizuwohnen, welcher am 5. Juli stattfand. Ich war Zeuge von dem erhebenden Schauspiele, wie die Volksvertreter, von Kossuth's zündender Rede begeistert, einhellig die zur Vertheidigung des Landes nöthigen Subsidien an Geld und Menschen bewilligten. „Moriamur pro patria!“ hieß es diesmal.

Als wir in O'-Becse anlangten, hatten bereits mehrere blutige Gefechte stattgefunden, wobei die Serben im Nachtheile

blieben. Die Hauptpunkte ihres Widerstandes, das stark verschanzte Szt Tamás und die zwischen der Donau und Theiß, vor dem Zusammenflusse dieser beiden Flüsse gelegene Römerschanze, waren jedoch noch immer in ihrem Besitze, von wo sie zum Schaden der ungarischen und deutschen Gemeinden der Umgebung ihre Ausfälle unbehindert fortsetzen konnten.

Der Hauptzweck unserer Operationen konnte daher kein anderer sein, als den Feind, welche Opfer es auch immer kosten möge, aus diesen seinen Réduits zu vertreiben und zum Rückzuge über die Donau zu zwingen. Man zog es jedoch vor, die feindlichen Stellungen nicht anzugreifen, sondern blos zu zerniren, zu welchem Zwecke auch wir, kaum in O'-Becse angekommen, nach Verbász disponirt wurden.

Der Marsch, den wir machen mußten, war ein höchst beschwerlicher, die Hitze während des ganzen Tages eine unerträgliche.

Wir fanden nur wenige Brunnen auf dem Wege und auch diese fast sämmtlich ausgetrocknet. Viele Leute brachen von Durst und Hitze gequält zusammen und konnten weder durch Drohungen noch durch freundliches Zureden wieder auf die Beine gebracht werden.

Der Krieg wurde damals zwischen uns und den Serben sehr grausam geführt; die Gefangenen wurden von den Letztern unbarmherzig abgeschlachtet und den Leichnamen die Köpfe abgeschnitten.

Auch von unserer Seite wurde auf dem Schlachtfelde nur selten Pardon gegeben.

Unsere kleine Kolonne sah sich gezwungen, ihren Marsch zu unterbrechen.

Wir besprachen mit dem Bataillonskommandanten, Major Szabó, das Gefährliche unserer Lage und ob wir an Ort und Stelle bleiben, den Abend abwarten, in diesem Falle uns einem sichern Ueberfalle von Seite der uns ganz nahe stehenden Serben aussetzen, oder aber den Marsch fortsetzen und die zusammengestürzten Leute ihrem Schicksale überlassen sollten. Da wir zur Fortbringung der Kranken und Nachzügler nicht genug Fuhr-

werke bei uns hatten, so wurde beschlossen, daß ich mit meiner Kompagnie als Nachhut zurückbleiben und, wenn vom Feinde mit Uebermacht angegriffen, mich zurückziehen, im bessern Falle aber die zerstreut am Boden liegenden Leute, nachdem sie sich erholt, mit mir nach Verbász zurückbringen möge.

Die Serben griffen mich nicht an und so gelang es mir, die meisten der Zurückgebliebenen zu retten und mit denselben spät in der Nacht in's Verbászer Lager einzurücken.

Es war dies ein ziemlich trauriger Beginn unserer Wirksamkeit im Felde und es schien beinahe, als als ob Feldmarschall-Lieutenant Berchtold, der ungarische Oberkommandant, die löbliche Absicht gehabt hätte, durch diesen Flankenmarsch, so nahe den feindlichen Verschanzungen, unser noch kaum geschultes Bataillon auf eine harte Probe zu stellen, um, wenn es dieselbe nicht bestand, der Regierung damit den Beweis zu liefern, weshalb er bisher gegen die Serben noch nichts Ernsteres unternehmen konnte.

Wir blieben in Verbász mehrere Wochen lang unbeschäftigt, bis sich endlich der Befehlshaber dazu entschloß, einen zweiten Angriff auf die Serben in Szt Tamás zu wagen. Dieser fiel ebenso unglücklich aus, wie der frühere, welcher vor unserer Ankunft auf dem Kriegsschauplatze stattgefunden hatte, und waren die hiezu getroffenen Dispositionen die denkbar zweckwidrigsten, welche man ersinnen konnte. Natürlich trat von Neuem ein mehrwöchentlicher Stillstand in den Operationen ein, wodurch den Serben Zeit zu ihrer weitern Verstärkung, Jellacic aber zu seinen Vorbereitungen in Kroatien eingeräumt wurde, ein offenbarer Verrath, den wir später theuer genug zu bezahlen hatten. Wir befanden uns mehrere Offiziere im Lager, alte Kameraden, gute Patrioten, die wir diese verrätherische Wirthschaft länger anzusehen außer Stande waren.

Es wurde beschlossen, daß sich einer von uns nach Pest begeben solle, um daselbst einige der einflußreichern Mitglieder des Reichstages über diese Zustände aufzuklären und sie zu einer Interpellation im Reichstage zu bewegen. Und so kam es, daß Moriz Perczel in der Reichstagssitzung vom 21. August, den Kriegsminister über die zweideutigen Operationen vor Szt Tamás

interpellirend, gegen den Oberkommandanten der Bácser Armee die härtesten Beschuldigungen erhob und denselben offen des Verrathes anklagte. Der Reichstag und die Regierung waren aber noch so voll des Vertrauens zu Berchtold, daß die Anklage Perczels einen wahren Sturm der Entrüstung hervorrief. Er wurde vom Präsidenten des Hauses aufgefordert, seine Worte zurückzuziehen und, als er dies zu thun sich weigerte, sprach das Haus über die von ihm gebrauchte Sprache seine Mißbilligung aus. *)

Die Klagen, welche aus dem Lager kamen, wurden jedoch mit jedem Tage stärker, so zwar, daß die Regierung sich endlich entschließen mußte, der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen, Berchtold des Kommandos zu entheben und den Kriegsminister Mészáros nach Verbász zu entsenden, um durch sein persönliches Eingreifen in die Operationen dieselben in ein besseres Geleise zu bringen.

Anfangs August wurde ich von meinem Bataillon in den Generalstab versetzt und mit der Verschanzung des Ortes O'-Kér betraut. Ich hatte diese Aufgabe noch nicht vollendet, als ich, von einem heftigen Fieber befallen, im Hause des dortigen serbischen Geistlichen Pflege suchen mußte. Meine Pflegerin war die schöne Tochter des Popen, die sich alle Mühe gab, meinen schmerzlichen Zustand mir möglichst erträglich zu machen. Als ich endlich wieder genas, wollte ich es mir erlauben, ihr als Dank einen Kuß auf die Lippen zu drücken, worauf das Mädchen hoch erröthend zurücksprang, mich wild anblickte und frug, ob ich denn glaube, sie habe als serbisches Mädchen mir keinen hinreichenden Beweis ihrer Zuneigung gegeben, indem sie meine hülflose Lage nicht dazu benützte, meinem Leben ein Ende zu machen; ich möge nun in Gottes Namen weiter ziehen und sie in Ruhe lassen.

Ich führe diese kleine Episode deshalb an, um den tiefen Haß zu kennzeichnen, welcher während dieses unglückseligen Bruderkrieges zwischen Ungarn und Serben herrschte. Mögen ähnliche Zustände nie wiederkehren! —

*) Berchtold focht später in den feindlichen Reihen gegen uns und bestätigte somit den von Perczel gegen ihn ausgesprochenen Verdacht.

Trotz der Abberufung Berchtold's geschah noch immer blutwenig auf unserem Kriegsschauplatze, bis man sich endlich zu einem nochmaligen Angriff auf Szt Tamás entschloß. Nach meiner Genesung hatte ich die Befestigungsarbeiten von O'-Kér wieder aufgenommen, was mich jedoch nicht hinderte, am Tage der Schlacht mich meinem Bataillon anzuschließen.

Das Oberkommando der von O'-Becse über Hegyes, Verbász, O'-Kér bis zu den Römerschanzen, in der Gesammtstärke von 16—18,000 Mann aufgestellten ungarischen Truppen führte diesmal der Kriegsminister General Mészáros in eigener Person, und ebenso leitete er persönlich den Angriff auf Szt Tamás.

Die feindliche Besatzung der nicht sehr starken Verschanzungen, mit welchen der Ort umgeben war, betrug nicht viel über 3000 Mann. Ein wohl kombinirter allgemeiner Angriff würde sehr wahrscheinlich den Platz in unsere Hände gebracht haben; General Perczel bewies dies sechs Monate später, als er mit einer geringeren Macht dieselben Schanzen erstürmte. Die Dispositionen waren aber leider auch diesmal mangelhaft getroffen. Man griff nur an einem Punkte ernsthaft an, ließ die übrigen, bis auf Kanonenschußweite vorgerückten Kolonnen, den ganzen Tag über unthätig stehen und gab endlich, als die wenigen Bataillone die zum Angriff beordert waren, in vergeblichen Stürmen sich ermüdet hatten, das Zeichen zum Rückzuge.

Mein Bataillon war beim Sturme nicht betheiligt und kam kaum in's Feuer, und so war auch ich dazu verurtheilt, den ganzen Tag über als ruhiger Zuschauer dem Kampfe beizuwohnen. Tags darauf bezogen die Truppen ihre früheren Stellungen und Mészáros kehrte nach Pest zurück.

Dieser dritte Echèc von Szt Tamás erfüllte uns jüngere Offiziere mit tiefer Entmuthigung. Wir begannen zu befürchten, daß unsere Führer, ob Patrioten oder nicht, ihrer Aufgabe kaum gewachsen sein dürften, und wenn dies der Fall, so ging das Land den größten Gefahren, wenn nicht seinem Untergange entgegen.

Viertes Kapitel.

Meine Berufung nach Pest. — Unterredung mit dem Ministerpräsidenten Graf Ludwig Batthyány. — Beunruhigende Zustände im Lande. — Vertrauliche Mission zur Sicherung von Komorn. — F.-M.-L. Merz und Oberstlieutenant Majthény Festungskommandanten von Komorn.

Ich war kaum in meiner Station O'-Kér eingerückt, als ich durch einen Kurier den folgenden Befehl vom Ministerpräsidenten Graf Batthyány erhielt:

„Der Ministerpräsident
an Herrn Georg Klapka, Hauptmann
im 6. Honvédbataillon
in Verbász.

Budapest, 22. September 1848.

„Hiemit ertheile ich Ihnen, Herr Hauptmann, den Auf„trag, sich nach Empfang dieser Zuschrift bei Ihrem Kom„mandanten zu melden und ohne jede Verzögerung nach Pest „zu kommen, wo Sie meine weiteren Ordres empfangen „werden. Zur Beschleunigung Ihrer Reise werden Sie alle „Anstalten treffen und trachten, daß Sie ehestens hier anlan„gen. Für Reisespesen möge Ihnen der Bataillonskommandant „60 fl. C. M. ausfolgen lassen.

Der Ministerpräsident
Graf Ludwig Batthyány."

Ich machte mich in Folge dieser Ordre sogleich auf den Weg und traf am 25. in Pest ein, wo ich mich noch an demselben Abend bei dem Ministerpräsidenten meldete.

Die Mission, welche dies Mal der Ministerpräsident mir zugedacht hatte, war eine höchst wichtige.

Während unserer sterilen Kämpfe im Banat und der Bács waren ernste Ereignisse auf dem rechten Donauufer vorgefallen. Banus Jellacic, nachdem er alle streitbaren Kräfte Kroatien's und Slavonien's unter die Waffen gerufen, war mit seiner Hauptmacht, etwa 30,000 Mann stark die Drau und die Mur überschreitend,

in Ungarn eingebrochen und zog nun gegen die Hauptstädte, um daselbst, wie er sich ausdrückte, der ungarischen Wirthschaft ein Ende zu machen. Sein rechter Flügel unter General Roth, 12,000 Mann stark, rückte in langsamen Märschen von Slavonien kommend über Esseg vor, um mit dem Banus sich in Stuhlweisenburg zu vereinigen. Die schwache ungarische Streitmacht, welche Jellacic entgegengestellt werden konnte, sah sich anfangs gezwungen, dem Kampfe auszuweichen; je näher sie jedoch dem Herzen des Landes kam, um so mehr verstärkten sich ihre Reihen, bis sie sich endlich in der Lage befand, bei Pakozd, einige Meilen nördlich von Stuhlweißenburg, Stand zu halten, und in einer gut gewählten Stellung den Feind zu erwarten. Am 29. September kam es hier zur Schlacht. Jellacic wurde geschlagen und sah sich gezwungen, das Schlachtfeld zu räumen. Sein Hochmuth war gebrochen und er bot dem ungarischen Feldherrn einen Waffenstillstand an.

Man ging auf dieses Anerbieten unvorsichtiger Weise ein, und Jellacic benützte die ihm zugestandene Waffenruhe, um bei Nacht und Nebel in einem Flankenmarsche sich auf Raab zurückzuziehen und von da der österreichischen Grenze sich zu nähern. Sein rechter Flügel, die 12000 Mann unter Roth, wurden von ihm im Stiche gelassen und mußten bei Ozora vor Görgey und Perczel ohne einen Schuß gethan zu haben, die Waffen strecken. Das war das klägliche Ende der kroatischen Invasion, an welche die Reaktion so große Hoffnungen geknüpft hatte.

In diese Zeit fiel die Mission, zu deren Ausführung mich Graf Ludwig Batthyány nach Pest berief und die in nichts Geringerem bestand, als in der Rettung und Sicherung der Festung Komorn.

Der Ministerpräsident theilte mir mit, daß er Kenntniß habe von der Absicht des dortigen Kommandanten, die Festung in die Hände des Banus zu spielen oder aber deren Thore zu schließen und auf ihren Wällen die schwarzgelbe Fahne aufzustecken.

„Es wäre dies wahrscheinlich bereits geschehen," fügte der Graf hinzu, „wenn es der patriotisch gesinnten Komorner National-

garde durch die rechtzeitige Aushebung der Donaubrücke und durch ihre drohende Haltung nicht gelungen wäre, das angeblich nach Preßburg bestimmte österreichische Infanterieregiment E. H. Wilhelm zu verhindern, sich in die Festung einzuschleichen." Wer die geheime Macht gewesen, die mit ihren finstern Plänen den Monarchen umspann und an deren Fäden Jellacic und die Führer der Rumänen, Serben und Sachsen, Drahtpuppen gleich, sich bewegten, wurde von Jedermann vermuthet, doch von Niemandem offen ausgesprochen; daß aber der Wiener Kriegsminister mit Jellacic während derselben Zeit konspirirte, als dieser mittelst königlicher Rescripte zur Anerkennung der ungarischen Verfassung wiederholt aufgefordert wurde, daß er ihn mit Waffen, Munition und ganzen Truppenkörpern zu dem Zwecke unterstützte, um damit, dem höchsten Willen entgegen, die durch das königliche Wort sanktionirte ungarische Verfassung zu stürzen: dieses Verbrechen wurde durch die im Wiener Kriegsministerium später aufgefundene geheime Korrespondenz, in der unwiderlegbarsten Weise bestätigt. Und nicht minder fanden sich daselbst die Befehle vor, welche, an alle Festungskommandanten in Ungarn gerichtet, dieselben aufforderten, jede Verbindung mit der ungarischen Regierung abzubrechen und die ungarischen Truppen als Feinde zu betrachten.

Die Lage der früheren österreichischen Offiziere in der ungarischen Armee wurde durch solch' ein Doppelspiel eine höchst peinliche. Sie hatten auf Geheiß des Königs den Eid auf die ungarische Verfassung geleistet und sie mußten sich nun entscheiden, ob sie diesen Eid brechen und zu Verräthern am Vaterlande werden, oder aber für dessen Ehre, Freiheit und für sein politisches Dasein auch ferner kämpfen wollten.

Bei den Meisten siegte das Gefühl der Ehre über jedes Andere! Man hielt sich an den geleisteten Eid und so kam es, daß wir in einen Bruderkampf gedrängt wurden, der für beide Theile so verhängnißvoll werden sollte.

Ich war mit diesen Gefühlen bereits nach Pest gekommen, und als mir Batthyány in warmen Worten die Lage des Landes und die seine Zukunft bedrohenden schweren Gefahren auseinandergesetzt hatte, erklärte ich mich zu jeder Mission, mit der er mich

betrauen wolle, bereit, vorausgesetzt, daß sie nicht meine Kräfte übersteige.

„Die Aufgabe, welche ich in Ihre Hände lege," so sprach der Graf weiter, „ist sehr gefährlich, aber von höchster Wichtig„keit für unsere Sache:

„Sie müssen nach Komorn, um von dort, koste es, was es „wolle, den Feldmarschall-Lieutenant Merz mit allen übrigen öster„reichischen Offizieren, welche den Eid auf die ungarische Ver„fassung zu leisten sich weigern sollten, augenblicklich aus der „Festung zu entfernen, damit in solcher Weise dieses Bollwerk „Ungarns der Nation erhalten bleibe."

Ich erwiderte, daß ich trotz meiner untergeordneten Stellung mich der schweren Aufgabe gerne unterziehen wolle, daran jedoch die Bedingung knüpfe, mit den hiezu nöthigen Vollmachten versehen zu werden.

„Welche Vollmachten wollen Sie?" frug er mich. „Eine offene und eine geheime," war meine Antwort, „die offene, um sie den dortigen Behörden vorzuzeigen, die geheime, um von ihr im Falle der äußersten Noth Gebrauch machen zu können."

Batthyány zog sich auf sein Zimmer zurück.

Nach einer halben Stunde kam er wieder und übergab mir die zwei Vollmachten, von welcher die offene lautete:

„Der Ministerpräsident an Herrn Hauptmann Georg Klapka.

„Budapest, den 26. September 1848.

„Ich fordere Sie hiemit auf, sich sofort nach Komorn zu „begeben, um dort, nachdem Sie sich bei Oberstlieutenant „Majthény gemeldet, sich diesem zur Verfügung zu stellen und „ihm in Allem treu an die Hand zu gehen.

„Sie haben sich von allen in der Festung vorgenommenen „Fortifikations- und Artillerie-Arbeiten die genaueste Kenntniß „zu verschaffen und dafür Sorge zu tragen, daß dieselben „pünktlich und so ausgeführt werden, wie es das Wohl des „Vaterlandes erheischt. Wachen Sie über die Sicherheit der „Festung, machen Sie den Oberstlieutenant Majthény auf Alles

„aufmerksam, was in Bezug auf diese Sicherheit seiner Auf-
„merksamkeit etwa entgangen wäre, damit dies im Einver-
„nehmen mit dem Festungskommandanten, oder wenn es die
„augenblickliche Nothwendigkeit erheischen sollte, auch ohne ihn
„sofort bewerkstelligt werden könne. Ueberhaupt bezeugen Sie
„auch fernerhin Ihre treuen patriotischen Gefühle und Ihre
„hieraus hervorgehende Thätigkeit.

„Der Ministerpräsident:
„Graf Ludwig Batthyány."

Die zweite Vollmacht finde ich leider nicht mehr unter meinen Schriften; diese enthielt Alles, dessen ich bedurft hätte, wenn ich nicht in vermittelnder Weise die Sachen in Ordnung zu bringen im Stande gewesen wäre.

Zwei Tage später war ich in Komorn. Ich kam daselbst am Tage der Schlacht bei Pákozd an. Batthyány hatte mir einige höhere Offiziere, theils Honvéd-, theils Nationalgarde-Offiziere empfohlen, an welche ich gleich nach meiner Ankunft mich wenden möge, die mir bei Erfüllung meiner Aufgabe thätig an die Hand gehen würden. Ich fand dieselben ziemlich beunruhigt über das Schicksal der Festung, denn sie meinten, daß selbst auf den ungarischen Unterkommandanten, auf Oberstlieutenant Majthény, welcher von der Regierung als Ablatus dem Feldmarschall-Lieutenant Merz beigegeben war, kein großer Verlaß sei.

Es müsse gehandelt werden, denn schon zeigten sich einige Truppenabtheilungen von Jellacic auf dem rechten Donauufer, und sie wären überzeugt, daß im Falle ein Corps von Kroaten sich vor der Festung zeigen sollte, die in der Festung befindlichen österreichischen Offiziere Alles daran setzen würden, um den Einzug dieser Truppen zu ermöglichen.

Nach dieser ersten Besprechung verfügte ich mich zu Majthény, dem ich meine offene Vollmacht vorwies, darauf bestehend, daß in erster Reihe der gesammten Besatzung der Eid der Treue auf die ungarische Verfassung abgenommen werden müsse und Alle, die dieses zu thun sich weigern sollten, augenblicklich aus der Festung zu entfernen seien.

Majthényi meinte, daß ein solches Vorgehen leicht zu einem Aufruhr führen und die Festung noch mehr gefährden könnte.

Ich sah sogleich, daß ich es mit einem schwachen, unentschlossenen Mann zu thun habe und traf daher meine eigenen Verfügungen. Sämmtliche Nationalgarde- und Honédkommandanten wurden zu einer zweiten Konferenz eingeladen, in welcher beschlossen wurde, daß am nächsten Tage (es war ein Sonntag) auf dem Platze der innern Festung die Truppen gleich nach der Kirchenparade zur Eidesleistung auf die ungarische Fahne aufzufordern seien, gleichzeitig aber die außer Dienst sich befindlichen Nationalgarden in die innere Festung einrücken sollten, um dem feierlichen Akte beizuwohnen und wenn nöthig die österreichischen Truppen zu entwaffnen. Und so geschah es. Als am nächsten Tage das Bataillon Turszky, ein paar Abtheilungen anderer Linientruppen und die Artilleriemannschaft wie gewöhnlich aus der Kirche kamen, um vor dem Festungskommandanten zu defiliren, trat der Nationalgarde-Major, Graf Eszterházy de Réte, mit der ungarischen Fahne vor die Front, ließ den Befehl des ungarischen Kriegsministers vorlesen, hielt dann eine ergreifende Ansprache und forderte die Truppen auf, den gesetzlichen Eid auf die Verfassung zu leisten. Es trat eine momentane Bewegung ein; ein Theil der Unteroffiziere und die meisten Offiziere traten aus den Reihen und weigerten sich zu schwören; der größte Theil der Mannschaft aber leistete unter donnernden Eljen-Rufen den verlangten Eid.

In dem Momente, als dies geschah, befand ich mich persönlich bei dem Feldmarschall-Lieutenant Merz und als der Lärm in dem Festungshofe immer stärker wurde, begaben wir uns auf den Balkon seiner Wohnung, die der Kirche gegenüber lag.

„Was geschieht denn hier?" frug der alte General.

„Die Vollstreckung des Gesetzes!" erwiderte ich, „die Truppen leisten den Eid auf die ungarische Fahne!"

„So, nun, dann habe ich hier nichts mehr zu thun!" war seine Antwort; — „ich wollte schon längst fort, aber man ließ mich nicht gehen."

Ich behandelte den General mit aller Rücksicht, die mir sein

Alter und seine schwere Stellung einflößten, drückte ihm mein Bedauern aus, daß Ungarn's Wohl und seine Rettung uns zu diesem für ihn so unangenehmen Schritte zwangen, und theilte ihm mit, daß ein guter Wagen zu seiner Verfügung stehe, der ihn noch im Verlaufe des Tages aus der Festung dorthin, wohin er wolle, bringen werde.

In der That reiste Merz noch an demselben Tage ab, wogegen sich die den Eid verweigernden Offiziere viel widerspänstiger zeigten, von Verrath und dergleichen sprachen und die Truppen aufzuwiegeln begannen. Ich begab mich unter dieselben, fand einige alte Kameraden unter ihnen und bat sie, sich in das Unvermeidliche zu fügen, da es zum Debattiren keine Zeit mehr gebe; worauf auch sie die Festung verließen, deren sämmtliche Thore alsogleich von den Nationalgarden besetzt wurden.

Komorn kam so in unsere Hände und es war hoch an der Zeit, denn schon einige Tage später erhielt der neuernannte Festungskommandant Oberst Majthény vom österreichischen Kriegsminister Latour die gemessene Aufforderung, die Thore der Festung dem auf Raab sich zurückziehenden Banus Jellacic zu öffnen und sich unter seine Befehle zu stellen. Diese Depesche wurde aus dem Lager des Banus Jellacic von einem Parlamentär in die Festung gebracht und meinen Weisungen gemäß zuerst mir übergeben. Ich ging zu Majthény, um dieselbe in seiner Gegenwart zu öffnen. Er frug mich, was er darauf antworten solle? Ich setzte mich an den Schreibtisch und verfaßte die Antwort, ließ selbe durch Majthény unterschreiben und übergab sie dem Parlamentär zur weiteren Einhändigung an Jellacic. Wie diese Antwort ausfiel, kann sich der Leser vorstellen.

Es kam Jellacic auch nicht mehr in den Sinn, uns eine zweite Aufforderung zu senden, wohl aber zog er es vor, seinen Rückzug nach Raab und bald darauf bis über die Grenze fortzusetzen, um sich dort unter den Mauern Wiens der Armee des Fürsten Windischgrätz anzuschließen.

Ihm folgte in langsamen Märschen die ungarische Armee, von der in den ersten Tagen Oktobers eine Division, wenn ich mich recht erinnere, die Division Iványka vor Komorn das Lager bezog.

Fünftes Kapitel.

Letzte Disposition in Komorn. — Verschanzung Preßburg's. — Meine Entsendung nach Tyrnau gegen General Simonits. — Brief Kossuth's. — Meine Ernennung zum Generalstabschef des Banater Armeecorps. — Brückenkopf von Tomasovacz. — Neuer Operationsplan. — Sieg über die Serben. — Jarkovacz. — Uebernahme der Generalstabs-Sektion im Kriegsministerium. — Eine Unterredung mit Kossuth. — Plan für die Winter-Campagne. — Budapest wird geräumt.

Das stärkste Bollwerk Ungarn's war in solcher Weise gerettet. Nachdem ich auch die übrigen Fragen, die hinreichende Bewaffnung der Festung, die Verstärkung ihrer Werke, die Munitions- und Verpflegungszufuhren mit dem Festungskommandanten, Baron Majthény, und den Fach-Offizieren geordnet hatte, konnte ich Ende Oktober gänzlich beruhigt die Festung verlassen, um einem Befehle nachzukommen, welcher mir von Seite des Landesvertheidigungs-Ausschusses mittlerweile zugekommen war. Diese Ordre von Nyári Paul, dem Stellvertreter des Präsidenten Kossuth, welch letzterer bei der Armee verweilte, unterfertigt, lautete:

„Offene Ordre,

„zufolge welcher Herr Major Klapka mit der Befestigung der „Stadt Preßburg betraut wird — alle Civil- und Militär- „behörden der Umgebung Preßburg's werden aufgefordert, den „Herrn Major Klapka bei seiner Mission in jeder Weise zu „unterstützen; die Herren Regierungs-Kommissäre aber werden „ersucht, ihm hilfreich an die Hand zu gehen.

„Pest, am 23. Oktober 1848.

„Der Landesvertheidigungs-Ausschuß:
„Nyári Paul m. p."

Ich hatte während meines Verweilens in Komorn meine Ernennung zum Major im Generalstabe erhalten, das letzte Zeichen der Anerkennung, welches mir Graf Batthyány zu Theil werden ließ.

Der edle Graf fühlte sich nicht stark genug, die ganze Last der Verantwortlichkeit nach der Abreise des Erzherzogs Stefan auf sich allein zu nehmen; er reichte seine Demission ein und das Gleiche thaten auch die übrigen Minister. An die Stelle des dem Könige und der Nation verantwortlichen ungarischen Ministeriums trat ein dem Reichstage allein verantwortlicher Landesvertheidigungs-Ausschuß, zu dessen Präsidenten einstimmig Kossuth gewählt worden war.

Als ich in Preßburg ankam, befand sich die ungarische Armee hart an der Grenze Oesterreich's. Kossuth, als Präsident des Landesvertheidigungs-Ausschusses, hatte an Windischgrätz seine bekannte Aufforderung gerichtet, die Feindseligkeiten einstellen und die Belagerung Wien's nicht weiter fortsetzen zu wollen.

Windischgrätz hielt den Parlamentär Kossuth's, den Obersten Iványka, als Gefangenen zurück und gab natürlich auf diese Aufforderung keine Antwort. Hierauf überschritt die ungarische Armee die Grenze und es kam am 30. Oktober zur Schlacht bei Schwechat. Die Ungarn wurden geschlagen und zum Rückzuge über die Leitha gezwungen.

Während dieser vielbewegten Tage hatte ich, unterstützt von der Preßburger Bürgerschaft, mit den Verschanzungen vorerst in der Blumenau begonnen. Alles arbeitete, Jung und Alt, Bürger und Geistliche, und ich konnte schon in wenigen Tagen einige Werke vollenden, die für den ersten Schutz so ziemlich hinreichend schienen. Da kam die Nachricht, General Simonits wäre, von Schlesien kommend, in's Waagthal eingedrungen, habe die dort aufgestellten schwachen ungarischen Abtheilungen zurückgeworfen und sei im raschen Anzuge auf Tyrnau begriffen. Kam er bis Tyrnau, so bedrohte er natürlich auch Preßburg, welches vollständig ohne Besatzung war. Die Bestürzung war eine allgemeine, und ich erhielt Befehl, die Leitung der Befestigungsarbeiten einem Andern zu überlassen, mich selbst aber augenblicklich nach Tyrnau zu begeben, daselbst sämmtliche Nationalgarden aus den umliegenden Komitaten um mich zu sammeln und durch eine Scheinvertheidigung Simonits so lange hinzuhalten, bis man mir die nöthigen Ver-

stärkungen schicken würde, um denselben auch angreifen und schlagen zu können.

Ich erinnere mich, welchen Eindruck die Konzentrirung dieser sonderbaren Streitmacht auf mich machte. Es kamen Tag und Nacht größtentheils mit Sensen, theilweise auch mit Jagdgewehren bewaffnete Nationalgarden an, die nichts weniger als das Aussehen hatten, sich mit frohem Muthe dem Feinde entgegenwerfen zu wollen.

Zum Ueberfluß schickte man mir aus Preßburg per Pferdebahn eine Feldbatterie von sechs Geschützen, ohne Bespannung und ohne Bedienungsmannschaft.

Als diese Batterie im Bahnhofe ankam, standen die Vortruppen von Simonits kaum mehr eine Stunde von der Stadt entfernt.

Ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, um die Geschütze nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, als sie in derselben Weise zurückzusenden, wie man sie mir zukommen ließ, und den Regierungskommissär zu bitten, dieselben so lange in Verwahrung zu halten, als er nicht auch dazu die nöthigen Pferde und Mannschaft schicken könne. Als sich endlich einige feindliche Patrouillen schon in der Nähe der Stadt zeigten, zog ich mich auf Modern zurück, besetzte daselbst einen vor dem Städtchen befindlichen Wald und die links daran grenzenden Weingärten, und ließ in Tyrnau blos eine schwache Arrièregarde zur Beobachtung des Feindes zurück.

Simonits mochte keine Ahnung von der Stärke haben, über welche ich verfügte, denn er wagte es nicht, von der Stadt Besitz zu nehmen. In der Nacht zum 1. November aber erhielt ich folgendes Schreiben aus Preßburg von Kossuth, das meiner kritischen Lage ein Ende machte:

„Herrn Major Klapka,

Tyrnau.

„Diese Nacht erhielt ich von Ihnen einen Bericht, daß Sie sich gezwungen sehen könnten, sich heute Morgens von Tyrnau nach Preßburg zurückzuziehen. Wenn Sie dies wirklich thun müßten,

Herr Major, so kommen Sie nicht mit Ihrer, wie immer großen Truppe in die Stadt, sondern nehmen Sie vor derselben gegen Tyrnau jene Position ein, welche Sie einerseits zur Vertheidigung der Stadt Preßburg, anderseits aber auch, so Gott will, zur Cernirung des Feindes für die zweckmäßigste halten; denn nachdem unser Heer von der Leitha im Rückzuge begriffen ist, habe ich verfügt, daß 8000 Mann und 3 Batterien hieher zu eilen haben. Ich hoffe, daß dieses effektuirt werden wird.

„Preßburg, 31. Oktober 1848.

„Der Präsident des Landesvertheidigungs-Ausschusses:

„Ludwig Kossuth m. p."

In zwei Tagen kam die angekündigte Brigade an, mit der wir dann vereint, unter dem Kommando des Obersten Guyon, Simonits angriffen und über die Grenze nach Mähren zurückdrängten. Ich entließ nun die Nationalgarden und kehrte nach Preßburg zurück, wo ich zum ersten Male mit Görgey zusammenkam. Derselbe war bereits zum General en chef der obern Donauarmee ernannt, empfing mich als alten Gardekameraden sehr herzlich und theilte mir seine Ansichten über die bevorstehende Vertheidigung des Landes mit. Ich erfuhr in Preßburg Details über unsere Niederlage bei Schwechat, über die Zustände auf dem südlichen Kriegsschauplatze und die sehr mißliche Lage der Dinge in Siebenbürgen. Es waren dies traurige Nachrichten, in die ich noch versunken war, als mir vom Landesvertheidigungs-Ausschusse der Befehl wurde, mich als Generalstabschef des Banater Armeecorps, welches gegen die Serben operirte, sofort nach Groß-Becskerek zu begeben. Der Kommandant dieses Corps war General Ernest Kiß, einer der reichsten Kavaliere des Landes, dessen große Besitzungen sich eben auf dem Kriegsschauplatze befanden, die zu schützen er nicht minder bestrebt war, wie dem Feinde zu schaden. Er wurde dadurch schwankend und konnte nur mit Mühe zu einem energischen Entschlusse bewogen werden.

General Vetter diente an seiner Seite als Zweiter im Kommando. Bei meiner Ankunft in Groß-Becskerek hatte General Vetter die Dispositionen zur Erstürmung des Brückenkopfes von

Tomasovacz, des Schlüssels der feindlichen Stellung an der Temes, bereits getroffen gehabt, und da ich daran nichts ändern wollte, so gelangten sie am 5. Dezember zur Ausführung.

Im Brückenkopfe von Tomasovacz stand der serbische General Knicsanin mit einer hinreichenden Kraft, zumeist aus türkischen Serben bestehend, die, wie bekannt, sowie die Türken selbst, sich vorzüglich auf die Vertheidigung verschanzter Stellungen verstehen. Wir griffen wiederholt an; die Spitzen einzelner Sturmkolonnen gelangten bis zur feindlichen Brustwehr; die Tapfersten drangen in die Schießscharten ein, doch es war vergeblich und vergeblich war die Aufmunterung, welche der Corpskommandant durch sein persönliches Beispiel den Truppen gab; diese konnten sich in der Schanze nicht festsetzen, wurden jedes Mal in den Graben zurückgeworfen, und der Versuch mußte aufgegeben werden.

Hierauf wurde ich vom Corpskommandanten beauftragt, einen neuen Operationsplan zu entwerfen.

Ich hielt mich bei demselben weniger an den Angriff einzelner feindlichen Stellungen, wohl aber wollte ich die serbische Streitmacht im Banat mit einem Schlage brechen und deren Reste dann über die Donau zurückwerfen.

Zu diesem Zwecke sollte Oberst Damjanich von Versetz und Weißkirchen aus mit seinen Abtheilungen die allgemeine Operation durch Erstürmung der feindlichen verschanzten Lager bei Alibunar und Karlsdorf einleiten, sodann sich gegen den Rücken der feindlichen Hauptstellung an der Temes wenden und schießlich über Jarkovacz zum gemeinschaftlichen, entscheidenden Angriff mit dem von Groß-Becskerek vorrückenden Gros des Armeecorps sich vereinigen. Die Ausführung dieses Planes begann mit den glänzenden Erfolgen, welche Damjanich bei Alibunar und Karlsdorf erfocht, wo er die feindlichen Verschanzungen erstürmte und deren Besatzungen zur Flucht nach Pancsova zwang; sie wurde fortgesetzt durch die Vorrückung gegen Jarkovacz, wo Damjanich am 15. anlangte, so daß Tags darauf der allgemeine Angriff auf Tomasovacz und den dort befindlichen Brückenkopf erfolgt wäre, wenn die Serben uns nicht zuvorgekommen und Damjanich mit ihrer ganzen Macht in der Nacht vom 15. auf den 16. ir

Jarkovac überfallen hatten. Es kam zu einem mörderischen Straßenkampfe, der Ausgang zweifelhaft für die Ungarn, gegen Morgen kam der vollständige Rückzug der Serben hörte, die in wilder Flucht auf der Straße nach Jankova ihre Rettung suchen mußten.

Ich verbrachte diese Nacht im Hause des Popen in Orlovat, wo ich beschlossen war, daß wir erst am nächsten Tage mit allen Truppen gemeinsam angreifen würden. Wir hatten in einer Hütte Obdach gefunden, deren Besitzer einige Tage früher, des Verrathes angeklagt, von den Serben ermordet worden war.

Die Nacht war mondhell. Plötzlich gegen 1 Uhr nach Mitternacht vernahmen wir Kanonendonner von Jarkovac her. Ich lief auf das Dach der Hütte, von wo ich mich rasch überzeugen konnte, daß man Jankovac überfallen hatte.

Als ich die diese Nachricht meldete, war es mir vor, wie in den Knochen mir einen Frevel vertragen konnte. Seine Vermuthung trafen ihn, als gegen 4 Uhr Morgens im Hofe über die Donau schwommen kam mit einem Boote von Jankovac, in welchem dieser dem Popen eröffnete, daß er sich aus dem Lager davongestohlen und einen Theil der Besatzung dem Feinde zu überlassen gewonnen war. Der Tagesanbruch wollte er noch vorüber und Alles wieder gut machen. Es blieb uns Angesichts dieser Lage nichts übrig, als mit einem Theile der uns verbündeten Truppen schleunig gegen den Brankenhof vorzurücken, denselben zu nehmen und Jankovac der Tagesanbruch zu dem kürzesten Weg die nöthigen Verstärkungen zukommen zu lassen. Wir fanden den Brankenhof verlassen und die Brücke über die Donau in Brand gesteckt, vermuthlich von diesen selben, daß der Feind eine ganze Kraft zu dem nächtlichen Ueberfalle auf Jankovac verwendet hatte, und noch hinreichend Mannschaft daselbst Jankovac halten konnte. Im Brankenhofe lagen ein paar Dutzend massacrirter Leute im Boden zerstreut, mit welchen der grausame Feind in einer wilden Wuth uns verhöhnen zu wollen schiene.

Wir setzten uns nun auf einem andern Wege Jankovac zu Hilfe zu eilen, denn der Feind auf diesem Wege angegriffen, als uns von Boten entgegenkamen, welche uns von dem glück-

zenden Siege der Ungarn und der Flucht des Feindes in Kenntniß setzten. Leider war hiebei der reiche und bevölkerte Flecken Jarkovacz von den Unsrigen in ihrer ersten Rachewuth angezündet und zum großen Theil geplündert worden.

Dasselbe Schicksal traf auch Tomasovacz, obgleich ich Alles that, um diesen unnützen Verwüstungen Einhalt zu thun. Immerhin war der Schlag, welcher den Serben hier beigebracht worden, ein so entscheidender gewesen, daß sie sich von da an im offenen Felde mit uns nicht mehr zu messen wagten. Während ich noch damit beschäftigt war, unsern Sieg nach einer anderen Richtung hin auszunützen, erhielt ich unerwartet den Befehl aus Budapest, aus dem Banater Hauptquartier sogleich nach der Hauptstadt zu kommen und mich daselbst beim Landesvertheidigungs-Ausschusse zu melden. Ich traf in Budapest ein, als unsere Sache am Scheidepunkte stand. Windischgrätz war Mitte Dezember in Ungarn eingebrochen und hatte Görgey von der Grenze bis in die Nähe der Hauptstädte zurückgedrängt.

Perczel's Corps, dazu bestimmt, Görgey's linke Flanke zu decken, war bei Móór entscheidend geschlagen und zum Theil zersprengt worden.

Es herrschte dumpfe Stille in den Straßen von Budapest. Trauer und Besorgniß erfüllten die Gemüther, man wußte nicht, was der nächste Tag bringen werde. Ich begab mich zum Landesvertheidigungs-Ausschusse, den ich in voller Sitzung fand.

Pázmándy, Nyári, Baron Josika Miklós, Graf Eszterházy Mihály, der Siebenbürger Pálfy János und Andere saßen um den Tisch herum.

Nachdem ich mich den Herren vorgestellt, wies ich auf den Befehl hin, infolge dessen ich nach Budapest gekommen, und bat dieselben, mir die Mission mitzutheilen, mit der man mich betrauen wolle.

Niemand gab mir eine Antwort.

Endlich brach Nyári das peinliche Schweigen mit den Worten: „Verfügen Sie sich in das Nebenzimmer, dort werden Sie den Präsidenten finden."

Ich begab mich dahin und fand Kossuth in Gedanken vertieft am Schreibtische sitzend. —

„Ich bin gekommen, Herr Präsident, mir Ihre Befehle zu zu erbitten," sagte ich ihm.

Er blickte mich an und entgegnete:

„Ich habe Sie hierher berufen, damit Sie an der Seite „des Generals Vetter die Leitung der Generalstabs-Sektion im „Kriegsministerium übernehmen mögen. Die Niederlage Perczel's „bei Móór hat uns die letzte Hoffnung benommen, mit Aussicht „auf Erfolg dem Feinde eine Entscheidungsschlacht unter den „Mauern von Ofen liefern zu können. Was hat Ihrer Ansicht „nach zu geschehen, um der Vertheidigung des Landes eine bessere „Wendung zu geben?"

Gefaßt auf diese Frage und, in Folge einer Unterredung, die ich früher schon mit Vetter hatte, mit der Situation hinlänglich vertraut, gab ich zur Antwort, daß meiner Ansicht nach die folgenden Beschlüsse zu fassen wären, wenn überhaupt Ordnung und Methode in unsere Kriegführung treten und das stark erschütterte Vertrauen wieder hergestellt werden solle. Vor Allem sei der Rückzug in das Innere des Landes und das zeitweilige Aufgeben der Hauptstädte nothwendig. Hierauf habe die Concentrirung sämmtlicher verfügbaren Streitkräfte am linken Ufer der Theiß zu erfolgen, um, wenn dies geschehen, mit einer dem Feinde überlegenen Streitmacht die Offensive wieder ergreifen und die verlornen Landestheile zurückerobern zu können. Handelten wir anders, so würden wir stückweise Alles verlieren.

Ich bezog mich auf das Beispiel der Russen im Jahre 1812 und auf das der Spanier in ihrem Kriege gegen die Franzosen zur Zeit Napoleon's.

Kossuth schien augenscheinlich befriedigt über diese von mir ausgesprochene Meinung und erklärte, daß dies auch seine Ansicht sei, und daß man bereits beschlossen habe, die Regierung nach Debreczin zu verlegen.

„General Bem rückt siegreich in Siebenbürgen vor," setzte er „hinzu, „er hat Klausenburg wieder genommen. Debreczin, wo „man sich außerdem auf eine patriotische Bevölkerung stützen

„könne, sei somit der sicherste Sitz für die Regierung ebenso-
„wohl, wie für den Reichstag."

Er bat mich, sogleich zu General Vetter zu gehen, um mit diesem vereint alle nöthigen Vorkehrungen zur Räumung der Hauptstädte und zur Sicherung des Rückzuges der Armee auf das linke Donauufer zu treffen. General Vetter war damals provisorischer Kriegsminister in Abwesenheit von Mészáros, der sich auf dem Kriegsschauplatze in Oberungarn befand.

Am 31. Dezember, dem Tage nach meiner Unterredung mit Kossuth, beschloß der Reichstag auf Antrag des früheren Ministerpräsidenten Batthyány, daß die Regierung sich unverweilt nach Debreczin und eine aus beiden Häusern gewählte Deputation sich zu dem Fürsten Windischgrätz begeben möge, um mit diesem über die Einstellung der Feindseligkeiten zu unterhandeln.

Batthyány's Antrag beschränkte sich darauf, blos die Regierung nach Debreczin zu verlegen, wogegen der Reichstag sich vorderhand vertagen und die weitern Ereignisse abwarten solle.

Der Reichstag ging auf den letzteren Theil des Antrages nicht ein, sondern bestimmte, daß mit der Regierung auch der Reichstag sich nach Debreczin zu verfügen und dort seine Thätigkeit von Neuem aufzunehmen habe.

Das traurige Schicksal, welches der an Windischgrätz gesandten Deputation beschieden war, ist bekannt; es war der letzte Schritt Batthyány's, der damit sein Vaterland vor den weitern Gräueln des Bürgerkrieges bewahren wollte und der den hochherzigen, edlen Patrioten in den Tod führte. —

Mittlerweile entwarf ich mit General Vetter einen allgemeinen Operationsplan, welcher dem kommenden Winterfeldzuge zur Grundlage dienen sollte. Derselbe wurde am 2. Januar 1849, als die Regierung die Hauptstadt bereits verlassen hatte, in den bei dem Regierungskommissär Landislaus Csány versammelten Kriegsrathe nach heftiger Widerrede Perczel's, der aber endlich auch darauf einging, von allen Anwesenden gutgeheißen und angenommen.

Am 3. Januar fand das letzte Gefecht zwischen der Nachhut Görgey's und einer österreichischen Kavallerie-Brigade bei

Tétény statt, in der Nacht vom 4. auf den 5. Januar war Budapest von unsern Truppen vollständig geräumt und am 5. Januar um 1 Uhr Nachmittags zog Windischgrätz in die verlassene Hauptstadt ein.

Sechstes Kapitel.

Regierung und Reichstag in Debreczin. — Niederlage Mészáros' vor Kaschau. — Meine Ernennung zum Kommandanten des Armeecorps an der obern Theiß. — Ankunft in Tokay. — Die ersten Verfügungen. — Brief Szemere's. — Erster Tagesbefehl.

Wir befanden uns, General Vetter mit mehreren Beamten des Kriegsministeriums, auf dem Wege nach Debreczin, als uns in Török St. Miklos die Hiobspost von der Niederlage Mészáros' bei Kaschau ereilte. Es waren große Anstrengungen gemacht worden, um General Mészáros in die Lage zu bringen, das viel schwächere Corps des österreichischen Generals Schlick zu erdrücken, und es trat das Gegentheil ein. Die Nachricht lautete, daß Mészáros, total geschlagen, mit den Trümmern seines Corps sich nach Tokay zurückgezogen habe und nur mit einigen schwachen Abtheilungen noch Miskolcz und die Umgebung besetzt halte. Mußte Mészáros sich auch von Tokay zurückziehen, so stand dem Feinde der Weg, und zwar der kürzeste, nach Debreczin offen und der Sitz der Regierung und des Reichstages war gefährdet.

Die Stimmung, die wir in Debreczin in Folge dieser Niederlage vorfanden, war eine äußerst gedrückte; auch konnte der Reichstag wegen Mangel an Deputirten noch nicht eröffnet werden. Trotz aller Mühe, die wir uns gaben, etwas Klarheit in die Situation zu bringen und die nöthigen Verstärkungen an die obere und mittlere Theiß zu senden, gelang es nur schwer, dieser Aufgabe zu entsprechen. Da wurde ich zu Kossuth berufen. Der Präsident frug mich, ob ich die Kraft in mir

fühle, das Kommando an der obern Theiß an Stelle des Generals Mészáros zu übernehmen? Auf meine Bemerkung, daß ich in meiner Eigenschaft als Generalstabsmajor diese Aufgabe nicht übernehmen könne, weil es bei jener Armee im Range viel höhere Offiziere gebe und diese, durch meine Ernennung verletzt, das dortige Lager sicher verlassen würden, erwiderte Kossuth, daß dem leicht abzuhelfen wäre und am nächsten Tage erhielt ich mein Obersten-Patent, mit der gleichzeitigen Ernennung zum Kommandanten des Armeecorps an der obern Theiß.

An meinem Bestimmungsorte am 10. Januar in Tokay angelangt, übernahm ich daselbst sogleich das Kommando. Mészáros aber theilte ich im Namen der Regierung mit, daß seine Gegenwart in Debreczin dringendst geboten sei, da nur er, als gesetzlich vom König ernannter Kriegsminister, die nöthige Autorität besitze, die Bande des Gehorsams und der Disziplin im Heere auch fernerhin aufrecht zu erhalten.

Der alte Herr erklärte sich mit dem Wunsche der Regierung einverstanden und wünschte mir in etwas sarkastischem Tone mehr Glück, als es ihm zu Theil geworden, zeigte mir die schlecht bewaffneten Bataillone, aus welchen das Corps zusammengesetzt war, und ebenso seinen Artillerie-Park, in welchem sich ein buntes Gemenge aller Kaliber, ja selbst einige aus den oberungarischen Schlössern herbeigeschaffte alte Feldschlangen befanden. Er überließ mir sodann eines seiner Reitpferde und reiste nach Debreczin ab. Als Regierungskommissär auf dem Kriegsschauplatze an der obern Theiß wirkte Szemere Bertalan, der frühere Minister des Innern. Derselbe kannte die Gegend vollkommen, ging mit großer Energie vor, mengte sich aber, zu meinem Bedauern, viel zu viel auch in die rein militärischen Angelegenheiten.

Von dem bei Kaschau unter Mészáros' Befehl geschlagenen, 15,000 Mann starken Armeekorps waren bei meiner Ankunft auf der ganzen Linie von Miskolcz bis Tokay kaum 6000 Mann mehr beisammen, und in welchem Zustande sich auch diese befanden, bezeugt am besten die Zuschrift, welche der Regierungs-Kommissär an mich richtete und die ich hier in ihrem vollen Wortlaute folgen lasse:

„An den Obersten Georg Klapka,

Tokay.

Die Angelegenheiten der ungarischen Armee stehen nirgends glänzend und so auch hier nicht.

Die erste Ursache hiervon ist die Ungeübtheit der Truppen; die zweite, die Disziplinlosigkeit; der Hauptgrund endlich, die beispiellose Nachlässigkeit, Gewissenlosigkeit und Unwissenheit der Oberoffiziere.

Mein Herr! Solche drei Mängel sind wohl geeignet, nicht allein eine Armee, sondern ein ganzes Land zu Grunde zu richten; sie werden es auch zu Grunde richten!

Ich will Ihnen meine Ansichten hierüber entwickeln.

Meine Seele und mein Auge hängen an der Armee, denn diese ist der Rettungsanker des Vaterlandes; die Politik wird es nicht retten.

Auch meine Wünsche mache ich Ihnen bekannt. Sie, Herr Oberst, mögen die Freundlichkeit haben, von dem Generalstabe diejenigen 60—80 Fragen abzuverlangen, deren Beantwortung ich am 18.—19. Dezember von der Heeresleitung wünschte, bis nun aber nicht erhielt. Ohne diese ist es nicht möglich, für die Bedürfnisse der Armee vorzusorgen, denn die Verpflegung in der bisherigen Weise ist grenzenlos theuer, ja verschwenderisch und dennoch elend mangelhaft; dem zufolge wird das Volk ausgebeutet, — und wenn wir auch dieses verlieren, dann haben wir Alles verloren. Herr Major Csermely hatte Alles aufgeboten, erbesaß aber blos den Eifer, doch nicht die Macht.

Ich bitte daher um schleunige Lösung dieser Fragen, denn die Ordnung ist die Seele einer jeden Sache, insbesondere bei einer Armee.

Mit Rücksicht auf die praktische Manipulation der Verpflegung werde ich, die Mannschaft betreffend, auch noch andere Wünsche haben; diese wird Herr Verpflegungskommissär S. Farkasányi Ihnen vortragen.

Sie, Herr Oberst, werden siegen, wenn Sie sich und dem Vaterlande eine Armee schaffen, aber diese muß erst geschaffen werden — das Wort Disziplin drückt Alles aus.

Sie als geschulter Soldat werden wissen, was Sie zu thun haben. Nach meiner hier gemachten Erfahrung halte ich Folgendes für nothwendig:

1. Die Bataillone sind ohne Disziplin, ungeübt und unrein. Die Ursache davon sind die Oberoffiziere. Wenn diese auch ferner nachlässig sind, so wird auch die Mannschaft die alte bleiben. Man muß daher unerbittliche, eiserne Strenge gegen die Offiziere walten lassen, eine jede Versäumniß strenge bestrafen und sprechende Exempel statuiren — das wird dann zur Würze der Armee.

Die Mannschaft soll auch zwei Mal täglich exerziren, mit und ohne Waffen; damit dies möglich werde, müssen die Offiziere mit der Mannschaft einquartiert werden — sie sollen mit ihr leben, wohnen, sie pflegen, aufmuntern und protegiren; — solcherweise wird ein jeder Offizier ein eigenes, kleines Heer um sich bilden.

Es exerzire der Bataillonskommandant, der Hauptmann und der Lieutenant; täglich soll auch der Corpskommandant, wenn auch für kurze Zeit nur, zugegen sein. In dieser Weise forcirt, haben wir in 8—10 Tagen eine Armee.

Wenn wir eine Armee haben, dann ist es leicht zu siegen, aber eine solche zu schaffen, das ist die schwere Aufgabe.

2. Wir haben Oberoffiziere, die selbst kaum die elementarsten militärischen Regeln verstehen, daher müssen auch diese geschult werden. In sechs Tagen können sie die Hauptmomente sich zu eigen machen und gleichzeitig auch auf die Mannschaft übertragen. Wenn der Offizier solcherweise den ganzen Tag lernt und lehrt, gönnt man demselben gerne auch die Ruhe; doch der Anblick ihrer jetzigen Gastereien erbittert die Nation.

3. Damit man aber die Oberoffiziere und die Mannschaft in besagter Weise gewöhnen nnd bilden könne, ist es nothwendig, daß man sie in der Nähe habe und daß die Hand, das Auge und die Seele des Oberkommandanten überall dabei sei. Er soll überall zugegen sein, oder wenigstens müßten die Divisionen derart dislocirt werden, daß sie in je 2—3 Abtheilungen auffindbar wären.

4. Wenn das Offizierscorps von keinem militärischen Geist, keinem Ehrgefühl und zu wenig Muth beherrscht wird: könnte man diesen Mängeln nicht durch Vereinigung, gegenseitige Verständigung und durch Abnahme des Ehrenwortes abhelfen? Ich glaube, ja; Denjenigen, der die Qualifikation nicht hat, den möge das Offiziercorps aus seiner Mitte, gleich einem Unreinen, ausstoßen.

Wenn die Mannschaft sieht, daß der Offizier sie liebt, pflegt, daß er sich um ihre Bedürfnisse kümmert, und daß ihm ihre Sicherheit am Herzen gelegen, dann wird dieselbe nachgiebig, empfänglich, dankbar und auch ihr Selbstbewußtsein wird gehoben.

Ein jeder Lieutenant kann seine Abtheilung ausbilden, so jeder Hauptmann und jeder Major; so viele Hände, so viel Kraft können nicht ohne Erfolg wirken — die Allerungeschicktesten können durch die Unteroffiziere gedrillt werden.

5. Der Oberkommandant muß angesichts einer solchen Armee auch auf alle die Einzelheiten Rücksicht nehmen und seine Macht Jeden fühlen lassen, der seiner Pflicht nicht entspricht. Die Rücksicht Einzelnen gegenüber richtet das Vaterland zu Grunde. In solcher Weise schafft der Kommandant sich seine Armee, denn Schaffen ist ungleich schwieriger und kömmt in erster Reihe — Siegen ist leichter und wird zur zweiten Aufgabe.

All das wird durch den einfachen Befehl allein nicht erzielt. Es ist die persönliche Verständigung des Oberkommandanten mit den Bataillons-, Stabs- und Oberoffizieren hiezu erforderlich. Ist Alles endlich der Reihe nach für die Disziplin und Thätigkeit begeistert und daran gewöhnt, dann wird das in Schwung gebrachte Rad sich von selbst bewegen, wenn es von starker Hand den Impuls hiezu bekömmt.

Dies, Herr Oberst, wünschte ich Ihnen, infolge meiner bisher gemachten Erfahrungen an's Herz zu legen.

Ich meinerseits werde zur Erreichung dieses Zieles Alles aufbieten, denn in diesem ist die Rettung begründet. Erfassen Sie daher mit mächtiger Hand die Zügel und eilen Sie, das Heer zu schaffen. Dieses Heer birgt Kraft in sich; die Ord-

nung, Subordination und ſtrenge Disziplin wird ihm Leben geben — jetzt liegt dieſe Kraft todt darnieder.

All dies beſpreche ich auch mit Herrn Ariſtid Deſſeffy, Bataillonskommandanten, hier; er iſt ein muthiger, unternehmender und ruhiger Soldat und als ſolcher verdient er die Achtung des Vaterlandes ſowohl, als auch die Ihrige.

Miskolcz, am 14. Januar 1849.

Szemere."

Die Anſichten des Regierungskommiſſärs ließen keine Widerlegung zu; er forderte mich aber gleichzeitig in einer zweiten Zuſchrift auf, mein ganzes Armeecorps in Miskolcz zu konzentriren, welchem Wunſche ich außer Stand war zu entſprechen.

In dieſem Sinne antwortete ich Szemere, ihm auseinanderſetzend, wie die Verlegung meiner Operationsbaſis durch die Stellung des Feindes und deſſen wahrſcheinliche Abſichten bedingt werde, daß Miskolcz unter den gegebenen Umſtänden nicht der Ausgangspunkt meiner Operationen werden könne, weil ich dadurch meine Verbindung mit der Theiß bloßſtellen würde und die Deckung der Straße nach Debreczin meine erſte Aufgabe bleiben müſſe; daß ich endlich Ordnung und Disziplin in meinem Armeecorps zu erhalten wiſſen und Feigheit oder Verrath mit dem Tode beſtrafen würde; im Uebrigen, ſchloß ich, werde ich es nie unterlaſſen, das zum Gedeihen der guten Sache nothwendige Einverſtändniß zwiſchen ihm und mir auf das Sorgfältigſte zu pflegen.

Am 15. Januar erließ ich meinen erſten Tagesbefehl an die Truppen, welcher wie folgt lautete:

„Kriegskameraden!

„Ich bringe Euch zur Kenntniß, daß ich am heutigen Tage „— durch das Vertrauen der Regierung dazu berufen — das „Kommando des Armeecorps an der obern Theiß von dem „Herrn Kriegsminiſter Mészáros, deſſen Wirkſamkeit gegenwärtig am Sitze der Regierung erheiſcht wird, übernommen „habe.

„Meine Hauptaufgabe wird ſein, die Scharten, welche

„dem Rufe der obern Theiß-Armee bisher geschlagen wurden „und die unsern Namen vor der Welt so arg blosstellten, in „jeder Art und Weise und schnellstens auszuwetzen. Zur Er„reichung dieses mir strenge vorgesteckten Zieles rechne ich auf „die energische und opferwillige Mitwirkung der Abtheilungs„kommandanten, der Ober- und Unteroffiziere und auf die Frei„heits- und Vaterlandsliebe der Mannschaft.

„Unser armes Vaterland erwartet von uns die Erlösung „vom Joche der Fremdherrschaft; wir müssen stolz darauf „sein, daß wir von der Vorsehung dazu erkoren wurden, die „Begründer des künftigen Glückes und des Erblühens unseres „Vaterlandes zu werden. Dank und Lohn erwartet uns, wenn „wir dem in uns gesetzten Vertrauen entsprechen, Fluch hin„gegen, wenn wir uns desselben unwürdig zeigen.

„Selbst das kleinste um die heilige Sache erworbene Ver„dienst werde ich mit Freuden anerkennen, aber ebenso mit „unerbittlicher Strenge gegen Diejenigen verfahren, welche sich „des Ungehorsams, der Vernachlässigung im Dienste, der Feig„heit oder gar des Einverständnisses mit dem Feinde schuldig „machen sollten. Auf daher, Kriegskameraden!

„Bedenket, daß der Boden, den ihr vor einer Handvoll „Feinde in wilder Flucht verlassen habt, derselbe Boden ist, „auf welchem einst Rákoczi und Bocskai, die großen Kämpfer „für Recht und Freiheit, siegreich gefochten. Und wenn auch „nur ein Funke von jenem Geiste, der unsere glorreichen „Vorfahren beseelte, in eurer Brust noch lebt, so möge er bei „Nennung ihrer Namen zur hellen Flamme auflodern, und „die Unterdrücker, die in unser verrathenes Vaterland ein„gebrochen, die unsere Nationalität vernichten und uns zu „Sklaven machen wollen, für immer verzehren.

„Nehmet Rache für die dreifache Erniedrigung, die ihr er„litten, und gebt bei nächster Gelegenheit dem Vaterlande und „dem Feinde den Beweis, daß ihr nicht nur siegen wollt, „sondern auch zu siegen versteht.

G. Klapka."

Siebentes Kapitel.

Das Treffen bei Tarczal und Bodrog-Keresztúr. — Ernennung Dembinski's zum Oberkommandanten der ganzen Theiß-Armee. — Seine Dispositionen. — Rückzug Schlick's. — Briefe Kossuth's.

Der Aufmarsch meines Corps war noch nicht vollendet, die neuen Stellungen noch nicht bezogen, die Ordnung bei der Truppe ließ noch viel zu wünschen übrig, als ich am 22. Januar von zwei Seiten, im Bodrogthale bei Kisfalud und auf der Kaschau-Tokayer Straße bei Tarczal von Schlick angegriffen wurde. Bei Tarczal wurde der Feind gänzlich zurückgeschlagen, bei Kisfalud blieb das Gefecht am ersten Tage unentschieden. Letzteres mußte an dem darauf folgenden Tage wieder aufgenommen werden, worauf auch hier der Feind zum Rückzuge gegen Mád gezwungen wurde.

Die Truppen, hauptsächlich vor Tarczal, schlugen sich gut, zum Rückzuge des Feindes trug aber auch der dichte Nebel bei, der ihm unsere Stärke viel größer erscheinen ließ, als sie es in Wirklichkeit war. Schlick zog sich von Mád nach Kaschau zurück und ich folgte ihm in langsamen Märschen bis in das Hernadthal, wo ich mein schwaches Corps konzentrirte, um die Bewegungen des Feindes, dem über Hatvan und Miskolcz eine österreichische Division unter Schultzig als Verstärkung zueilte, zu beobachten. — Wenige Tage nach den Gefechten bei Tarczal und Keresztúr erhielt ich vom Kriegsministerium eine Zuschrift, in welchem mir die Räumung von Miskolcz zum Vorwurf gemacht und ich ziemlich derb dafür zur Rede gestellt wurde. Ich war empört darüber, da ich doch auf so viel Einsicht beim Kriegsministerium zählen zu dürfen glaubte, daß bei der geringen und noch dazu sehr unverläßlichen Kraft, über die ich verfügte, man mir nicht die doppelte Aufgabe stellen würde, die Straße nach Debreczin zu decken, nebstbei aber auch die beiden Straßen von Miskolcz gegen Pest und gegen Kaschau zu halten.

Es war aus dieser Zurechtweisung ein absichtlicher, böser Wille zu entnehmen. Ich stand auf dem Punkte, mein Kommando niederzulegen, wurde jedoch von meinen Kameraden, besonders den höheren Offizieren, die mit jedem Tage mehr Vertrauen zu mir gewannen, von diesem Schritte abgehalten. Unterlassen konnte ich es jedoch nicht, auf den ungerechten Angriff die folgende Erwiderung dem Ministerium zukommen zu lassen.

„Aus dem hohen Ministerial-Reskripte vom 24. Januar „ersehe ich, daß das Aufgeben von Miskolcz mir zur Last „gelegt und ich überdies beschuldigt werde, den Interessen des „Landes nicht derart gedient zu haben, wie mir dies durch die „Annahme des Postens, welchen ich bekleide, zur Pflicht ge„macht wurde.

„Es schmerzt mich, einen ähnlichen Vorwurf ertragen zu „müssen, eben in dem Augenblicke, wo der Feind geschlagen, „in raschem Rückzuge sich dahin zurückwendet, von wo er ge„kommen war; der mir gemachte Vorwurf schmerzt mich dop„pelt, weil ich von der Ueberzeugung durchdrungen bin, daß „nur derart die Waffenehre des mir unterstehenden Armee„corps wiederhergestellt werden konnte; am meisten aber „schmerzt mich der Verweis, weil bei 120 meiner Waffen„gefährten bei diesem ersten Siege unserer Waffen an der „obern Theiß den Heldentod gefunden und meiner Ansicht nach „der moralische Erfolg, den wir errungen, der gebrachten Opfer „werth gewesen.

„Möglich, daß das hohe Kriegsministerium noch nicht meine „letzten Berichte erhalten, möglich auch, daß Privatnachrichten „die Ereignisse in einem andern Lichte darstellten, als sie sich „in Wirklichkeit zutrugen; sei dem wie ihm wolle, ich ersehe „aus dem hohen Ministerial-Reskripte, daß man in Debreczin die „Situation an der obern Theiß nicht so beurtheilt, wie Um„stände und Verhältnisse sie geschaffen haben. Man macht es mir „zum Vorwurf, Miskolcz aufgegeben zu haben, und zieht nicht „in Erwägung, daß, wenn dieser Punkt von uns noch länger „besetzt blieb, wir kaum mehr über die nöthige Kraft verfügen

„konnten, um dem Feinde den Weg nach Debreczin zu ver-
„legen. Die Linie von Miskolcz bis Tokay in einer Ausdeh-
„nung von 6 Meilen mit einem durch mehrfache Schläge
„entmuthigten Armeetheile, das kaum 6000 Mann zählt,
„behaupten zu wollen, ist eine Aufgabe, der ich nicht
„gewachsen fühle; dazu kam die Annäherung einer feindlichen
„Division von Pest her, die sich bereits Miskolcz näherte, und
„die noch immer mangelhafte Ausrüstung meiner Truppen. —
„Die Absichten des Feindes waren mir bekannt. Ich wußte,
„daß sein Operationsobjekt weder Miskolcz noch die Verbin-
„dung mit der österreichischen Hauptarmee, wohl aber die Be-
„setzung Tokay's, die Sicherung des dortigen Theißüberganges
„und die eventuelle Vorrückung auf der Straße nach Debrec-
„zin sei; deshalb habe ich der zwecklosen Besetzung von Mis-
„kolcz die hochwichtige Behauptung von Tokay vorgezogen und
„daselbst dem Vordringen des Feindes mit meiner ganzen
„Kraft mich entgegengestellt.

„So viel glaube ich zur Vertheidigung meiner bisherigen
„Operationen anführen zu müssen:

„Ich stehe heute in derselben Stellung, wie am 22. und
„23. Januar; der Feind rückt von zwei Seiten gegen mich
„an, Schlick auf der Kaschauer Straße, Schultzig von Miskolcz
„her; Beide zusammen mit 10,000 Mann und 36 Kanonen.
„Der Kampf wird ein heißer werden und wohlfeilen Preises
„soll der Feind nicht Meister der obern Theiß werden. Wir
„sind zwar schwach an Zahl, aber um so begeisterter für die
„Sache, für die wir kämpfen und einstehen, u. s. w."

Einige Tage später erhielt ich eine vom 26. Januar datirte, neue, diesmal sehr höfliche Zuschrift des Kriegsministeriums*) und gleichzeitig mit derselben das folgende Dankschreiben Kossuth's

*) „Vom Kriegsministerium.

„Dem Herrn Obersten Klapka

zu Tokay.

„Debreczin, den 26. Januar 1849.

„Laut Anzeige des Landespolizeikommissärs Töltény hat der Feind
„seine Demonstration gegen Tisza-Füred aufgegeben, und sich über Harsány

[illegible]

„führt, sondern erfochten auch noch zwei Siege, welche un-
„streitig zu den glänzendsten unseres Freiheitskampfes gehören.

„Vor Allem will ich jenen Kriegern, die sich besonders
„auszeichneten, die Anerkennung des Vaterlandes zu wissen
„geben, denn ich machte mir selbst zur Bedingung, Auszeich-
„nungen wie Avancement bei Ihrem Corps nur nach Ihrem
„Vorschlage vorzunehmen.

„Gleichzeitig nehmen Sie zur Kenntniß, daß ich auf die
„Verproviantirung und Ausrüstung Ihrer Truppen die strengste
„Sorgfalt verwenden werde.

„Nun noch einige Worte zu Ihrer Orientirung. Da
„Schultzig sich bei Miskolcz mit Schlick vereinigte, stehen Sie
„einer bedeutenden Uebermacht gegenüber.

„In der Gegend von Ujváros und Polgár sammeln wir
„Reservetruppen, die Ihnen als Reserve, der Stadt Debreczin
„jedoch als Deckung gegen eventuelle Ueberfälle dienen können.
„Bedauerlich ist nur der Umstand, daß die Erzeugung von
„Gewehren zu langsam vor sich geht, da wir Mannschaft
„bereits in genügender Zahl stellen können. Die Reserve wird
„aus 5000 Mann Infanterie, 8 Eskadronen und 2 Batterien
„bestehen. Tisza-Füred und das schlechtgesinnte Polgár werden
„bewacht; daselbst befindet sich Oberst Asbóth mit den Ba-
„taillonen Zrinyi und Hunyady, von welchen jedoch nur 400
„Mann mit Gewehren versehen sind. Zur Organisation der
„Reserve haben wir außerdem 400 gut bewaffnete Freiwillige,
„welche bereits in Görgey's Lager gedient haben, des Ferneren
„150 Tiroler Schützen, 200 Pester Legionäre, 3 Kanonen,
„500 Mann Debrecziner Freischärler, sogenannte „Roth-
„bändler", welche im Arader Lager dienten, und eine Eskadron
„Reiterei. Die Nationalgarde der Hajduken und von Szaboles
„beorderte ich zur Bewachung der Theiß. In Debreczin und
„dessen Umgebung kann nöthigenfalls auch der Landsturm auf-
„geboten werden.

„Trotz alledem erscheint mir dies noch Alles Kleinigkeit, wes-
„wegen ich auch General Perczel beauftragte, unter Dembinski's
„Befehl 4000 Mann nach Poroszló zu entsenden. Für die

„pünktliche Erfüllung dieser Bewegung kann ich jedoch keine „Verantwortung übernehmen, da Perczel inzwischen von Szol„nok gegen Czegléd vorrückte, um durch diesen Scheinangriff „seine Operationen gegen Erlau, wo er damals noch Schultzig „wähnte, zu maskiren.

„Und nun muß ich Sie auf einen Umstand aufmerksam „machen, den zu berücksichtigen ich Sie dringendst ersuche; „Dembinski erklärte, daß er sich einem Oberbefehlshaber, möge „derselbe sein, wer immer, gerne unterordnen wolle, doch be„dang er sich aus, daß seine Anciennetät in Rücksicht gezogen „werde für den Fall, daß kein Oberbefehlshaber ernannt „würde, sondern mehrere Armeekorps zusammen operiren sollten. „Er ist nämlich bereits seit 1831 Divisionskommandant.

„Wenn also derselbe mit der erwähnten Division herauf„kömmt, um aus der Reserve und Ihrem Armeecorps eine „Armee zu bilden, so ist es sehr natürlich, daß der Ober„befehl, seinem Range und seiner Anciennetät nach, ihm ge„bührt. Sie bleiben der Führer derjenigen Truppen, an deren „Spitze Sie Ihr Feldherrntalent so glänzend bewiesen haben. „Wenn dann Dembinski seinem früheren guten Rufe ent„spricht und Gott uns unterstützt, werden Ihr Armeecorps, „sowie diejenigen von Damjanich, Vécsey, Perczel und Görgey „mit der sich hier befindenden Reserve konzentrirt und sollte „die Ernennung eines andern Oberbefehlhabers unmöglich „sein, so würde Dembinski mit der Leitung der Bewegungen „sämmtlicher Armeecorps betraut werden. In dem Falle „würden wir Sie ersuchen, im Range eines Generals als Chef „des Generalstabes an seiner Seite zu funktioniren. Doch „dies ist nur eine Idee — was ist Ihre Meinung davon?

„Gott segne Sie, Herr Oberst! Seien Sie überzeugt, daß „mich seit langer Zeit nichts so sehr erfreut hat, als daß ich „der Heimat in Ihnen einen so vorzüglichen Feldherrn „gegeben habe.

„N. S. Gebe Gott, daß Sie sich in Ihrer Position so „lange halten können, bis Dembinski anlangt und die Reserve „zusammengestellt ist. Dann können Schlick und Schultzig

„zwischen zwei Feuer gerathen. Sollten Sie sich nicht halten „können, so müßten Sie bei Tokay die Theißbrücke passiren „und die Brücke hinter sich verbrennen. Das wäre aber nur „ein casus extremae necessitatis."

Man sprach so viel von unserm Widerstreben gegen die Ernennung Dembinski's, eines Fremden, zum Oberkommandanten, von der unfreundlichen Aufnahme, welche ihm bei der Armee und ihren Führern bevorstand, daß ich es nicht für überflüssig halte, die Antwort, welche ich Kossuth gab, in extenso hier wiederzugeben:

„In der Anerkennung meiner geringen Verdienste," schrieb ich Kossuth, „die ich aus Ihrer Zuschrift entnehme, finde ich „den schönsten Lohn für meine bisherigen Bemühungen. Ich „bin nicht der Mann, der in so schweren Zeiten das eigene „Interesse demjenigen des Vaterlandes voranstellen könnte. Die „Ernennung des Generals Dembinski zum Oberkommandanten „der gesammten Theißarmee begrüße ich mit Freuden, umso„mehr, als die Truppen jenes Vertrauen, welches sie bisher „mir geschenkt, gewiß und mit Recht auch einem Krieger „von so bekanntem Rufe, wie es General Dembinski ist, „nicht vorenthalten werden. Ich meinerseits diene unter allen „Verhältnissen und in allen Graden, so wie dies des Vater„landes Nutzen erheischt, mit Freuden; dort wo es des Vater„landes Wohl gilt, müssen persönliche Rücksichten beiseite „gesetzt werden, mir gegenüber wenigstens bitte ich keine zu be„achten u. s. w.

Bald nach diesem Briefe Kossuth's erhielt ich auch von dem neuen Armeekommandanten die erste Mittheilung, daß er in wenigen Tagen mit einer 5000 Mann starken Armeedivision zu meiner Verstärkung von Tisza-Füred anrücken werde. Mittlerweile wurde ich noch vor Ankunft dieser Verstärkung, am 31. Januar, von Schlick bei Tokay angegriffen, der diesmal den Uebergang über die Theiß forciren wollte, von uns jedoch scharf zurückgewiesen es aufgab, seinen Angriff ein zweites Mal zu wiederholen. Was Schlick hauptsächlich vermochte, die versuchte Offensive gegen Debreczin aufzugeben, war weniger das mit gar-

geringen Verlusten verbundene Gefecht vom 31. Januar, als die Nachricht, welche er Tags darauf erhielt, daß Görgey in die Zips eingebrochen und im Anzuge gegen Kaschau begriffen sei. Die Abtheilungen, welche General Schlick in der Zips, in Eperjes und Kaschau zurückgelassen, waren der Vernichtung ausgesetzt, wenn er ihnen nicht rasch zu Hülfe kam.

Nun wäre es an mir gewesen, die Offensive zu ergreifen, Schlick auf dem Fuße zu folgen und mit Hülfe der mir von Dembinski in Aussicht gestellten Verstärkung das feindliche Armeecorps in eine Lage zu bringen, aus der es sich, von zwei Seiten — von Görgey und von mir — gedrängt, kaum mehr zu retten im Stande gewesen wäre.

Dembinski kam mit seiner Division auch wirklich an; statt aber dieselbe an der von mir ihm vorgeschlagenen Operation theilnehmen zu lassen, bestand er darauf, daß dieselbe ihre Richtung, nun für Debreczin nichts mehr zu besorgen war, gegen Miskolcz zu nehmen und diese Stadt zu besetzen habe. Mir gestattete er nur mit einem Theile meines Armeecorps, nicht ganz 4000 Mann, die Verfolgung Schlick's zu übernehmen. Dieser Aufgabe entsprechend vertrieb ich die Nachhut Schlick's am 8. Februar aus Hidas-Némethi, stellte aber dann die weitere Verfolgung ein, um vorerst die Annäherung Görgey's abzuwarten, da ich unmöglich mit meiner schwachen Kolonne das ganze Armeecorps Schlick's allein anzugreifen und von dessen Uebermacht, wenn er nicht gleichzeitg von Görgey ereilt wurde, mich erdrücken lassen konnte.

Mittlerweile brachten mir Kundschafter die Nachricht, daß Görgey mit seiner Vorhut bereits in Kaschau eingerückt sei. Dies bestimmte mich, ihn daselbst aufzusuchen. Ich ritt mit einigen Husaren auf sicherem Wege nach Kaschau und langte daselbst am 10. Abends an. Der Hauptgegenstand unserer Unterredung war natürlich die Ernennung Dembinski's zum Oberkommandanten der Theiß-Armee. Görgey ahnte noch nicht, daß auch seine, die sogenannte obere Donauarmee, in den nächsten Tagen schon den Befehlen Dembinski's unterordnet werden würde; aus seinen Aeußerungen konnte ich jedoch schon

damals entnehmen, daß ihm der Entschluß der Regierung, einen Fremden an die Spitze der ungarischen Hauptarmee zu stellen, im höchsten Grade mißfiel. Es fiel uns jedoch nicht ein, geheime Pläne daran zu schmieden, wie man dies im Hauptquartier Dembinski's und in Debreczin uns zuzumuthen für gut befand; im Gegentheil glaubte ich Görgey bemerken zu müssen, daß seine Waizener Proklamation ein höchst unpolitischer Akt gewesen, mit dem er sich viele Feinde bei der Regierung sowohl, wie im Reichstage gemacht habe.

Seine Antwort war, daß er dies wohl wisse, daß er aber nicht anders handeln konnte, wenn er Angesichts der Demoralisation, die nach dem Rückzuge von Pest bei seinem Armeecorps Platz gegriffen, und bei dem zahlreichen Austritt der ältern Offiziere diesen Heerestheil nicht der vollständigen Auflösung aussetzen wollte.

Mein Aufenthalt in Kaschau währte kaum einige Stunden, worauf ich wieder zu meinen Truppen zurückkehrte.

Am 11. traf mich ein Befehl Dembinski's, mit meiner Kolonne schleunigst in Miskolcz einzutreffen, wo ich seine weiteren Ordres erhalten werde.

In solcher Weise war uns Schlick entwischt, Dank der Unthätigkeit von zwei Dritttheilen meines Armeecorps, welche im Momente der Entscheidung der Oberkommandant zur Besetzung von Miskolcz, wo es in der ganzen Umgebung keinen Feind zu bekämpfen gab, verwenden zu müssen glaubte.

Dembinski's erstes Auftreten an der obern Theiß war somit kein glückliches gewesen; was ihm aber mehr schadete und selbst bei mir, der ich ihm mit aller Offenheit und ohne jeden Hintergedanken entgegenkam, ein Gefühl der Entfremdung erzeugen mußte, das war die Unsicherheit und der fortwährende Wechsel in seinen Dispositionen, endlich die rücksichtslose Art und Weise, wie er mit seinen Unterbefehlshabern umging.

Er hegte gegen alle das gleiche Mißtrauen und besonders gegen Görgey und mich. Uns vom Kommando unseres Armeecorps zu entfernen, schien sein höchstes Ziel.

Meinen Besuch bei Görgey zeigte er der Regierung in Debreczin als die Einleitung von Intriguen an, worauf ich von

Kossuth die folgende, nichts weniger als schmeichelhafte Zuschrift erhielt:

„Herr Oberst!

„So erfreulich auch der Besitz von Kaschau sein möge, ich „kann es nicht begreifen, daß Sie — nachdem doch Schlick „48 Stunden früher Kaschau geräumt — Ihr Armeecorps „dorthin führten, und es so zugaben, daß derselbe gemächlich „und ohne den Verlust auch nur eines Mannes sich über „Torna zurückziehen konnte, auf welchem Wege er nun in aller „Bequemlichkeit seine Vereinigung mit Windischgrätz in Pest „bewerkstelligen kann. Das ist ein fürchterliches Uebel — „schlechter, als hielte Schlick Kaschau auch heute noch besetzt.

„Es gehen überhaupt unbegreifliche Dinge vor, in welchen „ich außer Stande bin, meine Beruhigung zu finden. So z. B. „daß Sie, während der Feind auf der Flucht begriffen war, „von Tokay in einem Tage blos bis Mád, den zweiten Tag „blos bis Hidas-Némethi und dann am dritten Tage blos „bis Göncz gelangten. Dann nahmen Sie wieder die Stellung „von Hidas-Némethi ein und anstatt vorwärts zu marschiren, „gingen Sie zum zweiten Mal nach Göncz zurück und von „da nach dem vom Feinde geräumten Kaschau u. s. w.“

Achtes Kapitel.

Mißverständniß zwischen Dembinski und mir. — Dessen widersprechende Verfügungen. — Konzentrirung der ungarischen Streitkräfte auf der Miskolcz-Gyöngyöser Straße. — Mein Verhältniß zu Dembinski. — Die Schlacht bei Kápolna. — Géza Udvarnoky. — Gefecht bei Eger-Farmos. — Rückzug über die Theiß. — Ablehnung des Antrages, mich nach Komorn zu begeben.

Aus Kossuth's Briefe konnte ich klar ersehen, welchen Bericht Dembinski über mich erstattet haben mußte. —

Ich antwortete Kossuth, daß ich mit dem Dritttheile meines Armeecorps, kaum 3500 Mann stark, mit welchem mir Dem-

binski gestattete, dem Feinde zu folgen, in so ansehnlicher Entfernung von Görgey sowohl, wie von Dembinski mich nicht der gesammten Stärke des Feindes entgegenwerfen und deshalb bei der Verfolgung desselben nur behutsam vorgehen konnte; ferner, daß ich nicht mit meinen Truppen, sondern allein von einigen Husaren begleitet nach Kaschau ging, um daselbst Görgey zu sehen und ihm die für seine weiteren Operationen nöthigen Aufschlüsse zu geben; — daß ich von Dembinski selbst nach Miskolcz zurückberufen wurde und so an der weitern Verfolgung des Feindes über Torna bei dem besten Willen keinen Antheil nehmen konnte; daß ich endlich es mir stets zur Pflicht machen werde, den Befehlen des Oberkommandanten auf das Pünktlichste zu entsprechen.

Ich sah die ersten Keime der Zwietracht sprießen und befürchtete schon damals, daß es früher oder später zu einem Bruche zwischen den ungarischen Generälen und dem polnischen Oberkommandanten kommen müsse, sofern an die Stelle des Mißtrauens nicht bald Eintracht und Verständigung treten sollten.

Einige Zeit gingen jedoch die Dinge noch leidlich und zwar so lange nicht Görgey selbst den Befehlen Dembinski's untergeordnet war. Als aber dem Plane Dembinski's gemäß die Neueintheilung der gesammten ungarischen Streitkräfte erfolgte und die bis dahin selbstständige Armee Görgey's als 16. Armeedivision unter die Befehle des polnischen Oberkommandanten gestellt wurde, da brach zum ersten Male der Unwille unter den Anhängern und Offizieren Görgey's aus. Sie sahen darin eine absichtliche Demüthigung ihres Führers, der sie mit so viel Geschick aus den schwierigsten Lagen gezogen und der Nation das bestorganisirte und stärkste Armeecorps erhalten hatte; und dies zu Gunsten eines Fremden, von dessen Charakter und persönlichen Eigenschaften sich das Land zu überzeugen noch nicht Gelegenheit hatte. Dembinski erkannte selbst den Mißgriff, welchen er begangen. Um den Sturm zu beschwören, ließ er die Eintheilung in vereinzelte Divisionen fallen und theilte die Armee in gesonderte Armeecorps ein, von welchen das 1., 2., 3. und 7. unter seinem Oberbefehle vereint die Theißarmee bilden und gegen die Hauptmacht des Feindes operiren sollten. —

Von diesen vier Armeecorps blieb das erste unter meinem Kommando, das 2. erhielt General Aulich, das 3. Damjanich und die bisherige obere Donauarmee verblieb als 7. Corps unter dem Kommando Görgey's. Die ersten Zerwürfnisse wurden derart beigelegt und konnte Dembinski ohne Störung die weitern Dispositionen zur Durchführung seines Planes treffen. Die Grundzüge dieses Planes waren, Tisza-Füred mit seinem gesicherten Uebergange über die Theiß als Pivot seiner Operationen zu betrachten, um von da, nach Umständen, entweder gegen die Hauptstädte vorrücken oder aber, für den Fall daß Windischgrätz es versuchen sollte über Szolnok gegen Debreczin vorzudringen, durch einen raschen Rückzug über Füred ihm auf dem linken Theißufer entgegentreten zu können. Seine stete Sorge war daher die Sicherung des Brückenkopfes bei Füred und dieser Gedanke paralysirte nicht nur seine Bewegungen, sondern erhielt ihn auch in fortwährender Aufregung. Die Besorgniß, welche ihn erfüllte, war Anfangs begreiflich, hatte aber von dem Augenblicke an keinen Sinn mehr, seitdem man aus einem aufgefangenen Briefe Windischgrätz's an Schlick, die Absichten des österreichischen Oberfeldherrn auf das Allerdeutlichste entnommen hatte. Windischgrätz war von dem Gedanken, über Szolnok gegen Debreczin vorzurücken, vollständig abgekommen und hatte vor der Hand nur noch die Vertheidigung der Hauptstädte und seine Vereinigung mit Schlick vor Augen.

Am 13. Februar setzte mich General Dembinski in Kenntniß, daß er in Putnok mit einer Division Stellung genommen habe, um für den Fall, als General Görgey von seiner Seite den Feind drücken sollte (es war dies noch immer das im Rückzug begriffene Armeecorps Schlick's), diesen auch seinerseits angreifen zu können. Sollte aber Görgey kein Lebenszeichen von sich geben, so werde er sich gegen Erlau wenden und diesen Punkt durch die Division Máriássy besetzen lassen.

Im Hinblick auf diese bevorstehende Bewegung erhielt ich Ordre, Miskolcz nicht zu besetzen, sondern mit der Division Dessewffy am 14. bis Harsány und am 15. bis auf einen halben Marsch von Erlau vorzurücken, wo ich, in Marschordnung auf-

gestellt, den von Erlau herkommenden Kanonendonner abwarten und wenn dieser nicht vernehmbar, von dort in meine frühere Stellung wieder zurückkehren solle. — Gleichzeitig wurde ich beauftragt, alle Kranken, Marodeurs, sowie die überflüssige Bagage über Tisza-Füred nach Karezag transportiren zu lassen.

Diesen Dispositionen nach zu urtheilen, vermuthete Dembinski, daß Schlick einen Durchbruch bei Erlau versuchen könnte, um auf die Hatran-Miskolczer Chaussée zu gelangen. Er wollte ihn weniger daran verhindern, als ihm unvermuthet in den Rücken fallen, weshalb er als Nachschrift seinem Briefe beifügte: „Suchen Sie den vor Erlau vorrückenden Feind nicht zu schlagen, im Gegentheil ihn anzuhalten, damit ich ihm in den Rücken fallen könne."

Am 17. theilte er mir mit, daß er einen Theil seiner Reiterei gegen Edelény vorgeschoben, in der Absicht, General Görgey zu verstärken, für den Fall, als ein feindliches Corps sich in seiner (Görgey's) Nähe befinden sollte. Woher dieses feindliche Corps gekommen, theilte er mir nicht mit; meines Wissens konnte dies nur die Division Jablonowski sein, dieselbe, welche Görgey durch die Bergstädte gefolgt war und der Görgey an Stärke wenigstens dreimal überlegen war.

In jedem Falle, schrieb Dembinski weiter, wird diese Reiterei übermorgen in der Nähe Kaschau's sich befinden — eine Disposition, die mir noch unbegreiflicher als alle früheren erschien. An dem darauffolgenden Tage stand mein Armeecorps anf der Miskolcz-Erlauerstraße, um hier zur Disposition Dembinski's zu verbleiben.

In Kenntniß gesetzt, daß eine österreichische Kavallerieabtheilung im Károlyischen Schlosse zu Kompolt und den dortigen Stallungen sich gemächlich einquartirt habe, ließ ich solche durch Oberst Dessewffy mit einigen Schwadronen Husaren überfallen. Der Feind wurde gesprengt und nach Hinterlassung einer ziemlichen Anzahl von Todten und Gefangenen zur Flucht nach Gyöngyös gezwungen.

An diesem und im Laufe der folgenden Tage erhielt ich zahllose Befehle und Mittheilungen von Seite des Oberkommandanten,

die sich nicht selten widersprachen, so daß ich am Ende nicht mehr wußte, welche Absicht er eigentlich verfolge. Bald sollte ich den Feind von Erlau aus beobachten, bald keine Bewegung nach vorwärts machen, die mich zu weit von Mezö-Kövesd entfernte; — mit einem Worte, ich sah, daß der Oberkommandant über den Hauptzweck seiner Operationen mit sich selbst im Unklaren war und sich in fortwährend nervöser Aufregung befand.

Eines Tages, als auf Meilen hinaus kein Feind vor mir stand, begab ich mich auf einige Stunden nach Miskolcz, um daselbst für die Verpflegung meiner Truppen Einiges anzuordnen.

Kaum wurde dies dem Kommandirenden bekannt, als ich auch schon die folgende, höchst verletzende Zurechtweisung von ihm erhielt:

„Soeben vernehme ich," schrieb er mir, „daß der Herr Oberst „von gestern auf heute sich hier befunden haben. Obwohl ich „nicht glauben kann, daß ein Kommandant seine Pflicht so „wenig kenne, um vor dem Feinde sich von seiner Truppe zu „entfernen, da selbst der Oberkommandant bis zum letzten „Unterofficier in diesem Falle keiner Ausnahme unterliegt, — „so muß ich doch in Bezug auf dieses mir sehr unangenehme „Gerücht Ihnen bemerken, daß, sollten der Herr Oberst noch „einmal ohne meine ausdrückliche Erlaubniß Ihr unter„stehendes Corps verlassen, ich gezwungen sein werde, Sie von „Ihrem Kommando zu suspendiren und sogleich nach Debrezin „abzusenden, wo das Ministerium das Weitere über Sie be„stimmen wird."

Ich muß gestehen, daß ich über diese Zuschrift tief empört war. Ich war empört über den Ton derselben, empört über den Gedanken, daß ein Fremder, der unsere Verhältnisse, unsere Gebräuche und unseren Charakter nicht kannte, der bisher nur Proben und Beweise seines unzureichenden Feldherrntalentes gegeben, der dem Lande auch nicht den geringsten Dienst noch geleistet hatte, daß General Dembinski nicht Anstand nahm, einen ungarischen Generalkommandanten, dem doch einige Selbstständigkeit in seinen Bewegungen zukam, in einer so rücksichtslosen und brutalen

Weise zu behandeln. Von da an war unsere Freundschaft zu Ende; ich gehorchte zwar seinen Befehlen, von Anhänglichkeit an seine Person war aber auch die letzte Spur verschwunden.

Nachdem am 12. Februar durch Dekret des Kriegsministeriums auch Görgey mit seinem Armeecorps unter die Befehle Dembinski's gestellt worden war, erhielt Ersterer die Ordre, sein ganzes Armeecorps sofort auf der Höhe von Miskolcz zu vereinigen, um sich daselbst den andern Armeecorps anzuschließen. Dembinski verfügte von da an in dem Dreiecke Tisza-Füred-Erlau-Miskolcz über drei Armeecorps (das 1., 2. und 7.), die zusammen eine Stärke von 30,000 Mann ausmachten, mit einer starken, vorzüglichen Kavallerie und einer mehr als hinreichenden Artillerie versehen waren. Das 3. Armeecorps, aus den beiden Divisionen Damjanich und Vécsey bestehend und aus den untern Gegenden kommend, näherte sich gleichfalls bereits der mittleren Theiß, wo es durch einen Angriff auf die feindliche Stellung bei Szolnok, am Endpunkte der Pest-Szolnoker Eisenbahn, die allgemeine Offensive gegen die österreichische Hauptmacht einleiten sollte.

Gleich bei dem ersten persönlichen Zusammentreffen Dembinski's mit Görgey in Miskolcz kam es zwischen diesen beiden Führern zu einem höchst peinlichen Wortwechsel, welcher für ihr künftiges Verhältniß nichts Gutes verhieß. Dembinski erließ seine Befehle zumeist direkt an die Divisionskommandanten, ohne die Corpsführer hievon früher zu verständigen, wodurch natürlich der taktische Verband der Truppen und auch ihre Verpflegung nicht wenig gestört wurden.

Görgey warf ihm dies in ziemlich harten Ausdrücken vor und daher das erste Zerwürfniß. Schlick stand während dieser Zeit mit seinem Corps in Pétervásár und Umgebung, wähnte sich daselbst in voller Sicherheit und hatte keine Ahnung von dem, was auf unserer Seite vorging.

Als ich hievon Kenntniß erhielt, faßte ich den Entschluß, seine vorgeschobensten Abtheilungen, insbesonders diejenige, welche in Pétervásár stand, zu überfallen und sollte dieser Ueberfall vor Tagesanbruch, am 24., ausgeführt werden. Ich versäumte nicht,

Dembinski am 22. von meinem Entschlusse in Kenntniß zu setzen und mir hiezu seine Zustimmung zu erbitten. Statt letzterer erhielt ich abermals einen scharfen Verweis. Er mißbilligte die von mir zum Ueberfall bereits getroffenen Dispositionen und schloß seinen Brief mit den Worten: „Ich erwarte Ihre Meldung, zu welcher Stunde Ihnen mein Courier diesen Befehl übergeben hat."

Als ich diesen Befehl erhielt, hatten meine Kolonnen sich gegen Pétervásár bereits in Bewegung gesetzt. Es blieb mir nichts übrig, als denselben alsogleich den Befehl zur Rückkehr in ihre frühern Stellungen nachzusenden; die eine erhielt denselben jedoch zu spät, war mittlerweile in Pétervásár eingedrungen, hatte den überraschten Feind in die größte Verwirrung gebracht und konnte erst nach ziemlich heftigen Kampfe das Gefecht wieder abbrechen.

Würde Dembinski den von mir vorbereiteten Ueberfall gutgeheißen haben und hätte ich ihn mit den hiezu bestimmten Truppen ausführen dürfen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß ein Theil des Schlick'schen Armeecorps hier vernichtet worden wäre und die drei Tage später erfolgte Schlacht bei Kápolna für uns einen ganz andern Ausgang genommen haben würde.

Die Unschlüssigkeit Dembinski's, seine stete Sorge um die Sicherheit des Regierungssitzes,*) die daraus entspringende Aengstlichkeit, mit der er sich an den Theißübergang bei Tisza-Füred klammerte, endlich die zu langsame Konzentrirung der ihm zur Verfügung gestellten ansehnlichen Streitkräfte erschöpften die Geduld der Regierung, die sich von seinem Feldherrngenie und seiner Wirksamkeit ganz andere Resultate versprochen hatte.

Kossuth sowohl wie Mészáros, der Kriegsminister bestürmten ihn, seiner Unthätigkeit ein Ende zu machen; der Letztere schrieb ihm am 16. Februar, daß er von der mittleren Theiß her nichts zu befürchten habe; daß die Serben, welche, über Szegedin vorrückend, sich mit dem rechten feindlichen Flügel zur Offensive gegen Debreczin hätten vereinigen sollen, vor Szegedin entschieden geschlagen und zum Rückzug über Szöreg gezwungen worden

*) Er ging hiebei so weit, daß er Kossuth den vertraulichen Vorschlag machen zu müssen glaubte, den Regierungssitz nach Tisza-Füred zu verlegen, was uns allein noch abgegangen wäre.

seien; daß endlich die Theiß demnächst wie alljährlich aus ihren Ufern treten könne, wodurch nicht nur die Offensive, sondern ebenso bei dem fühlbaren Mangel an Lebensmitteln und der Schwierigkeit ihrer Zufuhr die ganze Vertheidigung an der Theiß auf das Höchste erschwert werden würde. — Dies Alles in Erwägung gezogen, rathe er ihm, die geplante Offensive gegen die Hauptstädte ohne Säumniß und mit aller Kraft zu beginnen. Dringender noch als die von Mészáros und beinahe flehentlich lauteten die Briefe, welche zu derselben Zeit Kossuth an Dembinski richtete. In den lebhaftesten Farben schilderte er ihm die traurigen Folgen, welche aus einer noch längern Defensive für das Land und für die Sache entstehen müßten, wie gänzlich erschöpft die Theißkomitate seien, die bisher die ganze Last des Krieges fast ausschließlich zu tragen hatten, und als von Dembinski einige Tage keine Meldung von seiner Vorrückung eintraf, schrieb ihm Kossuth endlich am 23.: „Also noch immer keine Schlacht — ich beginne mein Vertrauen in den glücklichen Ausgang unserer gerechten Sache zu verlieren!"

Diesem Drängen nachgebend, entschloß sich endlich Dembinski, seinem schon früher ausgearbeiteten Operationsplan gemäß, auf der Erlau-Gyöngyöserstraße vorzurücken, vorläufig die Tarnalinie, von Sirok bis Kál zu besetzen, und in dieser Stellung die Nachrichten von Damjanich und Vécsey über den Erfolg ihres Angriffes auf Szolnok, mit welchem die Offensiv-Operationen eingeleitet werden sollten, ruhig abzuwarten. Gelang der Vorstoß an der mittleren Theiß, so wollte Dembinski seinen Marsch gegen die Hauptstädte fortsetzen — im entgegengesetzten Falle aber sich gegen Tisza-Füred zurückwenden, um sich dort den freien Rückzug über die Theiß zu wahren.

Dembinski übersah bei diesem seinem Plane zwei Dinge: Erstens die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß der Feind, von seinem Vorrücken in Kenntniß gesetzt, plötzlich selbst sich zum Angriffe entschließen könnte; und zweitens, wenn Windischgrätz diesen Entschluß gefaßt, er ihn sicher auch mit seiner ganzen ihm zur Verfügung stehenden Macht ausführen würde. Hätte Dembinski diese zwei Erwägungen nicht außer Acht gelassen, so würde er

keine Zeit versäumt, keine Mühe und Anstrengung geschont und Alles daran gesetzt haben, um in der sonst gutgewählten Stellung an der Tarna seinerseits gleichfalls mit ganzer Kraft den Angreifer empfangen zu können; während so, als der feindliche Angriff wirklich erfolgte, bei der vereinzelten Aufstellung unserer Divisionen, bei den Entfernungen, welche sie von einander und einen Theil derselben von dem Schlachtfelde trennten, von den neun Divisionen, über welche der ungarische Feldherr verfügte, am ersten Tage blos drei und am zweiten Tage kaum fünf an dem Gefechte theilzunehmen vermochten. Die von uns Allen so sehnlichst herbeigewünschte Schlacht fand am 26. und 27. statt. Sie fiel für unsere Waffen ungünstig aus und erhielt von dem Orte Kápolna, wo dieselbe begann und am zweiten Tage die Entscheidung erfolgte, ihren Namen. *)

Wir sahen uns gezwungen, das Schlachtfeld zu räumen und den Rückzug, obgleich unverfolgt vom Feinde und in guter Ordnung, über Erlau, Kerecsend und Maklár anzutreten. Unser Verlust war, die Dauer des Kampfes und die dabei verwendete Truppenzahl in Betracht gezogen, kein bedeutender und überstieg, ein italienisches Bataillon, das während des Straßenkampfes in in Kápolna zum Feinde überging, inbegriffen, kaum 1200 Mann.

Die Truppen hielten sich gut, wir konnten mit Zuversicht der nächsten Zukunft entgegensehen; was aber die Schlacht bei Kápolna zum Wendepunkt in der Geschichte unseres Unabhängigkeitskampfes machte, das waren die politischen Folgen, welche sich daran knüpften und die von höchster Bedeutung waren.

Windischgrätz in seiner übergroßen Freude, ohne erst den Erfolg und die Tragweite seines Sieges abzuwarten, hatte nichts Eiligeres zu thun, als einen Bericht nach Wien zu senden, demzufolge man die ungarische Hauptmacht als vernichtet, nach allen Richtungen zersprengt und in voller Flucht wähnen mußte, worauf das kaiserliche Manifest vom 4. März und die Aufhebung der seit tausend Jahren bestandenen ungarischen Verfassung und Rechte erfolgte.

*) Die Details hierüber siehe Klapka's „Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen".

Es bedurfte nur noch dieses Faustschlages in das ohnehin schon blutende Antlitz eines edlen, tapfern Volkes, um es zur äußersten Anstrengung und zum vollen Aufgebote seiner Kräfte zu vermögen. Der Krieg wurde von da an ein Kampf auf Tod und Leben, indem es keinen möglichen Ausgleich mehr gab. Sein Ende konnte nur erreicht werden, wenn von beiden Theilen der eine vollständig unterlag. — Traurige Alternative, die selbst dem Sieger keine guten Früchte tragen konnte!

Dembinski, der nach der Schlacht einige Stunden in Kerecsend verblieb, erließ von da an alle Abtheilungskommandanten die Ordre, sich auf Mezö-Kövesd zurückzuziehen, wo sich am nächsten Tage die ganze Armee vereinigen sollte.

In der That stand am 28. Februar Morgens die ganze ungarische Armee in voller Schlachtordnung vor Mezö-Kövesd aufgestellt, bereit, den Tags vorher abgebrochenen Kampf, und diesmal mit vereinter Kraft, von Neuem aufzunehmen.

Eine österreichische Armeedivision, die sich zu unserer Verfolgung zu weit vorgewagt hatte, wurde von unseren Husaren mit dem Verluste mehrerer Geschütze zurückgeschlagen und gezwungen, sich auf Maklár zurückzuziehen.

Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein trauriger Fall. Einer meiner besten Freunde, Géza Udvarnoky, der fünf Jahre mit mir in der Garde gedient und den ich meinem Stabe zugetheit hatte, fiel einem Mißverständnisse zum Opfer. Der Fall ist so oft besprochen worden, daß ich die alte Wunde nicht von Neuem aufreißen will.

Ich erinnere mich blos, daß gegen Abend Oberst Máriássy, gleichfalls ein früherer Gardekamerad, zu mir kam und mit von Schmerz erstickter Stimme mir die Mittheilung machte, welches Loos unsern armen Freund getroffen habe. —

Udvarnoky sollte arretirt werden. Er hatte etwas zu viel getrunken und widersetzte sich der Patrouille; Görgey kam dazu und ließ ihn, ohne zu fragen, wer er sei und was er begangen, in seinem ersten Zorne unbarmherzig niederhauen! — Máriássy zeigte sich auf das Höchste erbittert gegen Görgey und auch ich konnte Angesichts von so viel Härte seine Empfindungen nur theilen.

Am 28. Februar Nachmittags standen sich beide Armeen gegenüber. Sämmtliche Corpskommandanten drangen in Dembinski, den Kampf wieder aufzunehmen, da wir eigentlich nicht geschlagen worden und die Truppen, sich nun vereinigt sehend, mit Begeisterung ihre Pflicht thun würden.

Der alte Herr stimmte uns nicht bei, sondern traf im Gegentheil die Dispositionen zum Rückzuge über die Theiß. Ich wurde mit meinem Corps und einer Division des 1. Corps beordert, diesen Rückzug zu decken und zu diesem Zwecke am 1. März Eger-Farmos zu besetzen. Die Divisionen des 7. Corps (Görgey) sollten an demselben Tage Lövö, Szent-Iván und Négyes besetzen und Dembinski sein Hauptquartier in Ivánka nehmen. Ich mußte meinen Marsch unter den Augen des Feindes ausführen, der mit seiner Hauptmacht vor Maklár stand. Kein Wunder, wenn ich, kaum in Eger-Farmos angekommen, die Meldung erhielt, daß der Feind, aus Szihalon debouchirend, gegen mich im Anzuge begriffen sei. Ich stellte mich dem Feinde mit zwei Divisionen entgegen nnd ließ die übrigen Abtheilungen über die Eger zurückgehen, wo sie à cheval der Straße nach Porószló Stellung faßten.

Der Kampf, welcher sich hierauf entspann, war ein ziemlich heftiger und die Verluste, welche ich erlitt, nicht unbedeutend. Ich stak inmitten von Sümpfen und Morästen, ein Beweis von der Lokalkenntniß des Oberfeldherrn, konnte mich nicht entwickeln und hatte es nur der Unentschlossenheit und übergroßen Vorsicht des Feindes zu verdanken, wenn ich das Terrain bis zum Einbruch der Nacht behaupten und, nachdem sämmtliche Bagagen- und Munitionswagen in Sicherheit gebracht waren, ohne verfolgt zu werden, in bester Ordnung den Rückzug antreten konnte. Der Feind hatte während des ganzen Tages sich auf eine heftige Kanonade beschränkt und seine Kolonnen zum Angriffe auf das Dorf erst dann vorrücken lassen, als auch der letzte Mann von mir schon längst die Eger passirt hatte.

Der Weg von hier nach Porószló war ein unbeschreiblich schlechter, so zwar, daß die Geschütze, Munitionskarren und Bagagewagen nur mit Anspannung der Mannschaft weitergebracht werden

konnten. Am zweiten Tage gingen wir über die Theiß zurück, um in der Nähe von Füred das Lager zu beziehen. — Görgey deckte unsern Marsch mit seinem Armeecorps und blieb an diesem Tage in seiner Aufstellung vor Porószló. Am 3. Abends rückte auch er mit seinem Corps in Tisza-Füred ein, wo es noch an demselben Tage zu jener Versammlung der höheren Offiziere der Armee kam, in welcher Szemere, der Regierungskommissär, den Vorsitz führte und wo sämmtliche Anwesende gegen den Oberbefehlshaber ihr Mißrauensvotum abgaben.

Die Dispositionen Dembinski's waren in der That mit einer Sorglosigkeit und Unkenntniß der lokalen Verhältnisse getroffen worden, daß es auf Seite des Gegners nur einiger Energie bedurft hätte, um uns in die verzweifeltste und allerkritischste Lage zu bringen. Die Gegend, in welcher, einige Meilen vom Feinde entfernt, die Armee ihre Kantonirungen hätte beziehen sollen, waren die sumpfigen Niederungen an der Theiß, wo bei einem feindlichen Angriffe ein Corps das andere wegen des unpraktikablen Bodens zu unterstützen außer Stande gewesen wäre, und wo es für Alle nur eine einzige Rückzugslinie, den durch grundlose Moräste von Porószló nach Tisza-Füred führenden Straßendamm, gab.

Man bat den Regierungskommissär, bei Dembinski dahin zu wirken, er möge sich mit einem Kriegsrathe umgeben oder seine zu treffenden Dispositionen vorher mit den Corpskommandanten besprechen.

Szemere gab sich Mühe, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen und begab sich zu Dembinski, um diesem den Beschluß der Versammlung mitzutheilen. Letzterer wollte jedoch von keinem Kriegsrathe etwas hören und so erfolgte der Act, der zwar zu bedauern, dem aber nicht mehr vorzubeugen war: die Armee kündigte dem fremden Oberfeldherrn den Gehorsam.

Szemere säumte nicht, über diesen schweren Act der Auflehnung nach Debreczin zu berichten und Kossuth und Mészáros zu bitten, sie möchten augenblicklich nach Tisza-Füred kommen, um die gestörte Ordnung in der Armee wieder herzustellen. Bis

zu deren Eintreffen führte Görgey als ältester General das Oberkommando.*)

Wie sehr es Dembinski daran gelegen war, sowohl Görgey als mich von der Armee zu entfernen, um dann über die Hauptmacht der Nation ganz nach Gutdünken zu verfügen, beweist der folgende Zwischenfall:

Spät in der Nacht am 2. März erhielt ich von ihm eine letzte Zuschrift folgenden Inhaltes:

„Tisza-Füred, am 2. März 1849, Abends 10½ Uhr.

„Herr Oberst!

„Ich habe heute vom Kriegsministerium einen Brief erhalten, der offen angekommen ist, damit ich davon Kenntniß nehmen könne. Diesem Briefe beigefügt befindet sich eine Ernennung, welche Ihnen, Herr Oberst, eine andere Bestimmung anweist.

„Da ich befürchte, daß der Brief und die Ernennung verloren gehen könnten, so wollen Sie sich morgen früh hieher begeben, wo Sie den Brief aus den Händen des Herrn Oberstwachtmeisters Molnár empfangen werden. Das interimistische Kommando Ihres Armeecorps wollen Sie dem Obersten Bulharin**) abgeben, bis das Ministerium einen Kommandanten ernennt."

Als ich Tags darauf in's Hauptquartier kam, übergab man mir das folgende Ministerial-Rescript:

„Debreczin am 1. März. 1849.

„Die Wichtigkeit des mit 11,000 Mann Kerntruppen besetzten Waffenplatzes Komorn bedarf wohl keiner näheren Beleuchtung, aber diese zahlreiche und tüchtige Garnison, das 8. Armeecorps bildend, muß nicht nur von sichern, sondern auch von kräftigen Händen mit Umsicht und genauer Kennt-

*) Weitere Details hierüber in meinem Werke „Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen"; — in Görgey's „Mein Leben und Wirken"; in Rüstow und in dem neuesten Werke von Richard Gelich.

**) Bulharin war gleichfalls Pole von der Partei Czartoryski's.

„niß der Sachlage geleitet werden, damit jener Nutzen erzielt „werde, den dieſer Waffenplatz gewähren kann.

„Bald werden die Hochwäſſer des Frühjahres von zwei „Seiten Komorn völlig ſichern; vor der Palatinallinie müßte „der Feind ernſtlich angegriffen und von dort vertrieben „werden, was bei überlegener Macht nicht unausführbar iſt. „Wenn man dann aus dem Platze gegen Nagy-Igmand und „Kiß-Bér die nach Ofen führenden Straßen durchſchneidet, „ſo iſt des Feindes Verbindung zwiſchen Ofen und Wien ab- „geſchnitten. Rückt endlich das ungariſche Heer gegen die „Hauptſtädte vor, ſo dürfte die Wirkung des Komorner Armee- „corps entſcheidend werden.

„Da nun leider im Drange der dermaligen Verhältniſſe „dieſem Gegenſtande nicht die gehörige Aufmerkſamkeit gewid- „met werden konnte, ſo iſt man nothgedrungen, das Erforder- „liche einzuleiten und bietet im Vertrauen auf Ihre Vaterlands- „liebe, Ihre Talente und Ihren Muth, in Anerkennung Ihrer „bisherigen Leiſtungen Ihnen den Oberbefehl aller zu Komorn „befindlichen und von dort abhängigen Linientruppen und Na- „tionalgarden jeder Waffengattung an. In der Zuverſicht, daß „Sie völlig das Vertrauen und die Hoffnungen des Vaterlandes „erfüllen können und werden, erſucht man um baldigſte „Erledigung durch Courier. Da ſoeben zwei Hauptleute der „Komorner Garniſon hier als Couriere anlangten, ſo ergibt „ſich die Möglichkeit, dahin zu gelangen, eine Reiſe, die üb- „rigens nur mit aller Vorſicht ausgeführt gelingen kann.

Mészáros.“

Neuntes Kapitel.

[illegible]

[illegible] Dembinski [illegible] Kossuth [illegible] Ein- [illegible] Beschuldigung [illegible] Theils meines [illegible] Kossuth [illegible] Ein- [illegible] Stunde seiner [illegible] Trachten und Sinnen nur dahin gerichtet, mich um jeden Preis von meinem Armeecorps und der Armee zu entfernen und zur Unthätigkeit zu verdammen. Das obenerwähnte Actenstück, welches er mir durch seinen Adjutanten Molnár überreichen ließ, trug nur dazu bei, mich in dieser Ueberzeugung zu bestärken, und jeden Gewissensscrupel über den Antheil, welchen ich an dem Pronunciamento nahm, in mir zu ersticken.

Der Schritt, zu welchem wir uns entschlossen hatten, war erheischt und bedingt durch Ungarn's Ehre und Zukunft.

Mit Dembinski an der Spitze war kein Heil, waren keine Siege zu erhoffen und unter seinem Oberbefehl würde die Theißarmee niemals ihren glänzenden Aprilfeldzug vollbracht und das Land von der feindlichen Invasion befreit haben.*)

Mein Entschluß war gefaßt, die Regierung zu bitten, statt mir einen Andern nach Komorn zu senden, mich aber bei meinem

*) Kossuth hätte durch dieses Beispiel gewarnt sein sollen. Er gab jedoch Dembinski zum zweiten Male ein Oberkommando im Sommer — und dieser Fehler führte zur Niederlage bei Temesvár.

Armeecorps zu belassen, damit ich an der Spitze desselben auch die weiteren Kämpfe auf dem Hauptkriegsplatze mitmachen könne. Ich wiederholte diese Bitte mündlich, als Kossuth und Mészáros am 4. März in Füred eintrafen und Beide gewährten mir dieselbe. Gleich nach den Streitigkeiten mit Dembinski bezogen wir hinter der Theiß unsere Kantonirungen. Mein Armeecorps hielt die beiden Orte Tisza-Örvény und Tisza-Szölös besetzt. Es handelte sich vor Allem darum, die arg gestörte Verpflegung wieder in Ordnung und die herabgekommenen Pferde der Kavallerie in bessern Stand zu bringen.

Die Ruhe sollte jedoch nicht zu lange währen.

Schon am 3. März, noch vor Kossuth's Ankunft, erhielt ich Ordre, mit meinem Corps zur Verstärkung der Divisionen Damjanich und Vécsey nach Szolnok zu eilen.

Ich erreichte Török-Szt. Miklós, als das Treffen bei Szolnok bereits geschlagen war, und verblieb daselbst, weil auch Damjanich und Vécsey, nach dem Mißlingen unserer Operation an der obern Theiß trotz ihres erfochtenen glänzenden Sieges, um nicht die ganze Kraft des Feindes auf sich zu ziehen, sich zur Rückkehr auf das linke Theißufer entschließen mußten.

Hier erhielt ich von Görgey eine Abschrift der Verordnung des Kriegsministers, welche ihn zum Oberkommandanten des 1., 2. und 7. Armeecorps ernannte.

Da ich Füred verlassen hatte, bevor noch die Dinge daselbst vollständig in Ordnung gebracht waren, so erfuhr ich erst aus diesem Briefe Görgey's, was daselbst beschlossen wurde. In einem großen Kriegsrathe, dem außer Kossuth und Mészáros auch die Generäle Vetter und Kiß beiwohnten, wurde über das Geschehene ein Schleier geworfen, Dembinski gebeten, die Armee zu verlassen, und Görgey, wie soeben erwähnt, zum Oberkommandanten des 1., 2. und 7. Armeecorps ernannt. Und damit war der peinliche Zwischenfall erledigt.

Ich gab dem Courier, welcher mir Görgey's Brief überbrachte, einen kurzgefaßten Bericht über das Treffen bei Szolnok mit und schloß demselben einige vertrauliche Zeilen bei, in welchen ich Görgey über die Zerwürfnisse zwischen Damjanich

und Vécsey aufklärte und ihn bat, er möge dahin trachten, daß die beiden Divisionen, welche bei Szolnok noch getrennt operirten, unter das Kommando von Damjanich gestellt und Vécsey eine anderweitige Verwendung gegeben werde.

Einige Tage später erhielt ich die zwei hier nachfolgenden Briefe, den einen von Kossuth, den andern von Görgey.

Des Letztern Brief lautete:

„Lieber Freund!

„Gestern war ich in Debreczin. Lasse mich schweigen über „die mehr als unangenehmen, über die betrübenden Eindrücke, „welche ich dort empfing.

„Wenig echte Patrioten! Ueberall Eigensucht, Eitelkeit, „im günstigen Falle unersättlicher Ehrgeiz!

„Ich lebe der festen Ueberzeugung, daß Damjanich, Aulich, „Du und ich, viel, sehr viel würden ausgerichtet haben, auch „wenn wir ohne Oberkommandanten blieben.

„Vetter ist Feldmarschall-Lieutenant und Oberkommandant „aller ungarischer Truppen! Der Himmel mache seine Brust „frei von kleinlichen Rücksichten und erfülle sie mit echter „Vaterlandsliebe; er wird reüssiren, wenn er Euern Rath be„folgt und den meinigen nicht von sich weist.

„Allein gibt er sich Irrthümern hin und der Öster„reicher wird ihn täuschen.

„Euer Plan hat meine volle Zustimmung; aber durch „Vetter's Ernennung sind unsere Schritte vorläufig gelähmt „und ein guter Theil an Zeit und Gelegenheit verloren.

„Ich wollte heute bei Csege über die Theiß. Der Gott „der Ungarn machte einen Eselsstreich, schickte Regen und siehe „da: ich mußte demnach über Tokay! Wieder einen Tag „verloren!

„Die Unterabtheilungen der Truppen machten sie in De„breczin falsch. Damjamch sollte nur das 3., ich dagegen „das 1., 2. und 7. Armeecorps haben. Ich sagte ihnen, das „sei nicht gut, Damjanich müsse mehr, wenigstens ebensoviel „wie ich haben, daher solle man ihm auch das 1. d. i. dein

„Armeecorps zutheilen. Ich glaube in deinem Sinne gehandelt „zu haben. Ich behielt das 2. und 7., dieses kommandire ich „fortwährend, jenes Aulich (ein sehr braver, kühner General).

„Aus Allem dem ersiehst du, daß ich nichts thun kann, „als meine Operation über Tokay fortzusetzen und in Geduld „abzuwarten, was der Oberkommandant bestimmen wird.

„Dein aufrichtiger Freund
Görgey."

Kossuth seinerseits schrieb mir:

„Geehrter Herr Obrist!

„Ich hege schon seit Längerem die Idee, wie nothwendig „es wäre, nach Vereinigung mit der Görgey'schen Armee „unsere gesammten, an der Theißlinie stehenden Streitkräfte „in gleicher Richtung nach demselben Ziele und gleichzeitig in „Bewegung zu setzen, und ich bedauere unendlich, daß Dem„binski dem General Damjanich die diesbezügliche Verfügung „zu spät übermittelte, so zwar, daß der ruhmreiche Angriff „auf Szolnok mit dem Vorrücken der Armeetheile an der „obern Theiß nicht mehr in Einklang gebracht werden konnte. „So kam es, daß gerade, als der Sieg bei Szolnok erfochten „wurde, diese oberen Armeetheile, anstatt vorwärts zu mar„schiren, sich nach rückwärts bewegten.

„Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die Einheit „in den Operationen gerade in diesem Augenblicke zur doppelten „Nothwendigkeit geworden ist, denn die Gelegenheit, welche sich „General Damjanich und den unter ihm kämpfenden Truppen „durch die Einnahme Szolnok's darbietet nicht rasch und „energisch genug durch einen weitern Vormarsch auszunützen, „wäre ein Fehler, der sich vielleicht durch ein ganzes Jahr „anhaltender Kämpfe nicht zurecht bringen ließe.

„Auch befürchte ich, daß, wenn die zwei großen Armee„theile an der obern und mittleren Theiß nicht combinirt „operiren, der Feind sich mit ganzer Kraft auf den einen oder „den andern werfe, in welchem Falle wir dann genöthigt sein „würden, einen hochwichtigen Landestheil aufzugeben und

„abermals auf das diesseitige Theißufer zu beschränken, wo-
„selbst dann, das Aradercorps und die in der Umgebung von
„Debreczin lagernde Reservedivision mitgerechnet, zirka 75,000
„Mann zu verpflegen wären.

„Ein rasches und energisches Vordringen wird uns über-
„dies durch den Umstand geboten, daß Rußland in Sieben-
„bürgen bereits zu interveniren begonnen hat, und der Kon-
„greß zu Brüssel, wenn uns die schleunige Wiedereroberung
„der Hauptstädte und die Erreichung der damit verbundenen
„Stellung mißlingt — zu einem für uns nachtheiligen Aus-
„gleich der Angelegenheiten in Italien führen könnte. — So
„viele wichtige Rücksichten veranlaßten den Reichstag, mich
„als Präsidenten der Regierung mit der Ernennung eines
„Oberkommandanten zu beauftragen, und zwar für so lange,
„als das einheitliche Zusammenwirken der ungarischen Ge-
„sammtheeresmacht zur Unerläßlichkeit geworden.

„Nachdem Dembinski unmöglich geworden und Bem in
„Siebenbürgen beschäftigt ist, so hatte ich blos unter drei Per-
„sonen zu wählen; diese waren Vetter, Görgey und Dam-
„janich. Görgey kennt weder die Persönlichkeiten der aus dem
„Banat und der Bácska heraufgezogenen Herrestheile, noch
„deren inneren Gehalt oder Schwächen, und noch weit weniger
„die Arader, Szegediner, Teresiopler und Pétervardeiner Ver-
„hältnisse, noch auch diejenigen Phasen des Volkslebens, welche
„dort unten die Hauptelemente des Krieges bilden.

„General Damjanich wieder ist ganz in derselben Lage
„mit Rücksicht auf die obere Donauarmee und auf die Ver-
„hältnisse in Oberungarn, insbesondere Komorns. Bis er
„sich mit allen diesen Umständen vertraut gemacht, würde
„gerade diejenige Zeit verloren gehen, welche, von unendlichem,
„unschätzbarem Werthe, von uns am besten benützt werden soll.

„General Vetter, vermöge seiner früheren Stellung mit all
„diesen Umständen, sowie mit den uns zu Gebote stehenden
„Hilfsquellen genau vertraut und außerdem der älteste der in
„Activität befindlichen Generäle, schien mir somit Derjenige,
„welchen allein meine Wahl treffen konnte. Es ist daher be-

„schlossen worden, aus den vier längs der Theiß von Füred „bis Szolnok stehenden Armeecorps zwei getrennte Heeres„theile zu bilden, von welchen der Füreder, aus den Armee„Corps Görgey (VII) und Répási (II) bestehend, von dem „General Görgey — das Bács-Banater Corps (III) und das „Ihrige (I) hingegen von dem General Damjanich befehligt „werden sollen, die Corps- und Divisionskommandanten der „beiden Heerestheile bleiben somit direkt von diesen beiden „Generälen abhängig.

„General Vetter ist für die Dauer der gegenwärtigen Ope„rationen und so lange dieselben nach ein und demselben Ziel ge„richtet bleiben müssen, zum Oberkommandanten der gesammten „ungarischen Armee, und als solcher auch zum Feldmarschall„Lieutenant ernannt worden. Ferner wurde ich vom Reichs„tage beauftragt, so oft als nur möglich bei der Armee zu „verweilen und durch meine persönliche Anwesenheit darüber „zu wachen, daß durch innere Zerwürfnisse das nicht gefährdet „werde, was die heldenmüthige Armee dem Vaterlande bereits „errungen hat.

„Als ich dieser Aufgabe mich unterzogen, fragte mich der „Reichstag, welche Garantien ich dafür bieten könne, daß Gene„ral Vetter überall ein bereitwilliges Entgegenkommen finden „werde?

„Worauf ich nur erwidern konnte, daß ich darüber wachen „werde, daß der Oberkommandant gute Befehle ertheile und „gut disponire, daß ich insbesondere auf die unerschütterliche „Vaterlandsliebe der Generäle Görgey und Damjanich zähle, „die ihr persönliches Interesse dem Wohle des Vaterlandes „hintansetzen werden, auf die Mitwirkung von Männern „mit so felsenfestem Charakter gleich Ihnen und daß dies „Alles für die Willfährigkeit der Unterbefehlshaber, den Ober„kommandanten bestens zu unterstützen, wohl hinreichende Ga„rantien biete. Schließlich erklärte ich, daß ich, so lange ich „lebe, es nie zugeben werde, daß Ungarn innerer Zerwürfnisse „wegen das Loos Polen's theile, und wenn irgend Jemand in „der Armee mit Außerachtlassung der Interessen des Vater-

„landes und Verletzung der Disziplin zu Gunsten irgend eines „bevorzugten Anführers es wagen sollte, Propaganda zu machen, „entweder ich selbst in diesem Falle nie mehr lebend zurück„kehren, oder Derjenige, welchen die Schuld träfe, unerbittlich „dem Tode verfallen würde.

„Auf Grundlage dieser Zusage übertrug der Landtag auf „mich diejenigen Machtmittel, welche dem Landtage selbst zur „Verfügung stehen.

„Ich ersuche Sie nun, im Namen Gottes und des Vater„landes, mir zur Rettung desselben hilfreiche Hand zu bieten „und mit Ihrem Einflusse dahin zu wirken, daß die Gefühle „und der Patriotismus des Heeres jenen Punkt erreichen, „auf welchem ich Sie in so ehrender und anerkennungswür„diger Weise begeistert gefunden.

„Ich weiß es, daß General Damjanich dem Feldmarschall„Lieutenant Vetter persönlich nicht besonders zugethan ist; ich „weiß es aber auch, daß er in erster Reihe Patriot und „Soldat ist; er wird daher mit aller Bestimmtheit seine per„sönlichen Gefühle den Geboten der Pflicht zu unterordnen „wissen und der Erste sein, der ein Beispiel von Disziplin „geben wird, ohne welche niemals auf einen Erfolg im Kriege „gerechnet werden kann.

„In diesem Sinne schrieb ich auch an General Damjanich; „aber als Beweis meiner Hochachtung wünschte ich Sie in „konfidentieller Weise über die Umstände zu verständigen und „Sie gleichzeitig zu ersuchen, daß Sie mit Ihrem wirksamen „Einfluß für die Aufrechthaltung des militärischen Geistes in „der Armee Sorge tragen mögen.

„Ein günstiger Zufall führte General Görgey nach De„breczin, und ich hatte so Gelegenheit, mit demselben persön„lich zu verkehren. Ich kann nur so viel sagen, daß ich in „ihm, meinen Voraussetzungen entsprechend, einen ebenso hoch„herzig fühlenden als aufrichtigen Patrioten gefunden habe.

„Vermöge meiner Stellung als Regierungspräsident habe „ich eine — gleich der im Anschlusse befindlichen — Prokla„mation an die Armee gerichtet, und eine größere Anzahl

„Exemplare davon Herrn Regierungskommissär Vukovich mit „der Weisung übermittelt, er möge bei General Damjanich „dahin wirken, daß er dieselbe in der Art eines Tagsbefehles „bei der Armee veröffentlichen lasse.

„In einigen Tagen komme ich ebenfalls zur Armee und „werde mich sehr freuen, Ihre männliche Rechte mit freund„schaftlichem Gefühle drücken zu können.

„Gott segne Sie!

„Debreczin, am 9. März 1849.

„Ludwig Kossuth."

Wie man die in Debreczin beschlossene Zweitheilung der Armee mit der soeben ausgesprochenen Ueberzeugung Kossuth's in Einklang zu bringen im Stande war, blieb mir ein Räthsel, Der Gedanke, mit zwei getrennten Heerestheilen, die sich gegenseitig nicht unterstützen konnten, gegen den in zentraler Stellung befindlichen Gegner vorzugehen, war ein strategischer Fehler, der seinen Ursprung nur in der zu großen Nachgiebigkeit Kossuth's haben konnte. Er wollte Görgey in seinem Commando belassen und fand hiezu keinen besseren Ausweg als diesen. Aus seinem soeben angeführten Briefe glaubte ich übrigens entnehmen zu können, daß die Versöhnung zwischen ihm und Görgey eine vollständige geworden; ja selbst der Brief Görgey's schien mir dies zu bestätigen, trotz der daraus hervorleuchtenden üblen Laune ob der Ernennung General Vetter's zum Oberkommandanten der gesammten Theißarmee.

Diese Wendung gereichte mir zur größten Beruhigung, weil ich daraus den Schluß zog, daß von nun an alle Führer der Armee im Einverständnisse mit der Regierung und, alle persönlichen Rücksichten bei Seite setzend, ausschließlich und allein ihrer großen Aufgabe leben würden. Die ersten Dispositionen des Feldmarschall-Lieutenant Vetter, welche noch durch das Kriegsministerium erlassen wurden, waren die Vereinigung der drei Armeecorps, des 1., 2. und 3., an der mittleren Theiß zwischen Szolnok und Czibakháza und die Vorschiebung des Corps von Görgey von Füred nach Tokay, wo derselbe die Theiß überschreiten und gegen die Miskolcz-Gyöngyöser Linie operiren sollte. Mit der Haupt-

macht wollte General Vetter bei Czibakháza über die Theiß setzen, um von hier das Gros des Feindes gegen die Hauptstädte zurückzudrängen.

Görgey, von Norden her demonstrirend, hatte einen Theil der feindlichen Macht auf sich zu ziehen und in solcher Weise unsere Aufgabe an der mittleren Theiß nach Kräften zu erleichtern. Am 9. März erfolgte in Debreczin eine große Ordensverleihung. Die Generäle Görgey, Vetter, Perczel, Damjanich, Bem, Guyon und Ernst Kiß wurden mit dem neu errichteten Orden II. Klasse bedacht, ich aber dabei übergangen. Auf eine Bemerkung, welche diesbezüglich Görgey an Kossuth richtete, erwiderte letzterer, daß dies aus Rücksicht für den Kriegsminister Mészáros geschehen sei, der als früherer Kommandant des Armeecorps an der oberen Theiß sich sonst gewiß verletzt gefühlt haben würde. Ich meinerseits glaube, daß diese Außerachtlassung mehr dem üblen Willen des Kriegsministers zuzuschreiben war, der es mir nie verzeihen konnte, daß ich mit den Trümmern seines Corps denselben Feind zurückgeschlagen, vor welchem er mit der dreifachen Macht nicht Stand zu halten vermochte.

Gleich nach der Ankunft des neuen Oberkommandanten Vetter im Hauptquartier zu Török-St. Miklós kam es zu einem heftigen Wortwechsel zwischem ihm und Damjanich.

Vetter hatte die höhern Offiziere des 3. Armeecorps zu sich beschieden, um eine Ansprache an sie zu halten, in welcher Damjanich, statt des Lobes, welches für den soeben erfochtenen glänzenden Sieg bei Szolnok ihnen gebührte, einige geringschätzende Ausdrücke zu vernehmen meinte. Die Offiziere hatten sich kaum entfernt, als er zornentbrannt Vetter anfuhr und ihn bat, fürderhin an die Offiziere seines Armeecorps entweder eine patriotische oder gar keine Ansprache mehr zu richten.

Ich hatte alle Mühe, die beiden Herren zu beschwichtigen, es gelang jedoch auch meinen besten Bestrebungen nicht mehr, sie vollständig zu versöhnen. Einige Tage nach dieser peinlichen Szene, am 18. März, erfolgte der Uebergang über die Theiß bei Czibakháza mit dem 1. und 3. Armeecorps, welchem das 2. Corps zu folgen hatte. Die Vorrückung geschah gegen Nagy-

Körös; da wir aber die Wege zu schlecht fanden und aus den Nachrichten der Kundschafter hervorging, daß zwischen Nagy-Körös und der Eisenbahnlinie Szolnok-Pest die Hauptmacht des Feindes konzentrirt stehe, wir überdies nur den einen sehr gefährlichen Rückzug über die Theiß bei Czibakháza hatten, so wurde, besonders auf Damjanich's Drängen, die kaum begonnene Vorrückung wieder eingestellt und die Armee über die Theiß in ihre früheren Kantonirungen zurückgezogen. Bei unserer Ankunft in Czibakháza fanden wir Kossuth, der von Debreczin dahin gekommen war, um mit Vetter, Damjanich und mir vereint endlich einen definitiven Operationsplan für die gesammte Theißarmee festzustellen. Die Zweitheilung der Armee hatte sich bei den gegebenen Kraftverhältnissen als strategischer Fehler bewährt, und so wurde denn beschlossen, ohne Zeitverlust die ganze Armee auf der Linie Tisza-Füred-Erlau zu vereinigen, um von da mit vereinter Kraft gegen die Hauptstädte vorzurücken, welcher Plan auch ausgeführt wurde.

Im feindlichen Lager lebte man in dem Wahne, wir würden unter allen Umständen den Vorstoß an der mittleren Theiß versuchen, worin man durch unseren Offensivversuch bei Czibakháza sich bestärkt sah. — Zu etwas war also der Fehler, welchen wir begingen, dennoch gut: der Feind ließ uns unbehindert unsern strategischen Aufmarsch auf dem rechten Theißufer vollbringen und wurde dadurch vollständig aus der Fassung gebracht. General Vetter war durch den unangenehmen Auftritt, welchen er mit Damjanich in Török-Szt. Miklós hatte, in einer Weise erschüttert worden, daß er von da an zu kränkeln begann. Sein Zustand verschlimmerte sich nach seiner Ankunft in Tisza-Füred so sehr, daß er sich außer Stande fühlte, das Oberkommando fortzuführen. Kossuth, der gleichzeitig mit uns in Tisza-Füred eingetroffen war, um sich von hier nach Erlau zu begeben, betraute mich mit der einstweiligen Leitung der Generalstabsgeschäfte, wovon ich in folgenden Zeilen Görgey in Kenntniß setzte:

„Lieber Freund!

„Feldmarschall-Lieutenant Vetter ist plötzlich erkrankt. „Um keine Störung in den Operationen eintreten zu lassen,

„hat mich der Präsident des Landesvertheidigungs-Ausschusses „beauftragt, die einstweilige Leitung der Geschäfte des General- „stabes zu übernehmen. Meine erste Sorge wird sein, die „Armee aus den Sümpfen, in welchen sie heute steckt, auf „praktikablere Wege zu bringen, damit sie sich nicht gehindert „sehe, dem von allen Punkten sich zurückziehenden Feinde zu „folgen. Sollte die Krankheit des kommandirenden Generals „länger währen, und bis morgen, höchstens übermorgen keine „Besserung eintreten, so übernimmst natürlich Du interi- „mistisch das Oberkommando.

„Auf baldiges Wiedersehen u. s. w.

„G. Klapka.

„P. S. Siebenbürgen ist vom Feinde gänzlich gesäubert: „Am 20. dies hat Bem Kronstadt genommen und die letzten „Trümmer des österreichischen Corps sammt den mit dem- „selben vereinten Russen durch den Tömöserpaß in die Wala- „chei gedrängt."

Zehntes Kapitel.

Beginn der Offensiv-Operation auf dem rechten Theißufer. — Treffen bei Tápio-Bicske. — Schlacht bei Isaszegh. — Konferenz mit Kossuth in Gödöllö. Frage der Unabhängigkeitserklärung. — Kossuth und Görgey. — Tagesbefehl Görgey's. — Neuer Operationsplan. — Auszeichnungen, welche mir zu Theil wurden.

Am letzten März 1849 war der strategische Aufmarsch des 1., 2. und 3. Armeecorps auf dem rechten Theißufer vollendet und deren Verbindung mit dem 7. Corps unter Görgey, dessen Vorhut bei Gyöngyös stand, hergestellt. Letzterer übernahm das Oberkommando und der Augenblick war gekommen, allem Zaudern ein Ende zu machen und mit den vom besten Geiste beseelten, kampflustigen Truppen die Hauptmacht des Feindes aufzusuchen *und sie* zu brechen.

Das Hauptoperationsobjekt, nach dem wir strebten, war die Wiedereroberung der Hauptstadt. Der Feind hatte sich bis Hatvan zurückgezogen; das Armeecorps Görgey's sollte auf der Miskolcz-Hatvanerstraße vorrücken, das 1., 2. und 3. Corps aber den Feind, den wir hinter der Galga in starker Stellung vermutheten, in der Flanke fassen. Es war dies der Beginn des Aprilfeldzuges, dieser glänzendsten Epoche unseres ganzen Freiheitskampfes.

Bevor wir die Vorrückung weiter fortsetzten, theilte ich Görgey meine Ansichten mit, berieth sie nochmals mit seinem Generalstabschef Oberst Bayer und die letzten entscheidenden Dispositionen wurden getroffen.

Kossuth, der mittlerweile in Erlau eingetroffen war, hatte hier, da sich Vetter's Krankheit zusehends verschlimmerte, Görgey mit dem Oberkommando betraut. Unsere Gesammtstärke betrug 45,000 Mann mit 182 Geschützen.

Etwas stärker mochte die Armee des Feindes gewesen sein, die wir bei unserer Vorrückung zu bekämpfen hatten.

Der erste Zusammenstoß fand am 1. April bei Hort statt, wo die Avantgarde Schlick's unsere vorgeschobenen Abtheilungen anfangs zurückdrängte, gegen Abend jedoch, nach dem Eintreffen von Verstärkungen unsererseits, sich nach Hatvan zurückziehen mußte.

Am 2. fand das Treffen bei Hatvan statt, welcher Ort nach blutigem Kampfe von uns genommen wurde. Der Feind zog sich in Unordnung auf Aszod und Bag zurück.

Am 4. stieß die Spitze meines Corps auf die Nachhut des Banus Jellachich bei Tápio-Bicske.

Die schwache Brigade, welche meine Avantgarde bildete, griff zu voreilig den Feind an, sie drang bis in das Innere des Dorfes vor, wurde aber hier von allen Seiten plötzlich angefallen, in Unordnung gebracht und nach namhaften Verlusten auf die andern in der Vorrückung begriffenen Abtheilungen zurückgeworfen. Es entstand eine heillose Verwirrung und Alles suchte sich über den Tapiobach zu retten, trotz aller Anstrengung, die ich machte, die Truppen zum Stehen zu bringen. Erst das Eintreffen des 3. Damjanich'schen Armeecorps, bei dem sich eben Görgey befand,

degagirte uns aus dieser kritischen Lage. Damjanich ließ seine besten Bataillone vorrücken, erstürmte die von uns aufgegebene Stellung und gab so auch meinen Truppen wieder Zeit, sich zu sammeln.

Der Sieg war erfochten, aber es läßt sich nicht beschreiben, welche Empfindungen nach diesem elenden Verhalten meiner Truppen mir das Herz zerfleischten.

Mein Vertrauen zu denselben war geschwunden und erst als Offiziere und Truppen mir schworen, in der nächsten Schlacht mit ihrem Blute die Scharte wieder auszuwetzen, konnte ich mich fassen und mit einiger Zuversicht den nächsten Ereignissen entgegensehen.

Die Gelegenheit dazu sollte ihnen schon am 6. April geboten werden, an welchem Tage wir dem Feinde die Entscheidungsschlacht bei Isaszegh lieferten.

Die Vorrückung wurde von Tápio-Bicske am nächsten Tage fortgesetzt.

Mein Armeecorps bildete die Avantgarde und war die Disposition so getroffen, daß der allgemeine Angriff auf die feindliche Stellung von zwei Seiten am 7. April erfolgen sollte. Das 1., 2. und 3. Armeecorps hatten den Feind in der Flanke zu fassen, das 7., über Aszod und Bag vorrückend, ihn in der Front zu beschäftigen.

Die präzise Durchführung dieses Planes wurde gestört, indem wir schon am 6. auf den Feind stießen, der Kampf sich sogleich entspann und das 7. Corps, welches den Befehl hatte, erst am folgenden Tage vorzudringen, bei der Unschlüssigkeit seines Kommandanten, des Generals Gáspár, es versäumte, in die Aktion einzugreifen.

Ich habe diese für uns so glorreiche Schlacht umständlich in meinem Werke: „Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen" beschrieben, glaube somit, die Details übergehend, hier blos erwähnen zu müssen, daß mein Armeecorps die Aufgabe, welche ihm geworden, den Feind aus dem Dorfe Isaszegh zu vertreiben und dessen Hauptstellung, die sich auf den Anhöhen hinter diesem Orte befand, zu nehmen, dem mir vor zwei Tagen gegebenen Versprechen gemäß heldenmüthig einlöste.

Bei Anbruch der Nacht war Isaszegh erstürmt und konnten wir in der früher vom Feinde besetzten Stellung das Bivouak beziehen. Würde an diesem Tage der Kommandant des 7. Armeecorps, die Tags vorher erhaltene Ordre unbeachtet lassend, der Richtung des Kanonendonners gefolgt sein, den er den ganzen Tag über vernahm, so war es um die österreichische Armee geschehen.

Sie würde bis zur Vernichtung von uns geschlagen worden sein; so aber gingen uns die 15,000 Mann Gáspár's ab und wir mußten uns mit dem mäßigern Erfolge begnügen, den wir zu erreichen im Stande waren.*)

Der 6. April war mein Geburtstag und ich erinnerte mich dessen des Abends, als ich nach vollbrachtem Tageswerke, unter Todten und Verwundeten auf dem Boden hingestreckt, mir einige Stunden der Ruhe gönnte. Es war still geworden auf dem Schlachtfelde. Man vernahm nur noch das Wehklagen der zahlreichen Verwundeten. Ich blickte zum sternenhellen Himmel empor und dankte dem Allmächtigen für den Schutz, den er uns an diesem Tage gewährte.

Die Offiziere meines Stabes waren während der Schlacht nach allen Richtungen hin beordert worden, konnten nach eingebrochener Dunkelheit mich nicht wieder finden und so kam es, daß während der Nacht blos mein alter, treuer Husar Vancsek an meiner Seite Wache hielt. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich zu Pferde stieg und die nöthigen Befehle zur Verfolgung des Feindes ertheilte. Von den Kerepeser Höhen überblickten wir die Hauptstädte mit dem Blocksberge und dem Ofenergebirge, die feindliche Armee aber sahen wir in ziemlicher Unordnung ihren eiligen Rückzug auf Pest fortsetzen.

Meine Kavallerie traf vor Kerepes mit der des 7. Armeecorps zusammen, welche schon am frühen Morgen in Gödöllö eingerückt war und der Nachhut des Feindes mit einigen Kavallerie-Abtheilungen zuzusetzen begann. Letztere hatte jedoch einen zu

*) Es waren von uns blos das 1., 2 und 3. Armeecorps, und diese nicht vollständig, auf dem Kampfplatze.

großen Vorsprung, als daß ihr noch ein namhafter Schaden hätte zugefügt werden können.

Ich war noch mit den Dispositionen beschäftigt, welche für diesen Tag zu treffen waren, als ich ein aus Kun Szt. Márton vom 6. April datirtes Schreiben Kossuth's erhielt, in welchem er mir die Siegesnachrichten aus Südungarn mittheilte: wie Perczel die Serben zu wiederholten Malen geschlagen, die Bácska zurückerobert und selbst das für uneinnehmbar gehaltene Szt. Tamás erstürmt hatte. Mit dieser letzteren Nachricht und zwar mit folgenden Worten schloß Kossuth seinen Brief:

„Ich kann Ihnen mit Freuden mittheilen, daß jenes Sz. „Tamás, das wegen des vertheidigten Terrains so viel Blut „gekostet und der Nation Monate hindurch so manchen „Kämpfer entrissen hat, namentlich in unserm Berg- „Lande Furcht, vom Schlachtfelde gebrachter Meldung des „Generals Perczel bis heute Sz. Tamás mit Sturm genom- „men und viele tausend todte Serben umgeben. Über 2000 Serben „der Besatzung der verschanzten Stellung ertrunken.

„Ich kann mich heute weiter nicht ausdehnen, Ihnen Einzel- „heiten mittheilen. Sie wissen, daß Sie sehr „auch Ihrem Aufenthaltsorte Semlin zur Schande gereichen „würden."

Die Angelegenheit, welche meine Gegenwart in Ofen nöthig machte, war folgende: Der Ban Jellachich hatte, nachdem er sich mit den Truppen des Generals Csorich vereinigt hatte, seine Stellung bei Stuhlweißenburg aufgegeben und sich gegen Ofen gewendet. Seine Absicht war, sich der Hauptstadt zu bemächtigen, um dadurch mit der Landeshauptstadt Pest-Ofen die ganzen Provinzen zu beherrschen.

Gegenüber der Ofner Brücke [illegible] Tage der Einzug [illegible] Ban, als [illegible] Brücke [illegible] Ofen, [illegible] Ban [illegible] Ofen [illegible] Truppen [illegible] Ofen [illegible] Ofen [illegible] Of

auf die öffentlichen Angelegenheiten sich später so schädlich fühlbar machte.

Als Kossuth im Herbste 1848 Görgey mit dem Oberkommando der obern Donau-Armee betraute, gab er ihm einen unzweideutigen Beweis seines unbedingten Vertrauens. Görgey erwiderte dasselbe mit seiner Waitzener-Proklamation vom 4. Januar, die im eigentlichen Sinne des Wortes nichts Anderes als ein Mißtrauensvotum gegen die bürgerliche Regierung des Landes war. Er entschuldigte sich später nnd erklärte, zu diesem Schritte von der äußersten Nothwendigkeit gedrängt worden zu sein, weil er sonst kaum im Stande gewesen wäre, die frühern österreichischen Offiziere auch weiterhin an die ungarische Fahne zu fesseln. Jedenfalls hatte er, um dieses Ziel zu erreichen, die Form schlecht gewählt und war es keineswegs nothwendig, die Regierung vor der Armee in so unverzeihlicher Weise bloszustellen, da doch von ihr und ihrer Leitung die weitere Fortsetzung des Kampfes ausschließlich abhing. Dieses sein Auftreten mußte natürlich nicht nur Kossuth, sondern auch einen großen Theil der Reichtagsabgeordneten mit dem tiefsten Mißtrauen gegen ihn erfüllen, ja einige der Letzteren, worunter in erster Reihe Perczel, beschuldigten ihn offen des Landesverrathes.

Wenn aber Görgey bei dieser Gelegenheit sich eines groben Fehlers schuldig machte, so beging auch Kossuth seinerseits einen Mißgriff, als er Görgey nach dessen glücklich ausgeführtem Rückzuge durch die Bergstädte, statt, das Geschehene vergessend, dessen Verdienste anzuerkennen, des Armeekommandos enthob, zum Divisionskommandanten degradirte und in dieser Eigenschaft unter den Oberbefehl Dembinski's stellte.

„Reize nicht deinen Feind, hast du es aber gethan, so vernichte ihn!" war schon Machiavelli's Rath, welchen er den Regierenden gab. Wenn Kossuth Görgey nicht zu vernichten im Stande war, so durfte er ihm auch nicht diese tiefe Kränkung anthun. In der That mußte er bald darauf Görgey nicht nur sein Armeecorps wieder zurückgeben, sondern außerdem im entscheidenden Augenblicke selbst mit dem Oberkommando der ganzen Armee betrauen. Kossuth gab sich zwar alle Mühe, durch freund-

liches Entgegenkommen und die Herzlichkeit, mit welcher er Görgey zur Aussöhnung die Hand bot, die bestehenden Differenzen auszugleichen; das Geschehene konnte jedoch nicht mehr ungeschehen gemacht, die geschlagenen Wunden nicht mehr gänzlich geheilt werden.

Die vollständige Eroberung Siebenbürgen's, die Siegesnachrichten aus dem Banat und der Bácska, die glänzenden Erfolge der ungarischen Waffen an allen Orten wurden durch den Sieg bei Isaszegh gekrönt; kein Wunder, wenn sich Kossuth durch eine so rasche Wendung der Dinge veranlaßt sah, der exekutiven Gewalt eine wo möglich festere Gestalt zu geben, als sie bisher solche besaß.

Hiezu standen ihm zwei Wege offen: — entweder die Unabhängigkeits-Erklärung Ungarn's und dessen vollständige Trennung von Oesterreich — oder aber die Wahl einer provisorischen Regierung mit einem Gouverneur, als Staatschef an der Spitze, bis man wieder Mittel und Wege fand, sich mit der Dynastie zu verständigen.

Kossuth entschied sich für Ersteres, für die vollständige Unabhängigkeit des Landes und der Bruch zwischen ihm und Görgey wurde dadurch nur noch vollkommener.*)

Nach den wiederholten Versicherungen Kossuth's, keine Frage aufwerfen zu wollen, mit welcher die Gefahr verbunden, das Land in Parteien zu spalten, hätte er zu dem entscheidenden Schritte der Unabhängigkeitserklärung sich erst dann entschließen sollen, wenn er hierüber mit Görgey vollständig einig geworden.

Als er uns in Gödöllö empfing, begnügte er sich jedoch mit der stillen Zustimmung der Corpskommandanten, welche bei der Wichtigkeit der Frage, um die es sich handelte, nicht hinreichend orientirt waren.

Anderseits gestehe ich, daß, wenn Görgey damals offen aufzutreten den Muth gehabt und seine von Kossuth's Plänen abweichenden Ansichten uns klar dargelegt hätte, wir andern Generäle wahrscheinlich ihn hiebei unterstützt und den Präsidenten dazu

*) Görgey sah in der Unabhängigkeits-Erklärung eine zwecklose Erschwe- unserer Aufgabe.

bewogen hätten, von seinem Vorhaben abzustehen, wozu uns weniger diplomatische Rücksichten, als die Besorgniß vor einer möglichen Spaltung in der Armee bewogen haben würden. Görgey gab aber, wenigstens mir gegenüber, auch nicht das geringste Zeichen, woraus ich auf den Widerspruch zwischen seinen und Kossuth's Ansichten hätte schließen können.

Ich bin auch heute noch fest überzeugt, daß mit oder ohne Unabhängigkeits-Erklärung die russische Intervention unter allen Umständen erfolgt wäre, da ja bereits früher eine partielle Intervention in Siebenbürgen stattgefunden hatte. Wäre aber die Eintracht in unsern Reihen ungetrübt geblieben, so würde auch unser Widerstand sich anderes gestaltet und der Ausgang unsers Kampfes ein minder unglücklicher geworden sein.

Kossuth empfing uns in dem großen Saale des Grassalkovits'schen Schlosses, wo er uns mit Glückwünschen über unsern letzten Erfolg überhäufte. Wir hatten keine Zeit gehabt, uns bis dahin mit Politik zu befassen und strebten nur nach dem einen Ziele, den Feind zu besiegen. Kein Wunder, wenn wir den glänzenden Worten Kossuth's Gehör schenkten und seinen Absichten uns nicht widersetzten.

Nach dieser kurzen Besprechung der politischen Lage wurden die militärischen Operationen besprochen. Es kamen zwei Ideen in Anregung: entweder mit ganzer Kraft auf die Hauptstadt vorzurücken und auf dem Rákosfelde in einer Hauptschlacht das Schicksal des Feldzuges zu entscheiden, oder aber den Feind hier mit bloßen Scheinmanövern zu beschäftigen, mit dem größern Theile der Armee aber in raschem Zuge der hart bedrängten Festung Komorn, diesem wichtigsten Waffenplatze des Landes, zu Hülfe zu eilen. Die Schlacht auf dem Rákos konnte unentschieden bleiben, fiel aber während dieser Zeit Komorn, so lag es in der Macht des Gegners, sich hier eine neue, viel stärkere Operationsbasis zu sichern, von wo er den ganzen Lauf der obern Donau und somit von der Grenze bis zur Hauptstadt den reichsten Theil des Landes beherrschen konnte.

Gelang es uns dagegen, Komorn zu entsetzen und von da vereint mit der Besatzung der Festung die Verbindungslinien des

Feindes zu bedrohen, so mußte die Räumung der Hauptstädte von selbst erfolgen und der Feind war gezwungen, zur Deckung Wien's sich in Eilmärschen bis an die Grenze des Landes zurückzuziehen.

Letztere Ansicht, welche auch ich lebhaft vertrat, behielt die Oberhand und es wurde der Entsatz von Komorn zum nächsten Operationsziel bestimmt. Das 2. Armeecorps, unterstützt von einer Division des 7. (Aulich und Kmety), wurden vor Pest belassen, während die andern 3 Corps (Damjanich, Gáspár und mein Corps) schon am nächsten Tage auf der Straße gegen Waitzen ihren Marsch antraten, um von hier über Vadkert und Léva Komorn zu erreichen. Wir wählten den Umweg über Léva, um den Gegner über unsern Plan so lange als möglich in Ungewißheit zu belassen.

In Folge der drei siegreichen Treffen bei Hatvan, Tápio-Bicske und Isaszegh wurde Kossuth von Bewunderung für Görgey derart hingerissen, daß er in den Briefen an seine Freunde in Debreczin sich in Lobeserhebungen über ihn nicht genug ergehen konnte, womit er selbst Alles that, um das Prestige seines Gegners noch mehr zu heben. Welcher Lohn ihm hiefür zu Theil wurde, ist Jedermann bekannt.

Am 8. erließ seinerseits Görgey den folgenden Armee-Befehl:

„In Folge der bedeutenden Vortheile, welche unsere Trup-
„pen über die feindliche Invasions-Armee errungen haben, und
„welche das Vaterland theils der Umsicht und entschlossenen
„Führung der einzelnen Armeecorps-, Divisions- und Brigade-
„Kommandanten, theils der seltenen Bravour einzelner Abthei-
„lungen von allen Truppengattungen zu verdanken hat, ist es
„meine Pflicht als interimistischer Armeekommandant, das Ver-
„dienst öffentlich anzuerkennen und in jener Weise auszuzeichnen,
„welche in unserer gegenwärtigen Stellung nach dem Aus-
„spruche der Regierung, als rein gesetzlich, mir zur Dispo-
„sition gestellt wurde."

Es folgen hierauf die verschiedenen Rangserhöhungen und und Auszeichnungen, bis es zu jener Auszeichnung kömmt, welche mir persönlich zu Theil wurde, wo es hieß:

„Dasselbe Verdienstzeichen (Ehrenzeichen II. Klasse) hat sich „Herr General Klapka dadurch verdient, daß er den voll„kommen gelungenen Plan des combinirten Angriffes auf „Gödöllö, mittelst einer großartigen Umgehung über Jász„Berény, in seinen Hauptumrissen entworfen und dessen Aus„führung durch die entscheidende Werfung des feindlichen rechten „Flügels bei Jsaszegh möglich gemacht hat. Es wird dem„nach auch General Klapka mit dem Verdienst-Ehrenzeichen „zweiter Klasse dekorirt."

Elftes Kapitel.

Marsch zum Entsatze Komorn's. — Treffen bei Waitzen. — Aufmarsch der Entsatz-Armeen an der Gran. — Hauptquartier Görgey's in Léva. — Eintreffen der Unabhängigkeitserklärung. — Schlacht bei Nagy-Sarló. — Entsatz von Komorn. — Ausfall am 26. April. — Der Zug gegen Ofen. — Betrachtungen darüber. — Meine Ernennung zum provisorischen Kriegsminister. Mein Brief an Görgey. — Antwort desselben.

Dem früher erwähnten Operationsplane gemäß trafen Damjanich und ich mit unsern beiden Armeecorps am 10. vor Waitzen ein, welches vom Feinde stark besetzt gefunden wurde.

Nach einem heftigen, bis in die Straßen der Stadt fortgesetzten Kampfe wurde der Feind geworfen.

Es kam hier zu einem sehr unliebsamen Wortwechsel zwischen mir und Damjanich, der die Schuld, daß der Feind uns entwischte, mir zuschrieb, während er sie doch selbst trug und diese allein seiner Ungeduld zuzuschreiben hatte.

Wir hatten uns dahin verständigt, daß mein Corps durch die nördlich von Waitzen gelegenen Weingärten vorrücken und den Feind in Flanke und Rücken fassen, wogegen Damjanich ihn in der Front angreifen sollte.

Meine Vortruppen waren jedoch noch zu entfernt von der

feindlichen Stellung, um in das Gefecht eingreifen zu können, als Damjanich es vorzog, den Kampf mit seinem Corps allein aufzunehmen, wodurch natürlich die vollständige Niederlage des Feindes verhindert wurde und derselbe sich von Waitzen nach Veröcze und von hier mittelst eines Nachtmarsches bis über die Eipel zurückziehen konnte.

Der feindliche Kommandant, General Götz, starb hier den Heldentod und wurde mit allen, einem tapfern Krieger gebührenden Ehren von uns bestattet.

Nach dem Treffen bei Waitzen wurde die Division Kmety vom 7. Armeecorps dahin beordert, um unsern Abzug zu maskiren, während das 1., 3. und die andern Divisionen vom 7. Armeecorps ihren Marsch über Rétság und Vadkert an die Gran fortsetzten. Mein Armeecorps, das 1., bildete bei diesem Zuge nach Komorn die Avantgarde. Die Entsatzarmee erreichte am 16. die Gran, wo das 3. Corps in Léva, das 1. in Kálna und das 7. bei Zselész ihre Stellungen bezogen. Eine Brigade des letzteren Corps rückte längs der Donau vor, um den auf dem rechten Donauufer stehenden Feind zu beobachten. Die feindlichen Abtheilungen hatten sich bei unserer Annäherung von der Gran zurückgezogen. Die Uebergänge über den Fluß waren von ihnen zerstört und sämmtliche Kähne entweder versenkt oder auf das jenseitige Ufer gebracht worden. Der Brückenschlag wurde nun mit dem dürftigen Material, welches uns zu Gebote stand, unserseits unverweilt begonnen und gelang es mir zuerst denselben bei Kálna fertig zu bringen.

Görgey hatte sein Hauptquartier in Léva genommen und hier war es, wo er die Nachricht von der am 14. April in Debreczin erfolgten Unabhängigkeits-Erklärung erhielt.

Kossuth war in Gödöllö von Görgey geschieden, ohne daß er diesem seine Absicht, den schwerwiegenden Act schon so bald zu vollziehen, mitgetheilt hätte, daher die grenzenlose Aufregung, in welche der Letztere gerieth, als ihm der Regierungskommissär Ludwigh hievon die erste Kunde überbrachte. Seine Ausbrüche waren schonungslos gegen Kossuth sowohl, als gegen den Reichstag, der sich zu diesem Schritte so leicht bewegen ließ.

Am Tage vor unserm Uebergang über die Gran mußte ich in dienstlichen Angelegenheiten zu Görgey, wo ich den ganzen Stab außer Rand und Band fand.

Damjanich, der stets für eine gute Küche zu sorgen wußte, hielt mich zum Mittagmahl zurück, bei welchem auch der Deputirte Willibald Bogdanovics erschien, der Ueberbringer der offiziellen Abschrift der Unabhängigkeitserklärung und eines auf dieselbe Bezug habenden Regierungsmanifestes. Das Tischgespräch nahm sehr bald eine lebhafte Wendung. Damjanich besonders ereiferte sich in nicht sehr gewählten Ausdrücken über die Politik Kossuth's und stimmten demselben beinahe alle höheren Offiziere bei. Ich schwieg, um jedem Streite auszuweichen, aber es war peinlich für mich, zu sehen, wie Bogdanovics ganz fruchtlos sich Mühe gab, die Maßnahmen der Regierung zu vertheidigen. Wir waren, ich und Bogdanovics, noch von Wien her alte Freunde. Nachdem wir uns vom Tische erhoben, zog er mich auf die Seite, um tief ergriffen mir seine Befürchtung auszudrücken, daß es unter solchen Verhältnissen und bei einer derartigen Stimmung im Generalstabe Görgey's sehr bald zu einem vollkommenen Bruche zwischen dem Feldherrn und dem Chef der Regierung kommen müsse, daher er mich dringendst bitte, das Meinige beizutragen, um diese gereizte Stimmung baldigst zu beschwichtigen. Einige Stunden darauf verließ auch ich, höchst verstimmt über den Auftritt, von dem ich Zeuge gewesen, Léva, um bei meinem Armeecorps die nöthigen Vorbereitungen zu dem Flußübergange zu treffen.

Am nächsten Tage, es war der 18. April, war der Uebergang erfolgt und stand das ganze 1. und 3. Armeecorps, zur Fortsetzung des Marsches bereit, auf dem rechten Granufer. Das 7. Armeecorps konnte erst Tags darauf seinen Uebergang bewerkstelligen und erst während der an diesem Tage stattgefundenen Schlacht mit seiner Kavallerie in die Linie rücken.

Der 19. April 1849 war ein schöner Frühlingstag. Wir hatten keine Ahnung von der Nähe des Feindes und setzten unsern Marsch auf der Komorner Heerstraße ruhig fort, als plötzlich von meiner Vorhut einige Husaren zurückgesprengt

kamen, um mir zu melden, daß der Feind in großer Stärke sich in Nagy-Sarló befinde. Ich verließ den Wagen, stieg zu Pferd und ritt rasch bis zur äußersten Avantgarde vor, um mich von der Wahrheit dieser Nachricht persönlich zu überzeugen.

In der That fand ich den Feind, wie er eben die Ausgänge des Dorfes Nagy-Sarló besetzte und auf den Anhöhen hinter dem Dorfe mit seinem Gros sich in Schlachtordnung zu entwickeln begann. Es war mir nicht schwer, von dem erhöhten Punkte, wo ich stand, dessen beiläufige Stärke abzuschätzen: sie mochte 15,000—16,000 Mann betragen haben.

Mein Entschluß war gefaßt. Ich benachrichtigte Damjanich, der mit seinem Corps mir folgte, von der Anwesenheit des Feindes und bat ihn, sich links von mir zu entwickeln.

Sowie die ersten Abtheilungen von Damjanich in die Linie gerückt und mich zu unterstützen in der Verfassung waren, gab ich das Zeichen zum Angriff.

Es kam zu dem blutigen Treffen bei Nagy-Sarló, in welchem wir nach sechsstündigem, schweren Ringen vollständig Sieger blieben. Der Rückzug des Feindes artete in volle Flucht aus nach dem Eintreffen einer Kavalleriebrigade des 7. Corps, die von der Gran herkommend mit verhängten Zügeln in dessen rechten Flügel eindrang, als dieser gerade zu weichen begann.

Der Sieg bei Nagy-Sarló war der entscheidendste, den wir bis dahin erfochten hatten. Der Feind hatte in größter Eile und mit aller Anstrengung sieben Brigaden zusammengebracht, mit welchen er uns den Weg nach Komorn verlegen wollte.

Seine Absicht wurde durch die Tapferkeit der ungarischen Truppen vereitelt und es gelang ihm kaum, sich hinter der Waag wieder zu sammeln. Eine starke feindliche Brigade, die in dem Momente, als der Tag bereits entschieden war, etwas verspätet uns in den Rücken fallen wollte, wurde leicht gesprengt und hatte das Schicksal ihrer Kampfgenossen zu theilen.*)

Wir konnten nun ungehindert bis unter die Mauern von Komorn gelangen und am 22. April zog ich unter dem Jubel

*) Die Schlacht ist umständlich geschildert in meinem Werke: „Der „Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen."

der hartbedrängten Bevölkerung und Besatzung mit meinem Armeecorps in die Festung ein.

Die Festung Komorn war nach dem Rückzuge Görgey's von der Grenze zu den Hauptstädten einer nicht zu starken Besatzung anvertraut worden, die, auf sich belassen, sich vier Monate hindurch bis zu unserer Ankunft auf das Tapferste vertheidigte. Während dieser Zeit hatte das feindliche Bombardement der Stadt namhafte Schäden zugefügt, die in den Tranchéen errichteten Belagerungsbatterien aber den Brückenkopf auf dem rechten Donauufer, die sogenannte Sternschanze, so ziemlich in Trümmer gelegt: es war hoch an der Zeit, daß wir Rettung brachten.

Die ungarische Hauptarmee war nun in der Festung und Umgebung, aber auf dem rechten Donauufer hielten noch die Oesterreicher ihre Verschanzungen und Batterien, von wo sie die Beschießung der Stadt und Festung fortsetzten.

Wäre der Uebergang über die Donau gleich bei unserer Ankunft möglich gewesen, so würden die dort nicht zu starken feindlichen Abtheilungen leicht aus ihren Stellungen verdrängt worden sein; so aber, bei dem Mangel einer Brücke, mußte erst an das Zustandekommen einer solchen gedacht werden, wozu die patriotischen Bürger Komorn's sich bereitwilligst anboten.

Der 24. April war mein Namenstag. Ich lud Görgey, Damjanich und alle höhern Offiziere zu mir zu Tische und wir toastirten unter dem Donner der feindlichen Geschütze, bis endlich nach dem Mahle die ernste Frage besprochen wurde, in welcher Weise die Operationen am besten fortzusetzen wären. Bereits vor zwei Tagen hatte, wie wir dies im Kriegsrathe zu Gödöllö richtig voraussahen, der neuernannte österreichische Oberfeldherr Baron Welden den Entschluß gefaßt, die Hauptstädte und Ungarn zu räumen und zur Deckung Wien's sich bis an die Grenze zurückzuziehen.

Je länger wir mit dem Angriff auf die noch auf dem rechten Ufer befindliche Belagerungsarmee zauderten, umsomehr war zu befürchten, bei unserem Ausfalle es mit der ganzen österreichischen Armee aufnehmen zu müssen.

Das Corps von Jellachich war allein nach dem Abzuge

Welden's in Ofen zurückgeblieben, um von dort nach dem Süden zur Vereinigung mit den Serben abzuziehen. Dieses Corps wurde jedoch bei der feindlichen Hauptarmee durch das Belagerungs-Corps von Komorn reichlich ersetzt.

Es machten sich bei der früher erwähnten Berathung zwei Ansichten geltend: der Chef des Generalstabs Görgey's, Oberstlieutenant Bayer, wollte von einem Uebergange über die Donau und einem Angriff auf die verschanzte feindliche Stellung nichts hören; er war für die Fortsetzung der Operation auf dem linken Donauufer, um hier den Feind über die Grenze zurückzudrängen und Preßburg zu nehmen.

Ich meinerseits drang auf den vollständigen Entsatz der Festung und somit auf den Angriff am rechten Donauufer.

Meine Ansicht drang durch und Görgey beauftragte mich, da Bayer die Verantwortlichkeit um keinen Preis auf sich nehmen wollte, die Dispositionen dazu zu treffen.

Die Bürger Komorn's hatten ihr Versprechen mittlerweile treu eingehalten und dasselbe mit manchem Opfer bezahlt. Am 25. Abends war unter dem heftigsten Feuer des Feindes der Brückenschlag vollendet und es konnte am 26., eine Stunde nach Mitternacht, von einigen Brigaden der Ueberfall auf die dem Brückenkopfe zunächst gelegenen feindlichen Verschanzungen gewagt werden. Gegen 3 Uhr Morgens waren diese mit dem Bajonett von unseren Truppen erstürmt und die darin befindlichen Geschütze genommen.

Gleichzeitig mit diesem, aus dem Brückenkopfe erfolgten Ausfalle wurden weiter oben einige 1000 Mann auf Fähren und Kähnen über die Donau gesetzt, um den Feind von rückwärts anzugreifen.

Nach 5 Uhr war die ganze feindliche Stellung in unserem Besitze und der Gegner zog sich auf Acs zurück.

Es trat hierauf eine mehrstündige Waffenruhe ein, die dazu benützt wurde, auch die Reste des 1. und 3. Armeecorps die Brücke passiren zu lassen, da nur so und wenn später das 7. Corps eintraf, an eine vollständige Ausnützung der erfochtenen Erfolge zu denken war.

Aber auch auf feindlicher Seite waren mittlerweile die von der Hauptarmee eingetroffenen Verstärkungen, insbesondere das Armeecorps Schlick's, in die Linie gerückt, in Folge dessen sich zwischen beiden Theilen nun der Kampf auf der ganzen Linie erneuerte. Damjanich führte die Mitte gegen Csém und Herkály vor, Görgey persönlich den rechten Flügel gegen Acs, und ich kommandirte den linken Flügel, der bereits vor Tagesanbruch O'Szöny erstürmt und die dortige Besatzung zur Waffenstreckung gezwungen hatte.

Wir gewannen Terrain und rückten stetig auf allen Punkten vor, als plötzlich Nagy-Sándor, mit der Kavallerie meines Corps eine Umgehung des feindlichen rechten Flügels versuchend, von überlegenen feindlichen Reiterschaaren angegriffen und mit starkem Verlust zurückgeworfen wurde. Es gelang mir, auf dem bedrohten Punkte das Gefecht wieder herzustellen, doch hatte damit die Schlacht ihr Ende erreicht.

Wir harrten vergeblich während des ganzen Tages auf das Eintreffen des 7. Corps, dasselbe erschien erst nach Einbruch der Dunkelheit, als seit Stunden bereits kein Schuß mehr zu vernehmen war. Ein eigenes Verhängniß, daß bei Isaszegh wie vor Komorn uns beide Mal das 7. Corps in dem Augenblicke fehlte, wo es galt, den Ausschlag zu geben. Wer mag diesmal an dem Säumniß die Schuld getragen haben? Ich weiß es nicht.*)

Der Feind zog sich während der Nacht vom Schlachtfelde zurück und wurde am nächsten Tage von unserer Kavallerie nur lässig bis Raab verfolgt.

Mit dem vollständigen Entsatze der Festung Komorn hatte die ungarische Hauptarmee den Hauptheil ihrer Aufgabe gelöst. Die feindlichen Streitkräfte waren aus dem Lande verdrängt, mit Ausnahme der Besatzung von Ofen, die, zur äußersten Vertheidigung entschlossen, das Schwert des Damokles über Habe und Leben der wehrlosen Bewohner der Hauptstädte schwang.

Ueber das, was Görgey nach der siegreichen Schlacht vom

*) Siehe: „Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen."

26. April hätte thun sollen, wurde gar viel und Mannigfaches geschrieben.

Die Meisten, die sein Wirken einer nähern Kritik unterzogen, fanden den Hauptfehler, den er beging, darin, daß er nicht gleich am Morgen nach der Schlacht der im Rückzuge begriffenen österreichischen Armee auf dem Fuße folgte und gegen Wien vordrang. Die er urtheilten, wißkannten die Umstände, in welchen wir uns befanden und die eine augenblickliche Vorrückung bis unter die Mauern Wien's unmöglich machten.

Die österreichische Armee war vor Komorn keineswegs entscheidend geschlagen worden. Es gelang ihr, wie wir gesehen, in ziemlicher Ordnung sich zurückzuziehen und vor ihrem Rückzuge noch Nagy-Sandor's ungestümen Angriff zurückzuweisen.

Auf der Höhe von Preßburg angelangt, war sie in der Lage, auch die auf dem linken Donauufer befindlichen österreichischen Streitkräfte an sich zu ziehen und sich überdies durch einen Theil der Besatzungen von Graz, Wien, Brünn und Linz zu verstärken, abgesehen von den Reserven, über die der feindliche Feldherr nach und nach verfügen konnte.

Vor Wien konnten sich somit 60—70,000 Mann uns entgegenstellen, wogegen unsere Kräfte noch lange nicht vereinigt waren und die gesammte Streitmacht, über die wir in Komorn verfügten, die Besatzung der Festung inbegriffen, kaum 36,000 Mann zählte.*)

Die Vorbereitungen zum Einbruche in Oesterreich, ohne uns einer zweiten Schwechater Katastrophe auszusetzen, erheischten somit acht bis zehn Tage Zeit und wußten wir außerdem nicht, was aus dem Corps von Jellachich geworden, bis wohin sich der Banus zurückgezogen und ob er nicht noch in der Nähe der Hauptstadt verweile. Von einer augenblicklichen Vorrückung gegen Wien konnte somit keine Rede sein, dagegen wurde nach reiflicher Er-

*) Das Corps Aulich und die Division [illegible] Mann [illegible] Budapest und [illegible] nicht zurückgelassen [illegible], wenn wir die Stärke der vor Wien sich concentrirenden [illegible] Streitkräfte auch nur annähernd [illegible] und mit Siegeszuversicht [illegible] vorgesteckte Ziel losgehen wollten.

wägung beschlossen, die zur Concentrirung der Armee und zu unsern andern Vorbereitungen erforderliche Zeit zu einem Handstreich auf Ofen zu benützen.

Der Besitz von Ofen war für uns von höchster Wichtigkeit, weil durch ihn einerseits der Knotenpunkt unserer Kommunikationen im Lande und die Schifffahrt auf der Donau wieder frei wurden, andererseits aber auch das Prestige unserer Waffen vor der Welt und bei dem Volke seinen Höhepunkt erreichte. War diese Aufgabe vollbracht, so konnte die siegestrunkene Armee ihrer letzten Aufgabe entgegengeführt und an die Grenze gebracht werden, um sich dort oder auf österreichischem Boden in einer großen Entscheidungsschlacht mit dem Feinde zu messen.

Ich vertrat im Kriegsrathe, wo diese Frage erörtert wurde, diese Ansicht und wurde deshalb häufig beschuldigt, der Urheber der so verhängnißvollen Belagerung von Ofen gewesen zu sein. Letzteres ist ein Irrthum, denn meine Ansicht ging nie dahin, daß man sich in eine langwierige Belagerung einlasse, wohl aber, daß man rasch und kühn den Handstreich wage, um, wenn er mißlang, mit vereinten Kräften die Operationen an der obern Donau von Neuem aufzunehmen.

Zu einem coup de main war es eben nicht nöthig, mit drei Armeecorps und dem größern Theile der Kavallerie gegen Ofen zu rücken, während besonders die Letztere viel nützlicher an der Raab, bis wohin das 7. Armeecorps der feindlichen Hauptmacht nachgerückt war, hätte verwendet werden können.

Man hat auch Kossuth beschuldigt, zur Einnahme von Ofen gedrängt zu haben: meines Wissens wurde derselbe von dem gefaßten Entschlusse erst verständigt, als man bereits zu dessen Ausführung geschritten war, er daher Nichts mehr daran zu ändern vermochte.

Am Tage unsers Ausfalles von Komorn hatte Görgey seine Ernennung zum Kriegsminister an die Stelle des biedern alten Mészáros erhalten, welch' Letzterer gleich nach der Unabhängigkeits-Erklärung dem Gouverneur seine Demission einzureichen sich beeilt hatte.

Görgey wollte jedoch noch einige Zeit bei der Armee verbleiben,

und so bat er Damjanich, ihn mittlerweile (als provisorischen Kriegsminister) in Debreczin zu vertreten.

Der Zufall wollte aber, daß Damjanich an dem Tage, an welchem er abreisen sollte, das Unglück hatte, durch einen Sturz vom Wagen sich ein Bein zu brechen, in Folge dessen er nicht nur seiner Mission nach Debreczin, sondern, zum großen Nachtheil der Sache, auch allen andern aktiven Kriegsdiensten für die Folge entsagen mußte.

Die Wahl Görgey's fiel nun auf mich. Befragt von ihm, ob ich geneigt wäre, das Portefeuille des Krieges interimistisch zu übernehmen, bejahte ich es, worauf beschlossen wurde, daß ich das Kommando meines Armeecorps an General Nagy-Sándor abzugeben und meine Reise nach Debreczin allsogleich anzutreten habe.

Auf dem Wege dahin hielt ich mich zwei Tage in Pest auf, wo ich mich von den Vorbereitungen, welche General Henzi zur Vertheidigung der Festung Ofen traf, hinlänglich überzeugen konnte.

Ich hatte meine Wohnung im Hotel zur „Königin von England" genommen und konnte von da mit einem guten Fernglase alle Einzelheiten der Armirung des der Pester Seite zugekehrten Theiles der Festung überblicken. Nachdem ich eben so aufmerksam die anderen Fronten der Festung beobachtet hatte, gelangte ich zu der Erkenntniß, daß bei dem bekannten entschlossenen Charakter des feindlichen Festungskommandanten und der starken Besatzung, über die er verfügte, der Platz mittelst einfacher Beschießung und Leitererersteigung kaum zu nehmen sein dürfte, eine regelrechte Belagerung aber nothwendigerweise einen Zeitverlust nach sich ziehen müsse, den wir später auf dem Hauptkriegsschauplatze schwer zu beklagen haben würden.

Diesen Erwägungen und Bedenken gab ich in meinem Briefe Ausdruck, den ich, bevor ich noch Pest verließ, Görgey durch einen meiner Adjutanten eilends zusandte, so daß er denselben noch vor seiner Ankunft vor Ofen erhalten mußte, worauf ich die folgende Antwort von ihm erhielt, die mir erst in Debreczin zukam:

„Lager vor Ofen, am 6. Mai 1849.

„Lieber Klapka!

„In Deine Ansicht, daß die Belagerung Ofen's „aufgegeben werden sollte, kann ich diesmal aus dem „Grunde nicht eingehen, weil vorauszusehen ist, daß die ganze „Welt einen solchen Schritt als das unzweideutige Eingeständniß „unserer eigenen Schwäche betrachten würde und der Feind „dann immer noch einen Fuß sozusagen im Herzen des Landes „hätte, was bei künftigen Operationen uns jedenfalls un„berechenbar geniren dürfte.

„Ich denke demnach mit aller nur möglichen Energie die „Belagerungsarbeiten in Angriff zu nehmen.

„Pöltenberg streift schon gegen Wieselburg, wo der Feind „sich halten zu wollen scheint, wie auch in Preßburg, welches „er, wie man sagt, bedeutend verschanzt.

„Die Waaglinie ist noch nicht aufgegeben, doch imponirt „vom linken Ufer her Oberstlieutenant Horváth. Aulich hat „die Donau überbrückt und steht am Blocksberg. Veszprim ist „seit mehreren Tagen frei. Jellachich stand vorgestern noch in „Tolna und soll gegen Zala halten wollen. Mein Bruder „steht in Arva und möchte gerne auf Benedek losgehen, dessen „9 Kanonen ihn jedoch etwas geniren dürften. Hätte der „Herr Präsident meinen Rath befolgt und Bemiczky von „Kaschau über Torna nach Gömör geschickt, so wäre Benedek „bedeutend in Verlegenheit, so aber haben wir wenig oder „nichts erreicht und so lange Dembinski mich nicht eines „Bessern belehrt, auch wenig Aussicht zur Sicherstellung Zipsen's „und Gömör's.

„Morgen schreibe ich wieder an Kossuth.

„Dein treuer Kamerad
„Görgey Arthur, General."

Das Original dieses Briefes befindet sich in meinem Besitze. Ich kann somit guten Gewissens den Vorwurf zurückweisen, an der Belagerung von Ofen und an der damit verbundenen Zeitvergeudung irgend welche Schuld zu tragen. Im Gegentheil ver-

ſäumte ich nichts, ſo wie einmal die Situation klar geworden und auch über Jellachich beſtimmte Nachrichten eingetroffen waren, Görgey von ſeinem Vorhaben wo möglich abzubringen, deſſen Folgen mich ſchon damals mit dunklen Ahnungen erfüllten.

Zwölftes Kapitel.

Uebernahme des Kriegsminiſteriums in Debreczin. — Ein unangenehmer Vorfall mit Pulsky. — Belagerung von Ofen. — Meine Entſendung dahin. — Vorſchläge zur Reorganiſation des Kriegsminiſteriums. — Entwurf eines Operationsplanes für den Sommerfeldzug. — Einnahme von Ofen. — Ich verlaſſe Debreczin und kehre zur Armee zurück. — Uebernahme des Ober-Kommando's von Komorn und des 7. und 8. Armeecorps.

Bei meiner Ankunft in Debreczin fand ich das Ausſehen der improviſirten Metropole des Landes ganz anders, als es bei meiner Abreiſe von dort im Monat Januar geweſen. Zur Zeit, als ich mich zur obern Theiß-Armee begab, ſah man in den Straßen nur traurige, verzagte Geſichter, nur Wenige hegten die Hoffnung auf eine beſſere Wendung der Dinge; nun aber ſchritt Alles ſtolz und heiter einher, der ungariſche Muth hatte ſich bewährt und der alte Gott der Ungarn ſchien ſein Volk wieder unter ſeinen Schutz nehmen zu wollen.

Auch der Reichstag, während der Wintermonate ſo ſpärlich beſucht, ſchien mit dem Frühjahre plötzlich neue Anziehungskraft zu gewinnen. Die bisher krank gemeldeten, mitunter gänzlich verſchollenen Abgeordneten der Deputirtentafel waren plötzlich geneſen und fanden ſich einer nach dem andern ein. Ja, nach dem Entſatze von Komorn gewann ſelbſt das Oberhaus neues Leben und mehrte ſich zuſehends die Zahl ſeiner Mitglieder.

Nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April hatte Koſſuth, als Landesgouverneur, Bartholomäus Szemere mit der Bildung eines neuen Miniſteriums betraut. Dieſer, ſich ſelbſt [illegible] portefeuille des Innern vorbehaltend, wählte zu ſeinen Kol-

legen: Graf Kasimir Batthyány, Duscheck, Bischof Horváth, Vukovics, Csányi und Görgey. Die Regierungsgeschäfte nahmen von da an einen regelmäßigen Gang, die Axe aber, um welche sich Alles drehte, war natürlich der Gouverneur Ludwig Kossuth. Als ich diesem meinen ersten Besuch abstattete, schien er über die Operation Görgey's sehr verstimmt.

„Ich fürchte, wir werden Ofen nicht bekommen, dort nur die kostbarste Zeit verlieren und dabei zu Grunde gehen!" waren die ersten Worte, welche er zu mir sprach.

Auch mit der Leitung des Kriegsministeriums durch mich war er nicht einverstanden: „Sie wären mir lieber bei der Armee, als hier!" fügte er hinzu.

General Mészáros seinerseits war herzlich froh, mir die Geschäfte des Kriegsministeriums übergeben zu können, er hatte lange genug seines Amtes gewaltet und würde, als Philosoph, wie er es war, sich am liebsten in die Einsamkeit zurückgezogen haben.

Mit seinem Portefeuille überließ mir Mészáros auch die Schlichtung eines mir sehr unangenehmen Zwischenfalles.

Petöfy Sándor, der gefeiertste, populärste Dichter der Nation, hatte seinem Feuereifer nicht widerstehen können und war als Offizier in die Armee eingetreten. Nach einem unangenehmen Wortwechsel mit Mészáros nahm er seine Entlassung und ging nach Siebenbürgen, wo er sich dem Stabe Bem's anschloß, und von diesem von Neuem zum Hauptmann befördert wurde. Als Bem mit einem Theile seines Armeecorps Ende April Siebenbürgen verließ, um im Banat dem Eindringen der Oesterreicher aus der Wallachei zuvorzukommen und dann zur Belagerung von Temesvár zu schreiten, kam es zu einem Zerwürfnisse zwischen ihm und General Vécsey, der das ungarische Armeecorps an der Maros kommandirte. Bem gab einer Division Vécsey's, ohne diesen früher prävenirt zu haben, die Ordre, sich ihm anzuschließen, deren Ausführung sich Vécsey als selbstständiger Kommandant widersetzen zu müssen glaubte. Der Erstere sandte hierauf an die Regierung einen Bericht, voll der bittersten Invectiven gegen Vécsey, welchen er mit den folgenden Worten schloß:

„Ich bin daher berechtigt und erachte es auch für meine „Pflicht, den General Vécsey vor der Regierung als Vater„landsverräther zu bezeichnen, oder als einen so feigen und „unfähigen Offizier, dem man nie mehr irgend ein Kommando „anvertrauen kann."

Diesen, blos für den Landesgouverneur bestimmten, vertraulichen, in deutscher Sprache geschriebenen Bericht übersetzte Petöfy in's Ungarische und ließ ihn mit einem, für General Vécsey noch verletzenderen Kommentar in den Blättern erscheinen.

Das Vorgehen Petöfy's war daher ebenso bedauerlich als strafbar und als ich ihn hiefür, obgleich mit väterlichen Ausdrücken, zur Rede stellte, zeigte er sich in seiner Würde verletzt und sandte mir einige Stunden später das folgende, lakonisch gehaltene Entlassungsgesuch:

„Geehrter Herr Kriegsminister! In Folge meiner an„gegriffenen Gesundheit entsage ich hiermit offiziell meinem „Majorsrange.

„Debreczin, 6. Mai 1849. Alexander Petöfy."

Petöfy entfernte sich hierauf von Debreczin und schrieb mir von Szolnok aus vom 8. Mai einen Brief, dessen Inhalt nicht nur ein schreiendes Verbrechen gegen alle Disziplin, sondern auch ein empörender Angriff auf meine Mannes- und Soldatenehre war.

Mein Erstes, was ich nun that, war, Görgey von dieser peinlichen Angelegenheit in Kenntniß zu setzen, da ich natürlich unsern ersten Dichter nicht so wie einen gewöhnlichen Verbrecher behandeln konnte.

Mein diesbezüglicher Bericht lautete:

„Unter der Festung Ofen.

„An den Armee-Oberkommandanten und Kriegsminister „Arthur Görgey!

„Das in Kolozsvár erscheinende Journal „Honvéd" ver„öffentlichte einen vom F.-M.-L. Bem an den Landesver„theidigungs-Ausschuß gerichteten Brief vom 23. April l. J., „Márczius tizenötödike", nahm diesen Artikel in seiner Nr. 69,

„die ich hier beischließe, auf, und heißt es allgemein, daß Haupt-
„mann Alexander Petöfy den Inhalt dieses Briefes der Re-
„daktion des ersterwähnten Blattes zur Verfügung gestellt habe,
„ohne hiezu irgendwie beauftragt oder ermächtigt worden
„zu sein.

„Vor einigen Tagen erschien A. Petöfy in der Uniform
„eines Majors persönlich bei mir in Debreczin. Ich zog ihn
„wegen seines Mißbrauches, den er in der Presse geübt, zur
„Rechenschaft und machte ihn aufmerksam, wie unstatthaft es
„sei, solche Schriften zur allgemeinen Kenntniß zu bringen,
„deren Veröffentlichung nicht nur den Regeln der Ritterlich-
„keit widerspreche, sondern auch geeignet sei, bei den gegen-
„wärtigen Zuständen die bedauernswertheften Folgen nach sich
„zu ziehen. Wäre er durchaus nicht im Stande, seinen pub-
„lizistischen Neigungen selbst in solchen, durchaus nicht vor die
„Oeffentlichkeit gehörenden Fällen Einhalt zu gebieten, so thue
„er besser, seine Demission zu geben. Im Uebrigen, be-
„merkte ich weiter, gebühre ihm weder Rang noch Uniform
„eines Majors, da seine Ernennung vom Kriegsministerium
„noch nicht bestätigt sei. Worauf er erklärte, den fraglichen
„Brief nur in's Ungarische übersetzt zu haben, und gleichzeitig
„um einen Urlaub ansuchte. Als ich ihm bedeutete, zu diesem
„Zwecke ein ärztliches Zeugniß einzureichen, gestand er mir,
„daß er nicht die Selbstverläugnung besitze, die vom Soldaten
„unbedingt gefordert würde und es deshalb vorziehe, seine
„Demission zu geben. Bevor ich jedoch die schriftliche Be-
„willigung seiner Demission ihm hätte einhändigen können,
„erhielt ich von ihm am heutigen Tage den sub 4 bei-
„geschlossenen Brief.

„Mögen der Herr Kriegsminister diese Angelegenheit in
„Anbetracht des schädlichen Einflusses, welchen derlei Aus-
„schreitungen auf die Subordination des ganzen Heeres, auf
„die den Vorgesetzten schuldige Ehrerbietung und folgerichtig
„auch auf das Wohl des von Gefahren ringsumgebenen Vater-
„landes ausüben, der gebührenden Aufmerksamkeit würdigen.

„Abgesehen von meinem persönlichen Ansehen, will ich nur

„meine gegenwärtige Stellung als Kriegsminister in Erwägung
„gezogen wissen, aus welchem Grunde ich bitte, diesen Vorfall
„gründlichst untersuchen und mir diejenige Genugthuung geben
„zu lassen, auf welche ich mit Recht zählen zu dürfen
„glaube.

„Petöfy hält sich, obgleich er keinen Urlaubsschein oder ein
„diesbezügliches Certificat besitzt, aus eigener Machtvollkommen-
„in Pest auf.

„Es ist bereits zum zweiten Male, daß Petöfy in so sträf-
„licher Weise in öffentlichen Blättern die Ehrerbietung gegen
„seine Vorgesetzten verletzt, und scheute er sich nicht, ein Pam-
„phlet auch auf unsern in Ehren grau gewordenen, gewesenen
„Kriegsminister, F.-M.-L. Mészáros, zu veröffentlichen.

„Debreczin, 10. Mai 1849.

„Klapka m. p."

Nach dieser peinlichen Erfahrung, die ich gleich bei meiner Ankunft in Debreczin machen mußte, gab ich mich mit ganzem Eifer der Sanirung derjenigen Gebrechen hin, welche ich bei der Verwaltung des Kriegsministeriums vorfand.

Vor Allem war es der rücksichtslose Ehrgeiz einzelner Führer, welcher das Zusammenwirken unserer Kräfte häufig hemmte. Oft wurde den gemessensten Befehlen des Kriegsministeriums der Gehorsam verweigert. Bem, dessen Verdienste als Feldherr nicht in Abrede zu stellen waren, gerirte sich vollständig unabhängig. Er korrespondirte selten oder nie mit dem Kriegsministerium, kümmerte sich nur wenig um dessen Verordnungen und unterhielt ausschließlich mit Kossuth eine briefliche Verbindung. Auch Perczel und Dembinski duldeten nur selten einen Einspruch von Seite des Kriegsministeriums. Görgey endlich führte an der obern Donau das Kommando ganz unabhängig von der Regierung und selbst von Kossuth.

Unter so prekären und drückenden Verhältnissen übernahm ich das Kriegsministerium.

Da dieser Zustand nicht länger dauern konnte, ohne auf die Vertheidigung des Landes auf das Schädlichste zurückzuwirken, so hielt ich es für meine Pflicht, dem Ministerrathe die Annahme

von neuen, energischen Verfügungen zu unterbreiten, in deren Folge Kossuth am 20. Mai 1849 den folgenden Erlaß an alle Armee- und Corpskommandanten richtete:

„Debreczin, am 20. März 1849.

„Die Wahrscheinlichkeit einer russischen Invasion und die „bedeutenden Verstärkungen, die in letzter Zeit der österreichischen „Hauptarmee von allen Seiten zugekommen sind, erheben die „Frage der Landesvertheidigung in diesem Augenblicke zur ersten „und höchsten Sorge der Regierung. Dies vermochte mich, „den folgenden, von Kriegsminister General Klapka gestellten „Antrag anzunehmen.

„Alle Streitkräfte der Nation haben von nun an ihr Wirken „mit dem combinirten Vertheidigungsplane der Regierung auf „das Gewissenhafteste in Einklang zu bringen.

„Die Willkür in den Operationen, mit der bisher, ohne „Rücksicht auf den Gang des Ganzen, von einzelnen Komman- „danten verfahren wurde, hat aufzuhören. Um dieses zu er- „möglichen, wird der Vertheidigungsplan im Großen, sowie „die jedem einzelnen Kommandanten zufallende Aufgabe dem „Betreffenden von Seite des Kriegsministeriums unverzüglich „mitgetheilt werden.

„Gleich nach der Einnahme Ofen's oder, wenn diese miß- „lingen sollte, nach Zurücklassung eines Cernirungscorps „daselbst und nach Disponirung der andern Truppen an die „obere Donau wird General Görgey zur Uebernahme des „Kriegsministeriums persönlich hierher kommen, um den nöthigen „Einklang in den Gang der Landesvertheidigungsanstalten zu „bringen. Beförderungen, Ernennungen und Ordensver- „leihungen, wie sie bisher ohne Kenntniß der Regierung von „den Kommandanten willkürlich vorgenommen wurden, dürfen „in Zukunft, zur Erzielung der nöthigen Ordnung, ohne Be- „stätigung des Kriegsministers, unter strengster Verantwor- „tung nicht veröffentlicht werden. Nur auf dem Schlachtfelde „bleibt es den Kommandanten unbenommen, Verdienste Ein- „zelner nach ihrem Ermessen augenblicklich zu belohnen.

„Von diesem Beschlusse des Ministerrathes und der Be-
„stätigung desselben durch den Reichsgouverneur sind die
„Armee- und sämmtlichen Militärbehörden in Kenntniß zu
„setzen.

„Kossuth s. K."

Wie zu vermuthen war, übte diese Verordnung auf die bisher sich gänzlich unabhängig gerirenden Führer keinen besonders günstigen Eindruck. Es wurde von allen Seiten dagegen remonstrirt, auch kam deren Ausführung nie gewissenhaft zu Stande.

Die Nachricht von der russischen Invasion, anfangs unbestimmt und wenig geglaubt, erhielt endlich ihre Bestätigung durch die folgende, in allen österreichischen Zeitungen erschienene, vom 1. Mai datirte offene Kundmachung:

„Der Aufstand in Ungarn" — so hieß es in derselben —
„hat seit einigen Monaten eine solche Ausdehnung gewonnen
„und er zeigt in seiner dermaligen Phase so entschieden den
„Charakter der Vereinigung aller Kräfte der europäischen
„Umsturzpartei, daß das Interesse sämmtlicher Staaten ein
„gemeinschaftliches ist, die kaiserliche Regierung in dem Kampfe
„gegen die sich dort verbreitende Auflösung aller gesellschaft-
„lichen Ordnung zu unterstützen. Aus diesen wichtigen Grün-
„den hat sich die Regierung Sr. Majestät des Kaisers be-
„wogen gefunden, die bewaffnete Hülfe Sr. Majestät des
„Kaisers von Rußland in Anspruch zu nehmen, und selbe ist
„von dem Kaiser mit edelster Bereitwilligkeit sofort und in
„dem ausgiebigsten Maße zugesichert worden. Die Ausführung
„der beiderseits verabredeten Maßregeln ist in vollem Gange."

Die russischen Truppen sammelten sich an der galizischen Grenze und in den Donaufürstenthümern.

Die ungarischen Streitkräfte dagegen waren um diese Zeit im Lande wie folgt vertheilt:

Den Kern bildete die Armee an der obern Donau. Diese, theils vor Ofen, theils vor Raab und in der Schütt vertheilt, bestand aus fünf Armeecorps.

Vor Ofen:

1. Armeecorps, Gen. Nagy-Sándor,	10	Bat.	12	Esk.	40	Gesch.
2. „ „ Aulich,	10	„	15	„	40	„
3. „ „ Knezich,	9	„	14	„	40	„
Armeedivision Obrist Kmety	5	„	6	„	16	„
In Raab:						
7. Armeecorps, Obrist Pöltenberg,	11	„	17	„	45	„
In der Schütt und in Komorn:						
8. Armeecorps, Gen. Lenkey,	12	„	4	„	18	„
Detachement an der Neutra:						
Obrist Horváth,	2	„	3	„	4	„
Fliegendes Corps in den Bergstädten:						
Major Arnim Görgey,	2	Bat.	1	Esk.	6	Gesch.

In Allem betrug die obere Donau-Armee unter den unmittelbaren Befehlen Görgey's 61 Bataillone, 72 Eskadronen, 209 Geschütze, 50,000 Mann, 7,200 Pferde.

Die Bács-Banater Armee unter den Generälen Perczel und Vécsey, später unter General Vetter, 30,000 Mann.

Die Siebenbürger Armee unter General Bem betrug 32,000 Mann.

Das Armeecorps unter General Dembinski bei Eperies 12,000 Mann.

Die Armeedivision unter Oberst Kazinzy in der Marmaros 6000 Mann.

Die Besatzung von Petervardein 5000 Mann.

Sonach die Totalsumme von 135,000 Mann mit 400 Geschützen in den Listen.

Kanonengießereien, Waffenfabriken, Pulvermühlen, Salpetersiedereien, Montur- und Ausrüstungs-Kommissionen, Remontirungen u. s. w. waren in den verschiedenen Gegenden des Landes, theils in der Errichtung begriffen, theils in voller Thätigkeit. Doch die Hauptstütze der Regierung war das Volk, das in seiner hingebenden Begeisterung bereit war, seine Söhne auf den ersten Ruf zu Tausenden zu senden und sie dem Dienste des Vaterlandes zu weihen.

In solcher Verfassung traf uns die Nachricht von dem Ein-

rücken der ersten russischen Kolonnen in Krakau. Der Feind, nebst den Russen und Oesterreichern aus den aufgehetzten und wohlorganisirten Walachen, Serben, Kroaten, Slavoniern, Slovaken und Sachsen bestehend, zählte mehr als 300,000 streitbare Mannschaft.

Nach später kundgewordenen Ausweisen hatte die feindliche Streitmacht folgende Eintheilung:

Russen	in Ungarn	110,000	Mann
	in Siebenbürgen	40,000	„
		150,000	Mann
Oesterreichische Hauptarmee bei Preßburg und in dessen Umgebung, anfänglich unter F.-Z.-M. Welden, später unter F.-Z.-M. Haynau		60,000	„
Unter F.-Z.-M. Nugent an der Dran und der steirischen Grenze		12,000	„
Unter F.-Z.-M. Jellachich bei Esseg, Ruma und Concurrenz		25,000	„
Unter General Puchner in Siebenbürgen und der Wallachei		15,000	„
Serben		15,000	„
Wallachen		20,000	„
Die Besatzungen von Esseg, Temesvár und Karlsburg		10,000	„
	Summa:	307,000	Mann.

Somit hatten wir es mit einem mehr als doppelt überlegenen Feinde aufzunehmen. Sollte die Nation von vorneherein ihres Unterganges nicht gewiß sein, so mußte sie ihre ganze Kraft, alle ihre Hülfsquellen aufbieten und bei deren Entwickelung und Anwendung mit ebenso viel Umsicht und Sachkenntniß, als mit Muth und Ausdauer geleitet werden.

Eine Verständigung mit Wien war nicht mehr möglich, eine Waffenstreckung auf Gnade und Ungnade aber konnte in dem Augenblicke der vollständigen Niederlage unseres Feindes Niemanden in den Sinn kommen. Es blieb uns somit nur der Kampf auf Leben und Tod. Den 300,000 Feinden mußte eine

gleich große Anzahl Krieger auf dem Schlachtfelde und in den Städten, Dörfern und Weilern jeder Ungar mit dem Messer in der Hand entgegengestellt werden.

Ich schlug im Ministerrathe vor, die Altersklassen vom 18. bis 30. Jahre auf die Beine zu bringen, um theils zur Kompletirung alter, theils zur Errichtung neuer Bataillone und als Reserve verwendet zu werden. Die energische Durchführung dieser Maßregel würde den Stand der ungarischen Armee in einigen Wochen auf das Doppelte gebracht haben. Mein Vorschlag drang jedoch nicht durch und man begnügte sich mit halben Maßregeln.

Im Ministerrathe vom 12. Mai wurde ich endlich aufgefordert, zur Vertheidigung des Landes einen Operationsplan zu entwerfen. Ich that dies; er wurde angenommen und allen selbstständigen Kommandanten zur Kenntnißnahme mitgetheilt. Die Grundidee desselben war, Komorn als verschanztes Lager zu betrachten, um dem von Westen vordringenden Feind mit der Hauptkraft des Landes sich dort entgegenzustellen. Ich traf die andern Dispositionen in einer Weise, die es uns später ermöglicht hätte, die bereits an der obern Donau stehenden Streitkräfte ansehnlich zu vermehren, um damit je nach Umständen auf dem rechten oder linken Ufer einen Hauptschlag zu führen, war jedoch gezwungen, diese meine Absicht durch Scheindispositionen zu maskiren, welche mißverstanden und von meinen Gegnern bekritelt wurden.

Während dies in Debreczin vorging, stand Görgey noch immer mit 30,000 Mann vor Ofen, ohne mit den Belagerungsarbeiten besondere Fortschritte gemacht zu haben. General Nagy-Sándor, dem die Dispositionen Görgey's mißfielen, berichtete darüber vertraulich an Kossuth, welch Letzterer mich ersuchte, ich möge nach Ofen reisen, um mich daselbst von dem Stand der Dinge persönlich zu überzeugen.

Am 14. Mai langte ich vor Ofen an, wo ich in einem Landhause auf dem Schwabenberge das Hauptquartier Görgey's fand. Als ich ankam, wurden eben die Dispositionen zur Erstürmung der Festung berathen. Von der Terrasse des Landhauses bot sich die Aussicht auf die verschiedenen Lager und Belagerungs-

arbeiten dar. Das ganze Belagerungsmaterial, welches erst vierzehn Tage nach der begonnenen Cernirung angelangt war, bestand aus vier vierundzwanzig- und ein achtzehnpfündigen Geschützen, einigen dreißig- und sechszigpfündigen Mörsern und aus den den Feldbatterien entnommenen Haubitzen. Dagegen hatten die Vertheidiger mehr als 70 schwere Geschütze auf den Wällen, deren zerstörende Wirkung die Pester Bevölkerung in furchtbarer Weise bereits empfunden hatte.

Eine aus den früher erwähnten fünf schweren Geschützen bestehende Breschbatterie hatte am 15. auf 800 Schritte Entfernung ihr Feuer eröffnet und bei dem morschen Zustande des Mauerwerkes war die Wirkung der Schüsse ziemlich bedeutend und daher die Aussicht vorhanden, die Bresche in einigen Tagen praktikabel zu machen. Der 16. Mai war zum Angriff bestimmt und dieser hatte um 1 Uhr nach Mitternacht zu beginnen. Ich beobachtete an der Seite Görgey's vom Schwabenberge aus den Verlauf des Kampfes. Der Sturm mißlang und nachdem meine Gegenwart in Debreczin nothwendig erheischt wurde, entschloß ich mich, am nächsten Tage wieder dahin zurückzukehren. Früher sprach ich noch mit Nagy-Sándor und zog ihn zur Verantwortung, weshalb er derartige allarmirende Berichte nach Debreczin geschrieben. Derselbe erwiderte, daß an dem langsamen Fortschritte der Belagerung hauptsächlich die Lauheit des Generalstabes und die Unzweckmäßigkeit seiner Dispositionen Schuld trage; auch zöge er die Treue und Redlichkeit Görgey's in Zweifel. Ich beruhigte Nagy-Sándor und bat ihn, sich fürderhin ähnlicher Anklagen zu enthalten, wenn er sie nicht besser zu begründen wüßte. Leider mußte aber auch ich in Görgey's Hauptquartier die Wahrnehmung machen, daß daselbst der Haß gegen Kossuth in konsequenter Weise genährt wurde, was mich für die Zukunft das Schlimmste befürchten ließ.

Zu meiner nicht geringen Ueberraschung traf ich am Schwabenberge auch mit Petöfy zusammen. Derselbe schien betroffen durch meine Gegenwart und erwiderte kein Wort, als ich ihm befahl, vorläufig auf seinem Zimmer in Arrest zu bleiben, bis ein Kriegsgericht über ihn entschieden haben werde. Natürlich lag

es nicht in meiner Absicht, den Dichter aburtheilen zu lassen; es sollte nur der schwer verletzten Disziplin Genugthuung verschafft und Petöfy dann freigelassen werden. Nach einer intimeren Besprechung mit Görgey wurde beschlossen, daß zwei Offiziere bei mir erscheinen und um meine Nachsicht und die Freilassung Petöfy's bitten sollten. So geschah es auch. Ich gab Petöfy die Freiheit wieder, ließ ihn zu mir kommen und setzte ihm mit wenigen Worten das Unstatthafte und Unpatriotische seines Benehmens auseinander. Ich reichte ihm als Zeichen meiner Verzeihung die Hand und glaubte, hiermit würde Alles vergessen sein. Petöfy aber rächte sich an mir in einem seiner letzten Gedichte, die er schrieb, welches unter dem Titel: „Der grobe General" Jedermann in Ungarn bekannt ist.

Bei meiner Rückkehr in Debreczin fand ich Regierung und Volk in sehr gedrückter Stimmung. Alles beklagte den unersetzlichen Verlust, welcher unserer Sache durch die Belagerung Ofen's geworden. Man glaubte sich verrathen. Zum Ueberfluß sandte Perczel ein Schreiben an die Regierung, in welchem er dringend verlangte, daß Görgey wegen seiner Unthätigkeit vor ein Kriegsgericht gestellt werde. Die Glorie des Letzteren schien allmälig zu schwinden, sein Untergang unvermeidlich, da auch in der Armee eine starke Partei gegen ihn sich zu erklären begann. Da ließ er am 21. Mai einen zweiten, verzweifelten Sturm auf die Festung unternehmen. Dieser gelang nach mehrstündigem Kampfe, Dank der beispiellosen Tapferkeit und Todesverachtung unserer Honvéds. Am 22. Mai gelangte die freudige Kunde hievon nach Debreczin und wurde in einem von bombastischen Ausdrücken überströmenden Plakate dem Volke kundgegeben.

Die Einnahme Ofen's änderte mit einem Schlage die Ansichten des Reichstages über Görgey. In einer außerordentlichen Sitzung wurde vom Ministerpräsidenten Szemere der Antrag gestellt, dem Heerführer und den Truppen, welche die Heldenthat bei Ofen vollbrachten, den Dank des Vaterlandes feierlichst auszudrücken und Ersteren überdies mit dem Großkreuze des ungarischen Militärverdienstordens zu belohnen. Zur Ueberbringung dieses Beschlusses wurde aus der Mitte des Reichstages eine

Deputation und zu deren Wortführer Gabriel Kazinczy gewählt. Görgey, während der Belagerung und schon früher von der gegen ihn in Debreczin herrschenden Stimmung unterrichtet, lehnte die ihm angebotene Belohnung ab, erklärend, daß jede Auszeichnung seinen Grundsätzen widerstrebe und da Rang- und Ordenssucht ohnehin schon einen zu hohen Grad in der Armee erreicht hätten, er, um die frühere Reinheit der Bestrebungen wieder herzustellen, sich verpflichtet fühle, als der Erste mit gutem Beispiele voranzugehen.

Görgey ließ hier seine Gesinnung gegen die Regierung offen durchblicken und gab seinen Gegnern dadurch Anlaß zu weiteren Verdächtigungen.

Ich hatte mittlerweile meine Bemühungen fortgesetzt, um den oberwähnten Vertheidigungsplan zur Ausführung zu bringen. Derselbe war von Kossuth sowohl als von Görgey angenommen worden, stieß aber bei den verschiedenen Corpsführern auf solche Widersprüche, daß ich, unmuthig darüber, Ende Mai bei der Regierung ansuchte, mich zur Armee zurückbegeben zu dürfen. Nach der Einnahme von Ofen stand ohnedies der Uebernahme des Kriegsministeriums von Seiten Görgey's nichts mehr im Wege und so begab ich mich Ende Mai wieder auf den Kriegsschauplatz an der oberen Donau, wo vorläufig die Festung und das verschanzte Lager von Komorn, sowie das 7. und 8. Armeecorps unter meine Befehle gestellt wurden.

In den hinterlassenen Schriften Kemény Zsigmond's, welche von Gustav Beckfich herausgegeben wurden, befindet sich unter anderm eine auf mein Wirken als Kriegsminister bezughabende Stelle, deren Inhalt ich hier auf das Entschiedenste zurückweise. Kemény spricht von einer Verschwörung gegen Kossuth, an der ich theilgenommen hätte. Der alte Herr hat sehr wahrscheinlich die Unterredungen, welche zwischen der Friedenspartei und dem Obersten Stein noch vor meiner Ankunft in Debreczin stattgefunden, als mit mir gepflogen verwechselt.*)

*) Stein stand als Generalstabschef an der Seite des Kriegsministers Mészáros und war ein ausgesprochener Gegner der Politik Kossuth's. Nach der Unabhängigkeitserklärung bot er sich, wie er mir dies später in Kon-

Mein Verhältniß zu Kossuth war zur Zeit, als ich das Kriegsministerium verwaltete, stets ein aufrichtiges, offenes gewesen, und konnte es mir auch nicht im Entferntesten in den Sinn kommen, ähnliche Pläne zu schmieden, wie sie mir von Kemény zugemuthet wurden.

Auf meiner Reise nach meinem neuen Bestimmungsort fand ich in Pest die Bevölkerung mit den Vorbereitungen zum Empfange der Regierung beschäftigt und in Komorn angelangt, übergab mir General Guyon das Kommando der Festung, mit welchem er bis dahin betraut gewesen war.

Dreizehntes Kapitel.

Mißverständnisse zwischen mir und der Operationskanzlei Görgey's. — Brief Kossuth's. — Kämpfe an der Waag und in der Schütt. — Das Treffen bei Raab. — Vereinigung der Armee im verschanzten Lager vor Komorn.

Nach mehrtägigem Verweilen in Komorn ließ ich daselbst Oberst Aschermann, einen ebenso intelligenten als tapfern Offizier, als interimistischen Festungskommandanten zurück und begab mich zur Inspizirung des siebenten Armeecorps nach Raab. Bevor ich die Festung verließ, erstattete ich sowohl an Görgey, wie auch an Kossuth Bericht über den Stand der Vertheidigungsanstalten und die baldige Vollendung des verschanzten Lagers, wie nicht minder über die vorgefundenen Mängel und die noch massenhaft nöthigen Vorräthe zur vollständigen Approviantirung des Platzes. Ich benützte diese Gelegenheit, um Beiden offen zu erklären, daß ich aus den Bewegungen unserer einzelnen Armeecorps

stantinopel selbst eingestand, der „Friedenspartei" an, Kossuth nächtlich gefangen zu nehmen und durch eine Abtheilung Kavallerie über die türkische Grenze bringen zu lassen. Dieser tolle Plan scheint die „Friedenspartei" in einer Weise eingeschüchert zu haben, daß sie es für besser fand, alle weitern Unterhandlungen mit ihm abzubrechen. Stein wurde bald darauf von Debreczin entfernt und nach Siebenbürgen beordert.

und deren neuen Aufstellung auf eine Abänderung des von uns vereinbarten Vertheidigungsplanes schließen und bedauern müsse, hierüber noch keine Aufklärung von der Centralkanzlei Görgey's, welche während seiner Abwesenheit von der Armee die Operationen leitete, erhalten zu haben.

Ich erhielt hierauf eine ausweichende Antwort von Görgey, von Kossuth aber den folgenden Brief:

„Pest, 7. Juni 1849.

„Lieber Herr General!

„Wir sind mit der Regierung in Pest angelangt, — unser „Empfang durch das Volk war ein unbeschreiblicher; dasselbe „begrüßte in uns die Idee der nationalen Freiheit und Unab„hängigkeit.

„In Pest und unterwegs erhielt ich Ihre zwei Briefe vom „2. und 3. Juni. Hier meine Antwort:

„Ich dachte, daß jener Operationsplan, den Sie in De„breczin dem Ministerrathe unterbreiteten und den wir an„nahmen, im Einverständnisse mit Freund Görgey vorgelegt „worden wäre, und ich zweifelte nicht, daß mit Ihrer Abreise „nach Komorn dieser Plan auch effektuirt worden sei. Ich „dachte mir das unter Ihrem Befehle stehende Corps wie folgt „zusammengesetzt:

„Besatzung Komorn's	8000
„Pöltenberg	8000
„Kmety	4000
„Corps Damjanich	7500
„Summa:	27500.

„Wenigstens rechne ich darauf, daß Ihre direkte Armee, „wenn auch Damjanich inzwischen, durch die Verhältnisse ver„anlaßt, auf das linke Donauufer kommandirt werden und „gegen die Waag vorrücken sollte — wodurch er zugleich auch „Komorn von dieser Seite sichern helfen würde — trotzdem „noch 20,000 Mann zählen und durch Kompletirung in dieser „kurzen Zeit wenigstens auf 25,000 Mann gebracht worden sei.

„Ist dies nicht der Fall, so muß ich gestehen, diesbezüg-

„lich große Besorgnisse zu hegen und bitte ich Herrn General „dringendst, persönlich mit dem Herrn Kriegsminister zu ver„kehren, daß der ursprüngliche Operationsplan in seinem Wesen „zu unserer Beruhigung auch ausgeführt werde, denn ich mag „Komorn als wie wichtig immer halten, wenn selbes nur als „eine zu beschützende Festung und nicht als mächtiges, ver„schanztes Lager eine Rolle zu spielen bestimmt ist — so würde „ich es als einen großen Verlust für das Vaterland ansehen, „Ihre Fähigkeiten, Herr General, die einen großen Wirkungs„kreis fordern und die unter den gegenwärtigen Verhältnissen „dem Vaterlande von hervorragendem Nutzen sind, dazu verur„theilt zu sehen, Komorn zu bewachen, was auch durch einen „Andern geschehen kann.

„Ludwig Kossuth m. p."

Einige Tage darauf kam Görgey nach Raab, um mit mir diese Fragen persönlich auszugleichen.

In Raab fand ich ziemlich genaue Nachrichten über die Stellung und Stärke des Feindes an der obern Donau. Die Hauptmacht desselben stand auf dem rechten Donauufer, die Raab-Preßburger Chaussée und die Raabnitz-Linie bis Oedenburg besetzt haltend. In der kleinen Schütt war Hédervár ihr vorgeschobenster Posten, in der großen Schütt Bös und Vásárút; auf dem linken Donauufer hielt sie die Waaglinie von Farkas bis Freistadtl.

Das Oberkommando der feindlichen Streitkräfte hatte Haynau übernommen, der in Italien vielfache Proben seiner Tapferkeit, nicht minder aber auch seines eisernen Starrsinnes und seiner Grausamkeit gegeben hatte. Seinen Amtsantritt verherrlichte er gleich in den ersten Tagen durch die anbefohlene Hinrichtung des ungarischen Majors Baron Ladislaus Medmyánsky und des Hauptmanns Gruber, dann des achtbaren protestantischen Predigers Razga in Preßburg.

Der Stand der österreichischen Armee war um diese Zeit bis auf 60,000 Mann angewachsen; sie vermehrte sich durch fortwährend anlangende neue Verstärkungen. Eine russische Armeedivision, 16,000 Mann stark, war gleichfalls in der Nähe von

Preßburg bereits eingetroffen. Ungarischerseits standen dieser Streitkraft fünf Armeecorps in der Stärke von beiläufig 50,000 Mann entgegen und zwar standen auf dem rechten Donauufer das 7. Armeecorps mit der Armeedivision Kmety, in der großen Schütt ein Theil der Besatzung Komorn's unter Kosztolány, auf dem linken Donauufer an der Waag das 1., 2. und 3. Armeecorps, in Komorn endlich als Besatzung und Reserve der Rest des 8. Armeecorps. Beide Armeen standen sich in dieser beobachtenden Stellung bis Mitte Juni gegenüber, ohne daß es zu einem ernsten Zusammenstoße gekommen wäre. Die Oesterreicher warteten auf die Ankunft der russischen Kolonnen und im ungarischen Lager kompletirte man die durch Krankheiten und Kämpfe beinahe durchgehends auf die Hälfte reduzirten Bataillone.

Nach dem kurzen Besuche, welchen mir Görgey in Raab abgestattet, eilte er wieder nach Pest zurück, seine Centralkanzlei in Totis, acht Meilen hinter der Front unserer Aufstellung, zurücklassend, von wo sie die täglichen Dispositionen erließ, ein Umstand, welcher die Führer der verschiedenen Corps in fortwährender Ungewißheit über die eigentlichen Absichten des Oberkommandos ließ.

In seinen Memoiren erwähnt Görgey an einer Stelle, daß er auch mir seine eigentlichen Absichten nicht ganz enthüllen zu dürfen glaubte, weil er mich auf zu vertrautem Fuße mit Kossuth wußte. Ich blieb daher ganz in derselben Ungewißheit wie alle übrigen Corpsführer.

Der 13. Juni brachte endlich etwas Leben in unsere Kriegführung. An diesem Tage überfiel die Division Kmety die österreichische Brigade Wyß bei Csorna und zwang sie nach hartnäckigem, blutigem Kampfe zum eiligen Rückzuge über die Rabnitz. Der Kommandant der feindlichen Brigade blieb todt auf dem Platze, aber auch unsere Verluste waren nicht unbedeutend. Der Angriff Kmety's wurde durch eine Scheinvorrückung des 7. Armeecorps unterstützt und nachdem der Schlag gelungen war, kehrte Alles wieder in die frühere Stellung zurück. Drei Tage später wollte Görgey auf dem linken Donauufer und in der Schütt die Oesterreicher überraschen. Es kam zu dem blutigen

Treffen bei Zsigard, wo wir den Kürzeren zogen, und das 2. Armeecorps unter Oberst Asbóth, welches hiebei allein betheiligt war, das Schlachtfeld dem Feinde überlassen mußte. Dieses erste unglückliche Auftreten an der Waag ward von der Centralkanzlei einzig und allein dem Obersten Asbóth zugeschrieben, dem der Vorwurf gemacht wurde, daß er gegen den Sinn der Dispositionen anstatt einer forcirten Rekognoszirung einen wirklichen Angriff unternommen habe. Asbóth rechtfertigte sich später und wies nach, daß aus den Dispositionen auf keine bloße Rekognoszirung, wohl aber auf die Verdrängung der feindlichen Kräfte von der Waag, als den eigentlichen Zweck des Unternehmens, geschlossen werden mußte.

Ich meinestheils konnte in Raab nur glauben, daß Görgey die Absicht verfolge, den Feind durch Scheinbewegungen auf dem linken Ufer zu täuschen, ihn derart zur Schwächung seiner Kräfte auf dem rechten Ufer zu vermögen, um dann mit ganzer Kraft hier den Hauptschlag zu führen.

Meine Täuschung sollte jedoch nicht lange währen, denn schon am 18. Juni erhielt ich aus dem Hauptquartier die dienstliche Mittheilung, daß Görgey sich entschlossen habe, den am 16. verunglückten Angriff in den nächsten Tagen mit dem 2. und 3. Armeecorps in denselben sumpfigen Gegenden und diesmal unter eigener Führung zu wiederholen. Ich schrieb an ihn, um auf vertraulichem Wege ihm meine Bedenken über diesen Plan auszudrücken; bevor ich jedoch noch seine Antwort erhielt, wurde mir aus Totis seitens der Centralkanzlei die Weisung, während des Angriffes auf die Stellung des Feindes an der Waag mit einem Theile der Besatzung von Komorn die Uebergänge in die Schütt und die Rückzugslinie der operirenden Armee zu decken. Ich mußte dieser Ordre entsprechen, concentrirte zu diesem Zwecke 8 Bataillone in der Schütt, und nahm mit denselben am frühen Morgen des 20. Stellung bei Aszód. Als ich hier ankam, fand ich Görgey mit seiner Suite unfern der Brücke in einem schattigen Wäldchen sich ausruhend. Er kam mir entgegen und entschuldigte die Nichtbeantwortung meines letzten Briefes mit dem Umstande, daß die Dispositionen bereis getroffen

waren, daher nicht mehr rückgängig gemacht werden konnten. Im Uebrigen sei er überzeugt, daß wenn wir früher zusammengekommen wären, unsere Ansichten im bessern Einklange stünden. „Der Angriff auf die Stellung des Feindes an der Waag sei nothwendig, weil die Waag-Linie sonst nicht behauptet werden könne. Der heutige Tag werde Alles entscheiden!“

An diesem und dem nächsten Tage fanden sodann die blutigen Kämpfe bei Pered und Zsigard statt. Am ersten Tage behaupteten unsere Truppen nicht nur das Schlachtfeld, sondern gewannen auch an Terrain; am zweiten dagegen, nachdem feindlicherseits noch die russische Division Panjutin in die Linie gerückt war, nahm das Treffen eine ungünstige Wendung und wurde Görgey gezwungen, sich über die Waag und die Waag-Donau zurückzuziehen. Die Brücke, über welche der größere Theil der zwei Armeecorps, mit welcher er an diesen beiden Schlachttagen den Kampf führte, sich zurückziehen mußte, vertheidigte ich während derselben Zeit gegen wiederholte Angriffe des in der Insel Schütt operirenden feindlichen Armeecorps.

Am Abend des zweiten Tages zog sich allerorten der Feind zurück und wir wurden nicht mehr beunruhigt. Gegen 11 Uhr kam ich mit Görgey in einem Weiler zusammen und wir beschlossen, noch während der Nacht sämmtliche Truppen in die vor dem 16. Juni innegehabten Stellungen zurückzuführen.

Hahnau hatte nach dem vollständigen Erfolge seines vierten Armeecorps und der russischen Reservedivision an der Waag den Moment für geeignet erkannt, mit concentrirten Kräften auf dem rechten Ufer der Donau die Offensive zu ergreifen und gegen Raab vorzurücken. Schon am nächsten Tage nach der Schlacht bei Pered wurden sämmtliche österreichischen und russischen Truppen mit Ausnahme einer Brigade von der Waag zurück nach Preßburg [illegible], um hier über die Donau zu setzen und sich den übrigen gegen Raab vorrückenden Truppen anzuschließen. Die Absicht des Feindes war offenkundig. Er hatte seinen Abzug von der Waag und aus der großen Schütt so schlecht maskirt, daß bei den [illegible] Meldungen [illegible] auf ungarischer Seite kein Zweifel [illegible] konnte.

Die Gegendispositionen dieses feindlichen Manövers lagen auf der Hand. Der Feind bot uns selbst Gelegenheit, ihm mit unserer gesammten Streitmacht eine Entscheidungsschlacht zu bieten, wobei der Vortheil der Stellung und eines gesicherten Rückzuges auf unserer Seite lagen. Bis zum 27. und bei kleineren Märschen bis zum 28. konnte die ungarische Armee, mit Pöltenberg und Kmety vereint, nach Zurücklassung der nöthigen Garnison in Komorn und eines Detachements an der Waag 40,000 Mann stark in fester Stellung um Raab und an dem Flusse gleichen Namens stehen. Statt aber diese einfachen Dispositionen zu treffen, versank die Centralkanzlei nach der Schlacht von Pered in eine Rathlosigkeit, die damit endete, daß trotz aller Gegenvorstellungen und allen Drängens das 7. Armeecorps mit 9000 Mann und Kmety mit 4000 ganz allein und ohne jede Unterstützung gegen die ganze österreichisch-russische Donauarmee in Raab und Pápa gelassen und einer beinahe sicheren Niederlage ausgesetzt wurden.

Wie es vorauszusehen war, wurde Pöltenberg am 28. Juni von der ganzen österreichisch-russischen Armee angegriffen und nach hartnäckigem Widerstande gezwungen, die Stellung vor Raab, sowie die Stadt selbst und ihre Vororte zu räumen.

Ich war die letzten Tage krank in Totis gelegen und hatte mich kaum aufgerafft, als ich, durch die beunruhigenden Meldungen Pöltenberg's veranlaßt, mich eiligst nach Raab begab, wo ich Abends eintraf und auf dem Schlachtfelde Görgey begegnete. An dem Ausgange des Kampfes war nichts mehr zu ändern — wir mußten uns in das Unvermeidliche fügen. Görgey blieb auf der Gönyöer Straße, um den Feind von jeder weiteren Verfolgung abzuhalten, noch eine Weile in Schlachtordnung stehen, überließ mir den von Ménfö sich zurückziehenden linken Flügel und ordnete, nachdem er noch ein ehrenvolles Arrièregarde-Gefecht bestanden und die nachrückenden, feindlichen Kolonnen zurückgescheucht hatte, den Rückzug an.

Vierzehntes Kapitel.

Die ersten Julitage in Komorn. — Bruch zwischen Görgey und der Regierung. — Die Schlacht am 2. Juli. — Drohende Gefahren und mein Bestreben, dieselben abzuwenden. — Ernennung Mészáros zum Oberkommandanten. — Briefe und Ordres von Kossuth und Mészáros an mich und an das Armeekommando. — Angriff auf die feindliche Stellung am 11. Juli. — Abzug der ungarischen Armee unter Görgey an die Theiß. — Ich verbleibe in Komorn.

Eine wichtige Angelegenheit erheischte damals meine Anwesenheit in Pest und Görgey ertheilte mir die Erlaubniß, mich auf einen Tag dahin zu begeben, um auch gleichzeitig mit der Regierung über die Weiterführung des Krieges Rücksprache zu nehmen.*)

Ein Dampfboot brachte mich in 6 Stunden von Komorn nach Pest, wo ich am 1. des frühen Morgens anlangte.

Die verlorenen Schlachten an der Waag und bei Raab, die Erfolge des Banus Jellachich in der Bács, das unaufhaltsame Vordringen der russischen Invasionsmassen im Norden des Landes und Siebenbürgen, alles war so schnell hereingebrochen, daß das Volk zum Theil betäubt, zum Theil in banger, gespannter Erwartung den Dingen entgegensah, die da kommen sollten.

Am Donauufer zahllose Volksgruppen, nach Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz forschend, in den Straßen traurige, dumpfe Stille, die Läden meist geschlossen, die Arbeiten eingestellt, hie und da ein Trupp Rekruten, Wagen mit Verwundeten, ab- und zureitende Ordonnanzen — so fand ich Pest am 1. Juli 1849.

Nach kurzem Besuche bei meinem Vater begab ich mich zu Kossuth, wo ich außer ihm noch die Minister Szemere und Kasimir Batthyány und den General Perczel traf. Alle harrten der Ankunft der Generäle Kiß und Aulich und des Ministers Csány entgegen, die auf die letzten Nachrichten vom Kriegsschau-

*) Das gegenwärtige, sowie das folgende Kapitel sind größtentheils meinen im Jahre 1850 erschienen Memoiren entnommen. Die Ereignisse waren zu jener Zeit noch frisch in meinem Gedächtnisse, seitdem ist so manche meiner Erinnerungen daraus entschwunden.

platze, während meiner Herreise mit Aufträgen der Regierung an Görgey gesendet waren. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen begann Kossuth sich bitter über die Kriegführung und die Versäumnisse an der obern Donau zu beklagen. Görgey habe zu viel auf Bayer gehört, dieser aber sich keineswegs als der Mann bekundet, der zur Führung des Generalstabes und zum Chef der Centralkanzlei geeignet sei. Die erwähnten Generäle und Csány seien in seinem (Kossuth's) Auftrage nach Komorn gegangen, um den unverweilten Rückzug der obern Armee und deren Vereinigung mit dem Heerestheil unter Visocki anzuordnen, und er erwarte, daß Görgey sowohl als die andern Führer der Armee gehorchen werden. Eine Concentrirung der Kräfte an der untern Theiß und Maros sei das Einzige, was das Land aus so großer Gefahr noch zu retten vermöge.

Nun nahm Perczel in höchst leidenschaftlicher Weise das Wort. Von jeher ein Feind Görgey's, den er schon längst zum Verräther gestempelt hatte, sah er den Augenblick gekommen, wo er ungescheut und nach Herzenslust sich über ihn auslassen und darauf dringen konnte, daß das Kommando ehestens einem andern Heerführer übertragen werde. Der hierauf entstandene unangenehme Wortwechsel wurde durch Szemere's Dazwischentreten vermittelt, und sowohl Perczel als die übrigen Anwesenden fanden sich durch die Aufklärung, welche ich ihnen über den Zustand der obern Donauarmee gab, vollkommen zufriedengestellt. Nach längerem vergeblichen Harren auf die Rückkehr der abgesandten Kommissäre und mancherlei, die Operationen in den übrigen Landestheilen betreffenden Gesprächen nahm ich Abschied und kehrte noch an demselben Tage nach Komorn zurück.

Am 2. mit Tagesanbruch verfügte ich mich zu Görgey, der damals sein Hauptquartier in Komorn unfern der Waagbrücke hatte, um ihm meine Ankunft zu melden und ihm von meiner Unterredung mit Kossuth dasjenige, was den Dienst und nicht seine Person betraf, mitzutheilen. — Die beiden Generäle und Csány waren schon Tags zuvor nach Pest zurückgekehrt und hatten die Zusicherung Görgey's mit sich genommen, daß die Armee concentrirt werden solle und er mit derselben unverweilt den Rück-

zug antreten werde. Görgey erzählte mir dieses mit dem Beifügen, daß die seitdem erfolgte Vorrückung der Oesterreicher über Acs einen Angriff auf das verschanzte Lager vermuthen lasse, welches, sollte uns nicht die größte Schmach treffen, unter allen Umständen vertheidigt werden müsse. Es wäre dies nicht vorauszusehen gewesen, als er den Kommissären am 30. Juni sein Wort zum Rückzuge gegeben, und so befürchte er selbes nicht einlösen zu können. Bevor wir uns hierüber noch weiter verständigen konnten, dröhnten schon einige Kanonenschüsse vom rechten Ufer herüber, die uns das Vorrücken des Feindes kundgaben.

Görgey ertheilte mir den Auftrag, den linken Flügel und das Centrum zu führen, er selbst wolle den rechten Flügel leiten und die Höhen und Schanzen am Monostor, den wichtigsten Punkt der ganzen Stellung, behaupten. — In einer halben Stunde waren wir Beide auf dem Schlachtfelde.

Schon am 30. Juni hatte Görgey durch die verspäteten Dispositionen der Centralkanzlei und das langsame Anrücken der zur Concentrirung von dem linken Donauufer und der Waag nach Komorn disponirten Armeecorps sich genöthigt gesehen, die vortheilhafte Stellung hinter dem Czonczobache von Acs bis Igmánd, somit die Ofener Heerstraße aufzugeben und sich in das verschanzte Lager vor Komorn zurückzuziehen. Die Anzeige hievon erstattete er der Regierung in jenem lakonischen Schreiben, auf welches ich später zurückkommen werde und das von so verhängnißvollen Folgen für die weitere Kriegführung und den ganzen Gang der Ereignisse wurde.

Die Oesterreicher unter Haynau waren indessen am 29. Juni von Raab aus in die Linie von Gönyö über Böny nach Mezöörs, am 30. mit ihrem linken Flügel bis Acs, mit dem Centrum nach N. Igmánd und Bábolna und mit dem rechten Flügel bis Kis-Bér vorgerückt. — Am 1. verdrängte der Feind unsere vorgeschobenen Abtheilungen aus dem Acser Walde und besetzte diesen sowie Csém und Herkály. — Es unterlag keinem Zweifel, daß er von hier einen Angriff auf unser verschanztes Lager versuchen werde, und in der That griff er uns auch mit seiner ganzen Kraft am Morgen des 2. Juli an.

Die Verschanzungen dieses Lagers waren auf einer Uj-Szöny und den Brückenkopf des rechten Donauufers im Halbkreise umschließenden Hügelreihe angelangt, deren höchster Punkt der sogenannte Monostor oberhalb Uj-Szöny war. Von hier aus konnte der Angreifer die Belagerung beginnen, die über die Donau führende Brücke, unsere einzige Verbindung, beherrschen und die gegenüber auf der Insel Schütt liegende Stadt und Festung beschießen.

Als wir, Görgey und ich, auf dem Schlachtfelde anlangten, hatten die Oesterreicher in ihrem ersten Anfalle die vordersten Schanzen am Monostor bereits genommen und auf unserm äußersten linken Flügel die ungarische Besatzung aus O-Szöny verdrängt und mit starken Abtheilungen diesen Ort besetzt.

Görgey sammelte auf dem rechten Flügel die zurückweichenden Bataillone, führte sie zu neuem Angriff vor, vertrieb nach kurzem Kampfe die Oesterreicher aus den Schanzen und verfolgte sie, dem Donauufer entlang, dem Acser Walde zu. Ebenso gelang es mir, einige Stunden später, nach mehrfachen Angriffen, den Feind aus O-Szöny zu vertreiben und bis auf die Höhen von Mócsa zurückzudrängen. Wir waren auf der ganzen Linie in der Vorrückung begriffen, der Gegner auf allen Punkten geschlagen. Da entschloß sich Görgey zum Durchbruche des feindlichen Centrums. Er sammelte zu diesem Zwecke mehrere Husarenregimenter, stellte sich an ihre Spitze, warf die sich ihm entgegenstellenden feindlichen Kavallerie-Abtheilungen in wiederholten glänzenden Attaquen zurück und würde sein Ziel erreicht haben, wenn er im entscheidenden Augenblicke nicht in das verheerendste Kreuzfeuer der russischen und österreichischen Reservebatterien gerathen und dadurch gezwungen worden wäre, von seinem Vorhaben abzustehen. Der Kampf war zu Ende und beide Armeen bezogen ihre früheren Stellungen.

Zu unserem Unglücke war die ungarische Streitmacht an der obern Donau am 2. Juli, und zwar in diesem kurzen Feldzuge zum dritten Male, abermals nicht vollständig beisammen; es fehlten uns das ganze 1. Armeecorps, die Armeedivision Kmety vom 7., ferner die detachirten Abtheilungen, die ganz unnütz an

der Waag und Neutra herumstreiften, so daß wir trotz des aufopferndsten Muthes und aller Hingebung der Truppen uns mit dem einen Erfolge begnügen mußten, den Angriff der österreichischen Hauptarmee auf unsere verschanzte Stellung blutig zurückgewiesen zu haben. Wäre die ganze ungarische Donauarmee, was so leicht ausführbar war, vereinigt gewesen, der Feind wäre bei den Vortheilen, die wir bereits errungen hatten, einer schweren, entscheidenden Niederlage kaum entgangen.

Während der großen, von ihm selbst angeführten Attaque erhielt Görgey eine schwere Kopfwunde, die ihn zwang, gegen Abend das Schlachtfeld zu verlassen. Man brachte ihn in seine Wohnung, wo ich ihn gegen 10 Uhr Nachts auf dem Bette liegend fand, eben im Begriffe, sich von den Aerzten den Verband anlegen zu lassen. Er schien über den Muth und die Ausdauer der Truppen, wie über den Erfolg des Tages erfreut und kümmerte sich wenig um seine Verwundung.

In derselben Nacht und kaum in meinem Quartier angelangt, empfing ich die folgenden zwei Briefe vom Reichsgouverneur Ludwig Kossuth:

„Lieber Herr General!

„Görgey hat sein Wort gebrochen, das er mir durch einen „Minister und durch zwei Generäle gestern gesendet hat!

„Er soll Kriegsminister bleiben — aber Oberkommandant „kann er keinen Augenblick länger sein!

„Feldmarschall-Lieutenant Mészáros ist zum Oberfeldherrn „ernannt.

„Görgey wird vielleicht nicht gehorchen! Es wäre schänd„lich! Es wäre Verrath! So wie der Wortbruch und die „blinde Unterordnung unter den Einfluß Bayer's an Verrath „grenzt!

„Es ist schrecklich, was er mir schreibt!

„Herr General! Das Vaterland, die Freiheit Europa's „hängt davon ab, daß jetzt keine Uneinigkeit, kein Parteistreit „in der Armee entstehe!

„Ich achte einen römischen Charakter in Ihnen. Das

„Vaterland und die Freiheit vor Allem! — Unterstützen Sie „den Feldmarschall-Lieutenant Mészáros. — Die Gründe werde „ich Ihnen angeben.

„Gott und die Geschichte richten über uns Alle!

„In Ihnen werde ich mich nicht täuschen, Herr General!

„(gez.) Kossuth, Gouverneur.

„Pest am 1. Juli 1849."

„Pest, 1. Juli 1849.

„Der Reichsgouverneur an General Klapka.

„Hiemit verständige ich Sie, Herr General, daß ich kraft „der mir vom Lande übergetragenen Macht am heutigen Tage „im Namen der Nation den Feldmarschall-Lieutenant Lázár „Mészáros (nach Anhören und mit Zustimmung des Minister- „rathes) zum Oberkommandanten unserer gesammten Armee „ernannt habe und verordne und befehle ich hiermit im Namen „der Nation, daß seinen Anordnungen und Befehlen alle „Corps-, Divisions- und Festungskommandanten, sowie die ge- „sammte Armee bedingungslos Folge zu leisten und es als „ihre unerläßliche, patriotische Pflicht zu betrachten haben, ihn „als ihren Oberfehlshaber anzuerkennen. Jeder Dawider- „handelnde wird als Empörer gegen das Vaterland behandelt „werden.

„Ich erwarte es von Ihnen, Herr General, im Namen „der Nation und der Freiheit — ich erwarte es von Ihrer „mit so seltener Tapferkeit und Selbstaufopferung bewiesenen „Vaterlandsliebe, daß Sie sich bemühen werden, bei den Ihren „Befehlen unterstehenden Truppen die pünktlichste Befolgung „dieser Verordnungen zu bewirken u. s. w.

„In Abwesenheit des Kriegsministers:

„Ludwig Kossuth m. p. Bartholomäus Szemere m. p.

„Reichsgouverneur. Ministerpräsident."

Der erstere dieser beiden Briefe galt mir persönlich, der zweite war ein Dienstschreiben, das in ähnlicher Fassung auch den andern Armeecorpsführern zukam. — Der Courier, Major St

kovitz, der sie überbrachte, erzählte mir, daß Mészáros zwar auf einem Dampfboote von Pest abgefahren sei, um das Oberkommando der Armee in Komorn sogleich zu übernehmen, jedoch nur bis Almás gelangen konnte, denn als er hier den Donner der Schlacht vernommen, habe er, in der Befürchtung, daß das rechte Donauufer bereits vom Feinde besetzt sei, das Schiff umwenden lassen und sei nach Pest zurückgekehrt. — Die Motive, die Kossuth und die Regierung zu dieser unglücklichen Maßregel in dem Augenblicke vermochten, als Görgey in einer siegreichen Schlacht, schwer verwundet, soeben den Truppen einen glänzenden Beweis seiner Tapferkeit abgelegt, stellen sich aus Folgendem klar heraus.

Nach dem Rückzuge der Armee von Raab hatte Görgey der Regierung kurz und trocken angezeigt, daß er bei der Uebermacht des Feindes die Hauptstadt nicht länger zu decken vermöge, im Gegentheil das rechte Ufer preisgeben und sich nach Komorn zurückziehen müsse. Wolle die Regierung in diese Festung kommen, so sei er damit einverstanden; wenn nicht, so möge sie für die Verlegung ihres Sitzes Sorge tragen, ihm aber zur Fortsetzung des Krieges die nöthigen Mittel senden. — Der Eindruck dieser Zeilen wurde noch gesteigert durch den Kommentar, welchen Tags darauf der im Lager befindliche Regierungskommissär Ludwigh, wahrscheinlich unter dem Einflusse Bayer's, nach Pest sandte, und der sich kurz in den folgenden drei Worten zusammenfassen läßt: „Sauve qui peut!“ Er forderte Kossuth und die andern Mitglieder der Regierung auf, nicht länger in Pest zu bleiben, Alles, was zu retten, ehestens von da und von Ofen wegzuschaffen, endlich jeden Tag des Erscheinens des Feindes gewärtig zu sein.

Die Folge dieser Berichte war, daß die Regierung nichts Eiligeres zu thun hatte, als schon am nächsten Tage den Reichstag zu prorogiren, die Arbeiten der Banknotenpresse, unserer einzigen Geldquelle, einzustellen, Depots und Magazine leeren und alle Vorräthe in größter Eile abführen zu lassen.

Doch von den verhängnißvollsten Folgen für das Schicksal des Landes war der früher angeführte, vorzüglich auf Perczel's und Damianich's Drängen gefaßte Beschluß der Regierung,

Görgey vom Kommando zu entsetzen und an seine Stelle Mészáros zum Oberkommandanten zu ernennen.

Die Nachricht von der Abberufung Görgey's war am nächsten Tage im Lager offenkundig geworden und erzeugte bei dem größten Theil der Truppen — besonders aber im 7. und 3. Armeecorps — ungemeine Aufregung. Diese unter den obwaltenden Umständen gefährliche Stimmung wurde noch mehr angefacht und genährt durch die aufreizenden Reden sowohl der Anhänger Görgey's, zu denen fast alle höhern Offiziere gehörten, als auch durch die im Lager umherschleichenden Feinde der Regierung, die aus diesem voreiligen Schritte derselben eine neue Waffe gegen sie schmiedeten. An der Spitze dieser letztern stand Bayer. — Er und der Stab des Oberkommandanten waren von nun an der Brennpunkt der gegen Kossuth und seine Anhänger im Heere angezettelten Umtriebe.

Görgey selbst lag am 3. schwer am Wundfieber darnieder, und obgleich ich seine Umgebung ersuchte, ihm die unangenehme Nachricht einstweilen vorzuenthalten, schien sie ihm dennoch mitgetheilt worden zu sein und einen tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht zu haben.

Bei so bewandten Umständen, dem erschütterten Vertrauen der Truppen zu der Regierung und dem schwankenden, zweifelhaften Gehorsam ihrer Führer, war an eine ungesäumte Ausführung der von Kossuth ertheilten Befehle nicht zu denken. Sollte größern Gefahren vorgebeugt und das Ansehen der Regierung bewahrt werden, so mußten vor Allem die von Stunde zu Stunde sich mehrenden Zerwürfnisse zwischen Kossuth und Görgey gehoben und mußten Beide angesichts der Gefahren, welche das Land bedrohten, zu einer aufrichtigen Verständigung bewogen werden.

Als im Range ältester General nach Görgey ließ ich daher auf den Morgen des 4. sämmtliche Corpskommandanten und die ältesten Stabsoffiziere der Armee zu einem Kriegsrathe im Lager vor der Redoute Nr. 8 einladen.

Bis zum Eintreffen des ersten Armeecorps und der andern detachirten Abtheilungen, die sich noch auf dem linken Ufer der

Donau befanden, konnte der Abmarsch der Armee von Komorn, ohne Störung des von der Regierung angeordneten Operationsplanes, noch einige Tage verschoben werden.

Im Kriegsrathe machte ich die Mitglieder mit den Anordnungen der Regierung bekannt, forderte sie zum Vertrauen und Gehorsam gegen dieselbe auf und suchte sie zu überzeugen, daß Görgey unmöglich Oberkommandant und Kriegsminister zugleich bleiben könne, man daher die auf seine Abberufung von der Armee Bezug habenden Dekrete nicht mißdeuten möge. Sollte jedoch die Armee der Regierung gegenüber irgend welchen Wunsch auszudrücken haben, so möge man solchen unverweilt vortragen, und ich würde es auf mich nehmen, wenn er gerecht, selben persönlich beim Reichsgouverneur zu vertreten.

Sämmtliche Mitglieder des Kriegsrathes erklärten hierauf, in ihrem eigenen und ihrer Truppenkörper Namen, daß sie zu keinem andern Führer Ungarns ein größeres Vertrauen als zu Görgey hegten, und es gehe demnach der Wunsch Aller dahin, die Regierung zu bitten, sie möge ihn auch ferner an der Spitze der Donauarmee belassen, und wenn er schon von seinen Würden eine ablegen solle, so sei es die des Kriegsministers, die mit weit geringerem Nachtheile für die Sache auch von einem Andern versehen werden könne.

Es wurde hierauf beschlossen, daß General Nagy-Sándor und ich, mit dieser Angelegenheit betraut, uns noch an demselben Tage nach Pest begeben sollten, um daselbst die Wünsche der Armee vorzutragen.

Das Ansehen der Regierung war gerettet und die Gemüther begannen sich allmälig zu beruhigen. Graf Leiningen, Kommandant des 3. Armeecorps, übernahm für die Dauer meiner Abwesenheit das Kommando, welches Görgey, in Folge seiner Verwundung nicht selbst führen konnte, und wir bestiegen, Nagy-Sándor und ich, gegen Abend das Dampfboot, um keinen Augenblick mit unserer Mission zu säumen, da während des Tages weitere drei Befehle von der Regierung eintrafen, die uns zur höchsten Eile anspornten.

Die drei Befehle waren ziemlich gleichlautend, weshalb ich

hier nur den einen, der von Kossuth an mich persönlich gerichtet war, folgen lasse. Er lautete:

„Der Reichsgouverneur an General Klapka.

„Pest, 3. Juli 1849, Abends.

„Bürger-General!

„Mit diesem Worte begrüße ich Sie, Ihnen dadurch zu „erkennen gebend, was ich von Ihnen im Namen des Vater-„landes erwarte:

„Bürgerliche Gefühle!

„Sie werden gehorchen und das Vaterland wird gerettet „sein.

„Sie behalten 18,000 Mann für Komorn und dessen „Schanzen und bleiben daselbst; den Rest der Truppen wird „Nagy-Sándor herunterbringen.

„Sie haben den Feind geschlagen, wodurch auch Ihr Wunsch „in Erfüllung gegangen ist, daß die Concentrirung nach ab-„wärts mit Sicherheit erfolgen könne.

„Denn wir verbleiben bei diesem Vorhaben, umsomehr, „als auch Arad und mit dieser Stadt 66 Kanonen, 2000 „Zentner Pulver, 1500 Gewehre in unsere Hände gefallen „sind.

„Für Perczel werden wir in der Umgegend Czegléd's „innerhalb 48 Stunden 8000 Honvéds und 4 Divisionen „Husaren auftreiben.

„So lange und wenn Sie in der Festung sind, hat Aschermann „Ihren Befehlen Folge zu leisten.

„Vertrauen und Ausdauer!

„Es lebe das Vaterland!

„Ludwig Kossuth m. p.
„Reichsgouverneur.
„Bartholomäus Szemere m. p.
„Ministerpräsident."

Am 5. um 3 Uhr Morgens langten wir in Pest an. Um 8 Uhr begaben wir uns in die Wohnung Kossuth's, wo sich eine Stunde später auch die Minister Szemere, Csány, Kasimir

Batthyány und die Generäle Mészáros und Dembinski versammelten.

Kossuth, nachdem er unseren Bericht angehört, erklärte sich bereit, den Wünschen der Armee nachzugeben, insoferne sie sich mit den bereits getroffenen Anordnungen der Regierung vereinigen ließen. Die Ernennung des Generals Mészáros zum Oberkommandanten aller ungarischen Truppen könne zwar nicht mehr zurückgenommen werden, doch sei hier ein anderer Ausweg möglich, der ebenso sicher zum Ziele führe. Görgey bleibe Kommandant der oberen Donauarmee, lege das Kriegsministerium nieder und erkenne Mészáros als Oberkommandanten an. — Ich erklärte, daß ich diese Aenderung der früheren Verordnungen vollkommen hinreichend halte, die Schwierigkeiten zu heben, die Zwiste auszugleichen und die Truppen zufrieden zu stellen. — Görgey aber werde ohne Zweifel in diese Bedingungen, die sein Verbleiben bei der Armee sichern, eingehen. — Es wurden nun zwei Verordnungen ausgefertigt, die eine, wodurch Görgey, wenn er vom Kriegsministerium zurücktreten wolle, zum Kommandanten der oberen Donauarmee ernannt wird; durch die zweite ward er aufgefordert, allen Dispositionen des Generals Mészáros, als ernannten Oberkommandanten aller ungarischen Heere, pünktlich Folge zu leisten.

Die Russen unter Paskevits waren Anfangs Juli bis Miskolcz und Erlau vorgedrungen, denn die Streitmacht, die sich ihnen in den Karpathen entgegenzustellen hatte, war zu schwach, ihr Vordringen zu verhindern, und diente blos, den Streifereien des Feindes gegen die Hauptstadt zu begegnen. Ihr Anführer war General Visocki.

Dembinski, der an der Seite des vorsichtigen Mészáros den Generalstab leitete, gab uns ein Croquis der nächsten Operationen. Es war nicht zu läugnen, daß diese Verfügungen viel Talent bekundeten; nur waren sie zu ängstlich, ohne Rücksicht auf die eigentlichen Faktoren unserer Widerstandskraft entworfen.

Nach allseitiger Erwägung der für und gegen diesen Plan sprechenden Gründe, der Gefahren, die sich von allen Seiten aufthürmten, und der Art und Weise, wie ihnen zu begegnen

wäre, nahm mich der alte Minister Csány beim Arm und bat mich, ihm in ein anstoßendes Zimmer zu folgen.

Csány, einer der reinsten und hervorragendsten Charaktere unseres Freiheitskampfes, war ein inniger Freund Görgey's, den er wie einen Sohn liebte. Als wir allein waren, drückte er mir die Hand, eine Thräne rollte über seine hohle Wange und mit von Schmerz ergriffener Stimme eröffnete er mir, daß er das Vaterland am Rande des Verderbens sehe. Noch sei es zu retten, wenn Görgey nicht blos seinen Verstand, sondern auch sein Herz sprechen lasse und wenn er sich von dem giftigen Einflusse eines Menschen losreißen könne, der ihn als böser Dämon umstrickt halte und ihn von den Interessen seines Vaterlandes und von seinen wahren Freunden und Anhängern immer mehr zu entfernen drohe. Er selbst sei alt und habe nichts mehr zu verlieren; werde Pest zum zweiten Male preisgegeben, so wolle er zum zweiten Mal der Letzte von hier flüchten, dann wohl noch nach Szegedin und Arad gehen, weiter aber nicht, denn Alter und Kränklichkeit erlaubten es ihm nicht. Was dann über ihn kommen werde, sei ihm gleichgültig, aber der Gedanke an das Vaterland drücke ihn zu Boden. Ich erwiderte, daß ich seine Befürchtungen zwar nicht im ganzen Umfange theile, doch den schädlichen Einfluß der nächsten Umgebung Görgey's seit längerer Zeit ebenso wie er wahrnehme und tief bedaure.

Csány schrieb nun einige rührende Zeilen an Görgey, worin er ihm die Pflichten gegen sein Land vorhielt und ihn dringend bat, sich durch keine feindseligen Einflüsterungen von jenem festen Bunde abbringen zu lassen, der sämmtliche Kräfte vereinigen müsse, wenn nicht das Vaterland zu Grunde gehen solle. — Als Görgey später von Komorn abzog, fand man diesen Brief in seiner Wohnung unter mehreren andern Papieren. — Csány aber hauchte am 6. Oktober 1849, einige tausend Schritte von dem Orte, wo er diese hehren Worte gesprochen und geschrieben, am Hochgericht seine edle Seele aus!! —

Gegen Mittag schritten wir durch die menschenleeren Gassen wieder der Donau zu und schifften uns zur Rückreise ein. In der Nacht noch kamen wir in Komorn an, fanden Görgey's Zu-

ſtand gebeſſert und überreichten ihm Koſſuth's Forderungen. Görgey erklärte ſich mit den Befehlen der Regierung zufrieden, ſetzte ſich an den Tiſch und ſchrieb in drei Zeilen ſein Entlaſſungsgeſuch als Kriegsminiſter. Hierauf lud er uns für den nächſten Tag zu ſich, um wegen der weiter zu treffenden Dispoſitionen uns zu berathen.

Es war nun die höchſte Zeit, an den Aufbruch der Armee zu denken. Alle Armeecorps waren concentrirt und da auch die von Neutra und den Bergſtädten kommenden Kolonnen Horváth's und Armin Görgey's nahe genug ſtanden, um ſich während des Marſches der Armee anſchließen zu können, ſo erklärte ich den am 6. Morgens noch vor dem Kriegsrathe bei mir verſammelten Generälen Nagy-Sándor, Leiningen, Pöltenberg und Oberſt Kászonyi, darauf dringen zu müſſen, daß die Dispoſitionen zum Abmarſch von der Centralkanzlei endlich ausgegeben werden müßten.

Um 10 Uhr verſammelten wir uns bei Görgey; es waren nebſt mir die ſoeben erwähnten Corpskommandanten und Bayer anweſend. Nachdem Görgey ſeine Anſichten über den wahrſcheinlichen Fortgang des Krieges entwickelt hatte, ſprach er die Ueberzeugung aus, daß der Kriegsſchauplatz auf das rechte Donauufer verlegt werden müſſe, wenn wir nicht in den gänzlich ausgeſaugten Ebenen der Theiß und untern Donau von den uns ſo überlegenen vereinten Kräften des Feindes erdrückt werden ſollen. Er wies auf den Plattenſee als den Herd hin, von wo aus der Krieg inmitten einer gut geſinnten tapferen Bevölkerung, und eines von Natur aus zum Kriegführen günſtigen Bodens, mit Vortheil geführt und in die Länge gezogen werden könne. — Er ſprach ſeine Hoffnung aus, in dieſem Falle die mangelnde Munition von Wiener-Neuſtadt und Graz holen zu können und meinte endlich, daß wir da in die günſtige Lage verſetzt würden, bloß gegen unſere wirklichen und natürlichen Feinde, die Oeſterreicher, zu kämpfen. — Ein Durchbruch auf das rechte Ufer durch die cernirende Macht des Feindes ſei daher dasjenige, was er wünſche und wozu er unſere Beiſtimmung verlange.

Ueber dieſe Anſichten Görgey's, die in diametralem Widerſpruche mit den Befehlen der Regierung ſtanden, war ich nicht

wenig überrascht und erklärte offen, denselben meine Zustimmung nicht geben zu können.

Da Nagy-Sándor dieselbe Erkärung abgab, die andern Anwesenden aber unschlüssig schienen, so nahm Görgey nochmals das Wort, um zu betonen, daß er sich vielleicht nicht deutlich genug ausgedrückt habe und wahrscheinlich mißverstanden worden sei, da er sich von den übrigen Armeen und der Regierung nicht trennen wolle, im Gegentheil, seine Verbindung mit ihnen auch künftighin zu unterhalten gedenke — mit dem Durchbruch auf das rechte Ufer vor Allem aber den Zweck verbinde, die vor uns stehende österreichische Hauptarmee zu schlagen. Wie er sehe, seien wir für eine Vereinigung mit der Südarmee und den übrigen Streitkräften des Landes gestimmt; dagegen habe er nichts einzuwenden, nur wünsche er seinerseits, daß diese Vereinigung erst nach bestandenem, siegreichem Kampfe erfolge, wozu uns der Feind eine gute Gelegenheit biete. Man müsse auch darauf bedacht sein, daß der Abmarsch unserer Armee nicht einer Flucht gleiche. — Dem Wunsche und der Anordnung der Regierung werde vollkommen entsprochen, wenn wir den Rückzug auf dem rechten Ufer gegen Paksch und von da in die untern Gegenden ausführten. Auf diese Art erfolge die Concentrirung schneller und biete nebstbei noch den Vortheil, daß wir auf dem Marsche noch einige tausend Rekruten an uns ziehen könnten. Mit schneidender Ironie fügte er hinzu, es sei freilich leichter und sicherer, durch die offene Hinterthüre zu entschlüpfen, als sich tüchtig herumzuschlagen; welches von beiden jedoch uns die Anerkennung der Welt und einen ehrenhaften Erfolg sichere, das möge Jeder von uns sich selbst beantworten.

Durch diese geschickte Wendung faßte Görgey die Anwesenden bei ihrer empfindlichsten Seite, der Soldatenehre, und selbst Nagy-Sándor änderte plötzlich seinen Sinn und erklärte sich mit dem Versuche eines Durchbruchs trotz der nicht großen Wahrscheinlichkeit des Gelingens einverstanden, wenn dadurch, wie der Oberkommandant betheuerte, die Vereinigung mit der untern Armee erzielt werden könne. — Ich war überstimmt und sah mich genöthigt, — nach einer kurzen Verwahrung gegen das Ansinnen des

Durchschlüpfens durch die Hinterthüre, — meine Ueberzeugung den Ansichten der Andern unterzuordnen.

Hatte ich bisher über Görgey's Absichten nur unbestimmte Ahnungen, so mußten sie durch sein heutiges unverhülltes Benehmen zur Gewißheit werden. Die Hartnäckigkeit, mit der er einer wohlcombinirten Operation gegenüber einem gewagten, abenteuerlichen Entwurfe den Vorzug gab, ließ mich seinen Vorsatz durchschauen, der kein anderer war, als sein Wirken um jeden Preis von jenem der übrigen Streitkräfte des Landes und von jedem Einflusse der Regierung zu trennen. Die Gründe, welche ihn hiezu bestimmten, sind selbst aus seinen später erschienenen Schriften und Bekenntnissen nur schwer zu entnehmen.

Am Tage des soeben erwähnten Kriegsrathes befiel Görgey ein heftiges Fieber und sein Zustand verschlimmerte sich. Spät Abends überreichte man mir folgendes Schreiben:

„Budapest, 6. Juli 1849.

„Der Landesgouverneur

„an den Corpskommandanten und derzeitigen Befehlshaber der „oberen Armee, Herrn General Klapka!

„General Visocki langte heute mit seiner Truppe in Czeg„léd an, von wo er seinen Weg morgen über Körös, Kec„skemét und von dort direkt nach Szabadka zu nehmen hat.

„General Perczel, — dem wir heute schon 10,000 Mann „geworben haben — geht übermorgen über die Theiß. Seine „Vorposten sind heute schon in Kisujszállás, ein Theil seiner „Macht in Török-Szent-Miklós und Szolnok.

„Der Feind ist jenseits der Theiß in Debreczin.

„Der Volksaufstand wird inzwischen energisch betrieben „und sowie Perczel die Theiß überschreitet, hilft ihm die ganze „Masse.

„Vor Großvardein stehen bereits 5600 Mann National„garde mit 1200 Honvéds, 350 Husaren nnd 8 Kanonen.

„Für die Gegend jenseits der Theiß hege ich umsoweniger „Besorgnisse, da sich die Dinge in Siebenbürgen zum Besseren „gewendet haben.

„Die Rettung des Vaterlandes hängt also von Ihren „heutigen Dispositionen ab, Herr General, und von dem glück„lichen Gelingen Ihres morgigen Marsches.

„Hauptsächlich hängt sie jedoch davon ab, daß die poli„tischen und militärischen Wühlereien in der oberen Armee ein „Ende nehmen.

„In Folge dieses Umstandes verordne ich in Erwartung „der pünktlichsten Befolgung Folgendes:

„1. Der alleinige Gegenstand des Kriegsrathes kann nur „eine solche Angelegenheit sein, die sich auf die Kriegführung „bezieht; der Herr General werden dafür Sorge tragen, daß „der Kriegsrath sich nur auf diesen Kreis beschränke und sich „nicht auf derartige Kritisirungen der Reichsrathsbeschlüsse und „der Regierungsverordnungen ausdehne, die mit der Krieg„führung in keiner Beziehung stehen. Der Herr General „werden diese Verordnung unter eigener Verantwortung ein„halten und deren Einhaltung veranlassen; ich bedaure, daß „dies bis jetzt noch nicht geschehen ist.

„2. In Folge der Abberufung des Regierungskriegskom„missärs Johann Ludwigh wurde an dessen Stelle der Staats„sekretär Samuel Bonis ernannt, dessen Pflicht es ist, den „Berathungen des Kriegsrathes beizuwohnen, nicht etwa um „auf die militärischen, taktischen, strategischen Dispositionen „Einfluß zu üben, sondern damit die Regierung auch bei der „Armee vertreten sei und dadurch die militärischen und poli„tischen Operationen mit einander in Einklang gebracht „werden können.

„Es ist selbstverständlich, daß der Regierungskommissär, „indem er einerseits darüber wacht, daß dem Verdienste An„erkennung gezollt werde, andererseits auch dafür Sorge „trägt, daß die Gesetze des Landes, die Regierungserlässe, die „von Seiten der Regierung vereinbarten Operationspläne und „die heiligen Interessen der bürgerlichen Freiheit eingehalten „werden.

„Sie werden Herrn Samuel Bonis, als Vertreter der

„Regierung, derart behandeln, wie er es vermöge seines Ranges „beanspruchen kann.

„3. Ich halte es für nothwendig, beigeschlossene Prokla„mation als Tagesbefehl der Armee auszugeben.

„Die Nation und die durch den Willen der Nation ent„standene Regierung achtet, ehrt und würdigt mit dem tiefsten „Gefühle der Dankbarkeit die edle Tapferkeit, denn diese ist „es, welche das Vaterland vom Feinde befreit.

„Doch nicht nur durch den Feind — auch durch „Zwietracht im Innern kann das Vaterland zu „Grunde gehen! Jener Tod mag glorreich — dieser „kann nur schimpflich sein, denn er ist der Selbst„mord der Nation!

„Ich habe Sie, Herr General, als römischen Charakter „erkannt und in Ihnen nicht nur den tapferen Soldaten, „sondern auch den freiheitsliebenden Bürger schätzen gelernt.

„Ich glaube fest, daß Sie die Regierung unterstützen und „so das Vaterland retten, wie in demselben die Freiheit er„halten werden.

„Ludwig Kossuth m. p. „Reichsgouverneur.

Bartholomäus Szemere m. p. Ministerpräsident."

Wäre Kossuth, statt dieses Schreiben zu senden, selbst zur Armee gekommen, so hätte noch alles geordnet werden und die Armee ihren Marsch unverweilt antreten können. Görgey war zwar beliebt bei den Truppen, aber seine Beliebtheit vermochte nicht das Ansehen aufzuwiegen, welches Kossuth allenthalben genoß. Görgey durfte es nicht wagen, dem anwesenden Reichsgouverneur den Gehorsam zu verweigern; er mußte sich wenigstens scheinbar fügen. Kossuth verstand es, durch seine Erscheinung alle Herzen zu gewinnen, und die Generäle, die auf meine Stimme nicht hörten, würden bei dem Feuer und der Ueberzeugungskraft seiner Rede bald anderen Sinnes geworden sein; die Truppen aber, durch einige passende Worte zu neuer Begeisterung hingerissen, hätten Muth und Hoffnung für die nächsten Kämpfe geschöpft und wahrscheinlich hätte das Schicksal des Krieges da-

durch eine andere Wendung genommen. Doch Kossuth wurde von seiner Umgebung und allzu besorgten Freunden von diesem Schritte abgehalten. Weder er, noch der Oberkommandant Mészáros erschien, und man überließ Alles mir, der ich, als Untergebener, nun plötzlich gegen Görgey, meinen Chef, seinen ganzen Stab und die Majorität der Corpsführer den Befehlen der Regierung Gehorsam und Achtung hätte verschaffen sollen.

Ich ließ vorerst den Obersten Bayer rufen, und indem ich ihm den Befehl der Regierung zur Einsicht übergab, erklärte ich, die Folgen eines längern Verweilens der Armee um Komorn nicht auf mich nehmen zu können. Sähe sich Görgey durch seinen verschlimmerten Zustand verhindert, Dispositionen zu treffen, so sei es meine Pflicht, als des ältesten im Range nach Görgey und in diesem Falle Kommandant der Armee, mich streng an die an mich ergangenen Befehle zu halten und im Sinne derselben zu handeln. Demgemäß befahl ich ihm, die zum unverzüglichen Abmarsch der Armee nöthigen Verfügungen zu treffen, sie mir schleunigst vorzulegen und so einzurichten, daß das erste Armeecorps am nächsten Morgen vor Tagesanbruch, die übrigen aber nach dem Abkochen abrücken könnten; die für Komorn bestimmte Besatzung habe in der Festung und im verschanzten Lager in Bereitschaft zu bleiben. Sei Görgey nur halbwegs in der Lage, von diesen Anordnungen Kenntniß zu nehmen, so befahl ich, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, dieselben ihm vor deren Ausgabe mitzutheilen.

Bayer machte gegen diese Befehle nur unbedeutende Einwendungen und bemerkte in Bezug auf Görgey, daß sein Zustand sich verschlimmert und der Arzt es verboten habe, ihm Dinge mitzutheilen, welche ihn nur noch mehr aufregen könnten.

Am 7. um 4 Uhr Morgens rückte das erste Armeecorps unter Nagy-Sándor in aller Stille aus der Festung gegen Bátorkeszi, der ersten Station auf dem Marsche gegen Waitzen.

Noch war das linke Donauufer frei, die Vortruppe der russischen Hauptarmee nicht über Erlau vorgerückt, die Vereinigung mit Visocki und Perczel konnte somit ungehindert vor sich gehen und ich war herzlich froh, endlich den ersten Schritt hiezu

gethan zu haben. Ich stand gegen 9 Uhr eben im Begriffe, zu Görgey zu gehen, um mich um sein Befinden und seine Abreise zu erkundigen, als die Generäle Leiningen und Pöltenberg nebst einigen Stabsoffizieren in höchster Aufregung zu mir kamen und mir meldeten, daß Görgey soeben sein Entlassungsgesuch geschrieben habe und vom Kommando der Armee zurücktreten wolle. Der Grund hiezu sei der Abmarsch des 1. Armeecorps, welcher ohne sein Wissen geschehen sei und von dem ihm keine Anzeige gemacht worden. Der Oberkommandant sei hiedurch nicht nur empfindlich gekränkt, sondern sehe auch sein Ansehen derart geschmälert, daß er — so schwer es ihm auch falle — unter solchen Umständen nicht länger dienen könne. Sie seien daher gekommen, mich zu bitten, die nöthigen Schritte zu thun, damit das Schicksal der Armee, in welcher man schon ohnehin viel von Unterhandlungen spreche, nicht auf's Spiel gesetzt werde; denn die Nachricht von der Abdankung Görgey's, wie vorauszusehen, in verschiedenen Versionen den Truppen mitgetheilt, würde den Wühlern und Hetzern ein noch weiteres Feld für ihre Pläne bieten und drohe, den Geist der Armee vollständig zu untergraben. — In diesem Augenblicke trat Bayer ein. Ich frug ihn, warum er nicht, wie es mein Wunsch gewesen, den Oberkommandanten von den Dispositionen in Kenntniß gesetzt habe, nachdem es sich doch herausstelle, daß sein Zustand nicht so gefährlich gewesen, daß er sie nicht hätte vernehmen können. Er antwortete ausweichend und berief sich auf die Anordnungen des Doktors. Später erfuhr ich jedoch, daß weder Bayer noch sonst Jemand einen Versuch gemacht, zu Görgey zu gelangen und ihm die Dispositionen mitzutheilen, er sie daher erst am Tage des Abmarsches und zwar in dem Augenblicke von seinem Adjutanten erfahren habe, als das erste Armeecorps an seiner Wohnung vorbei über die Waagbrücke rückte. Ob dieses von Bayer und Konsorten abgekartet, oder diesmal nur Nachlässigkeit gewesen, vermag ich nicht zu entscheiden.

Leiningen, Pöltenberg, Oberst Czillich und andere tapfere, ehrenhafte Männer der Armee, aber mehr Soldaten als ungarische Patrioten, waren schon längst für Görgey's Ansicht gewonnen und

hatten ihr Schicksal an das seinige geknüpft. — Sie erklärten mir, daß die Sorge für ihre Truppen sie zu fernern, wenn noch so blutigen Kämpfen vermögen würde, daß sie aber auch entschlossen seien, jeder fernern Zwietracht und einer bevorstehenden Auflösung der Armee eine ehrenvolle Unterhandlung vorzuziehen. Sie bäten mich daher, die Dispositionen abzuändern, Görgey zum Verbleiben bei der Armee zu vermögen und, wie es in seiner Absicht liege, den Durchbruch auf dem rechten Ufer zu versuchen. Für diesen Fall verbürgten sie mir die größte Aufopferung und Ausdauer ihrer Truppen, unter andern Verhältnissen jedoch könnten sie bei dem Geiste, der sich unter ihnen kundgebe, für nichts einstehen. Das Wort „Unterhandlung" war in diesem Gespräche zum ersten Male aufgetaucht und ich begriff nun, daß es zu jeder Verständigung zu spät sei, daß ein ferneres Vertreten der Regierungsmaßregeln den Zwiespalt nur noch fördern würde, zu den äußersten Mitteln aber greifen so viel hieße, als die Armee einer unabwendbaren Katastrophe entgegenführen wollen. Unter solchen Umständen hielt ich es für das Gerathenste, mich dem Willen der Mehrheit zu fügen und den verzweifelten Durchbruch auf dem rechten Ufer zu versuchen. Es wurde daher Nagy-Sándor mit seinem Armeecorps wieder zurückberufen, die höhern Offiziere der Armee aber traten in des Corpskommandanten Gegenwart zusammen, wählten eine Deputation und baten Görgey, seinen Entschluß zu ändern und auch ferner an ihrer Spitze zu bleiben. Die Antwort, welche er der Deputation ertheilte, war den Wünschen der Armee entsprechend, doch nicht sehr schmeichelhaft für die Regierung und ein neuer Beweis seines unversöhnlichen Hasses sowohl als auch seines eifrigen Bestrebens, auch die letzten Sympathien für dieselbe in der Armee zu ersticken.

Nach so vielen Kränkungen und vergeblichen Versuchen, die Eintracht zwischen Görgey und der Regierung wieder herzustellen, glaubte ich den Augenblick gekommen, meine Stelle niederlegen und mich aus dem Hauptquartier Görgey's entfernen zu müssen. Da trat ein Zwischenfall ein. Görgey, der früher mein wärmster Freund gewesen, nun aber, wegen meiner Anhänglichkeit zur Regierung, etwas kälter gegen mich geworden, beschloß plötzlich, bei

dem Angriffe auf die feindliche Stellung das Oberkommando mir zu überlassen, da er sich noch zu schwach fühlte, dasselbe selbst zu führen. Und so kam es, daß ich bei der Armee verbleiben und eine Operation durchführen mußte, die gänzlich gegen meine Ueberzeugung war. Ich hatte mein Möglichstes gethan, um als Patriot und Soldat meine Pflicht zu erfüllen.

Mein sehnlichster Wunsch war nun, den Angriff schon am 9. zu unternehmen, denn je eher er erfolgte, um so mehr Chancen blieben uns zum freien Rückzuge auf dem linken Ufer, wo die Russen in unbegreiflicher Langsamkeit nicht von der Stelle kamen. Doch abermals wußte die Centralkanzlei den Angriff unter allerlei Vorwänden von Tag zu Tag hinauszuschieben; bald fehlte es an der nöthigen Munition, bald wieder mußten die Kolonnen Armin Görgey's und Horváth's abgewartet werden u. dgl. Es vergingen noch zwei Tage und mit denselben war auch die letzte Möglichkeit eines freien Rückzuges über Waitzen für uns abgeschnitten.

Am 10. endlich waren sämmtliche Truppentheile unserer Armee in und um Komorn concentrirt, die nöthige Munition eingetroffen und der Angriff konnte für den nächsten Tag festgesetzt werden. Wie früher erwähnt, führte ich dabei den Oberbefehl. Die österreichisch-russische Armee unter Haynau zählte in der starken Stellung, welche sie einnahm, über 60,000 Mann, wir, nach Zurücklassung der nöthigen Besatzung in der Festung und im verschanzten Lager, kaum 36,000. Es war dies der blutigste Kampf unseres ganzen Freiheitskrieges. Die Truppen fochten mit dem Muthe der Verzweiflung. Die ersten Schüsse fielen um 8 Uhr Morgens und gegen Mittag waren wir auf allen Punkten im Vortheile. Die Oesterreicher waren auf ihrem rechten Flügel aus dem größten Theile des Acser Waldes verdrängt, im Centrum mußten sie Schritt für Schritt vor den stürmenden Kolonnen unseres dritten Armeecorps weichen. Ich begann zu hoffen, daß der Tag glücklich enden könne. Da rückte gegen 1 Uhr die russische Division Panjutin in die Linie und hielt uns im Centrum in unserer Vorrückung auf. Wir hatten keine Reserven mehr, während der Gegner stets neue Verstärkungen an

sich zog. Gegen 4 Uhr endlich, überzeugt von der Unmöglichkeit eines Durchbruchs und um uns keinen solchen Verlusten auszusetzen, welche den Abzug der Armee von Komorn in Frage zu stellen geeignet gewesen wären, gab ich den Befehl zum Rückzuge, der in der größten Ordnung bis in das verschanzte Lager ausgeführt wurde.

Görgey, noch krank, hatte von den Schanzen aus dem Kampfe zugesehen und die Ueberzeugung geschöpft, daß bei der Uebermacht und Stellung des Feindes sein Plan unausführbar geworden.

Nach den vielen fruchtlosen Kämpfen an der obern Donau blieb uns nur noch die Alternative, entweder mit der ganzen Armee in Komorn zu verbleiben und sich hier einschließen zu lassen, oder den Rückzug auf dem linken Donauufer sogleich anzutreten. Görgey entschloß sich zum Letztern. Die Dispositionen zum Abmarsche an die Theiß wurden getroffen und der Beginn desselben für den 12. Abends festgesetzt. An demselben Abend nahm ich Abschied von Görgey, diesmal nicht so herzlich wie sonst, und am selben Abend drückte ich meinen andern biedern Freunden und Kameraden, die später den Tod durch Henkershand erleiden sollten, zum letzten Male die Hand.

Am 13. mit Tagesanbruch hatte die Armee — das erste, dritte und siebente Armeecorps — die Festung verlassen, und den Marsch gegen Waitzen eingeschlagen. Am Mittag fuhren die letzten Bagagewagen über die Waagbrücke, und ich blieb allein mit zwei Armeecorps in Komorn, um dieses Bollwerk der Nation so lange als möglich zu erhalten und Ungarn's Waffenehre hier zu schützen.

Fünfzehntes Kapitel.

Meine Lage in Komorn. — Die ersten Nachrichten von Görgey. — Ausfälle. — Der Sieg vom 3. August. — Folgen desselben. — Mein Hauptquartier nach Raab verlegt. — Hiobsposten von der Südarmee. — Nachrichten von der Waffenstreckung bei Világos. — Mein Rückzug in das verschanzte Lager. — Brief Görgey's aus Großwardein. — Neue Cernirung der Festung durch die Oesterreicher und Russen. — Der erste Parlamentär. — Waffenstillstand. — Verhandlung über die Kapitulationsbedingungen. — Die Kapitulation wird abgeschlossen, der Krieg beendet.

Während des Abzuges der Armee unter Görgey wurden, den Kräften angemessen, über welche ich verfügte, das verschanzte Lager sowohl wie die Werke der Festung in der geeignetsten Weise besetzt und allen Kommandanten die zur Vertheidigung ihrer Objekte nöthigen Weisungen ertheilt.

Die Besatzung des Lagers und der Festung bestand aus 24 Bataillonen Infanterie, 11 Eskadronen Kavallerie, 7 Kompagnien Pioniere mit 48 Feldgeschützen. Auf den Wällen der Festung und in den vorgelegten Schanzen stand eine mehr als hinreichende Zahl von Positions- und Belagerungsgeschützen mit der hiezu nöthigen Bedienungsmannschaft. Der effektive Stand meiner ganzen Streitmacht betrug 18,000 Mann. 4—5000 Kranke und Verwundete lagen in den Spitälern.

Die fünf Infanteriedivisionen wurden von den Obersten Janik, Rakovszky, Kosztolány, Graf Paul Eszterházy und Oberstlieutenant Horváth kommandirt. Die Kavallerie befehligte Oberst Mándy. Artilleriekommandant war Oberst Kriváčsy und Fortifikationsdirektor Oberstlieutenant Thaly.

Als zweiter im Kommando stand an meiner Seite Oberst Aschermann, der zugleich als Corpskommandant das 8., während Oberst Josef Kászonyi das 2. Armeecorps befehligte. In meinem Stabe befanden sich als Chef des Generalstabes Oberstlieutenant Szilláný, als Generaladjutant Oberstlieutenant Prágay und als Adjutanten Alexander Mednyánszky, Georg Latinovits, Graf Alexander Károlyi, u. A.

Als politischer Chef und Regierungskommissär fungirte der der alte, biedere, von der Armee sowohl wie von der Bevölkerung hochgeachtete Ladislaus Ujházy.

Am 13. Juli erließ ich den folgenden Aufruf an die Besatzung:

„Soldaten!

„Der Moment ist gekommen, wo wir uns, auf unsere eigene „Kraft beschränkt, von der Regierung sowohl wie von den „übrigen Heerestheilen als abgeschnitten betrachten müssen. „Nur im Vertrauen auf uns selbst und im gegenseitigen festen „Zusammenhalten können wir frohen Muthes der Zukunft entgegensehen; dies allein wird uns bei Erfüllung unserer „großen Aufgabe stärken und beleben.

„Soldaten! Wir müssen das Vertrauen der Regierung, indem sie uns diesen wichtigsten Waffenplatz Ungarn's zur Vertheidigung überließ, rechtfertigen, und darum richte ich die „folgenden Worte an Euch, an Euch, die Ihr so manchen blutigen Sieg erfochten und dadurch zum Stolze Eures Volkes „geworden seid: Möge Jeder von uns die Rechnung mit sich „abschließen, denn wie auch immer die Verhältnisse sich gestalten sollten, ich spreche es schon jetzt aus, wir werden diesen „Platz nur mit Ehren verlassen, oder unter den Trümmern „der Festung unser Grab finden!

„Es lebe das Vaterland und deren tapfere Armee!"

Am Tage dieses Aufrufes wurden gleichzeitig durch das Platzkommando alle Maßregeln getroffen, um Niemanden mehr ohne Erlaubniß in die Festung weder ein- noch hinauszulassen. Ich nahm meine Wohnung am Glacis der Festung, Aschermann die seinige in der innern Festung.

Am 14. Juli. Eine Eskadron Husaren, die auf Rekognoszirung gegen Mócsa ausgesandt wurde, brachte die Nachricht, daß sich starke feindliche Kolonnen, mit einer unendlichen Reihe von Bagagewagen auf der Straße gegen Totis zu bewegten. Wir gelangten dadurch zur Ueberzeugung, daß die österreichische Armee, den Abzug Görgey's wahrnehmend, gegen Ofen eilte. —

Ein Courier wurde augenblicklich an Görgey abgesandt, um ihn hievon in Kenntniß zu setzen.

15. Juli. Die zurückgebliebenen feindlichen Truppen besetzten Almás, Mácsa, Csém, Herkály und Acs und begannen sich bei Herkály und im Acser Walde zu verschanzen; desgleichen legten sie Verschanzungen bei Aranyos in der Schütt an und begannen den Bau eines starken Brückenkopfes bei Lél.

16. Juli. Eine Husarenabtheilung überfiel bei Neuhäusel eine feindliche Patrouille und machte einige Gefangene, bei denen man wichtige Depeschen vorfand. Wir ersahen daraus, daß F.-M.-L. Csorich das Cernirungscorps kommandire und G.-M. Pott mit einer Brigade, sowie die russische Division Grabbe zu seiner Verstärkung auf dem linken Ufer im Anzuge seien.

17. Juli. Es wurden mehrere Abtheilungen Kavallerie aus der Festung entsendet, um nähere Nachrichten vom Feinde einzuholen und, was an Proviant und Rindern in der Umgebung zu finden, für die Besatzung zu acquiriren.

18. Juli. Ein an General Görgey abgesandter Courier brachte uns die Nachricht zurück über die Gefechte, welche am 15. und 16. bei Waitzen stattgefunden und welchen zufolge Görgey sich in das Neograder Komitat, gegen Rétsig, gezogen. Am selben Tage langten einzelne Versprengte, theils zu Fuß, theils zu Pferd, theils bewaffnet, theils unbewaffnet von Waitzen an. Die Offiziere schilderten den mörderischen Kampf, welcher in den Straßen dieser Stadt wüthete und die gräßliche Verwirrung, welche bei dem Rückzug über eine Brücke entstand, wo Görgey mit seltener Hingebung die Ordnung [illegible] wieder herstellen mußte. Dieselben sagten ferner aus, daß sich noch Hunderte von Honvéd's [illegible] Waitzen und Kämpen in den Gebirgen versteckt hielten und nur auf eine gute Gelegenheit lauerten, um in die Festung zu gelangen. Es wurden hierauf unter Major Vanda einige Husarenabtheilungen in diese Gegend geschickt, um die Flüchtlinge zu sammeln und sie in die Festung zu bringen. Auch gelang es, mehrere Hunderte derselben aufzufinden, welche dann den im Stande [illegible] Kavallerie einverleibt wurden.

23. Juli. Durch Kundschafter erfuhren wir, daß die österreichische Armee am 19. Pest besetzte und ein Theil derselben von dort bereits bis Kecskemét vorgeschoben wurde.

Von der Südarmee erhielten wir die Nachricht, daß dieselbe den Truppen des Banus bei Hegyes in der Bács eine blutige Niederlage beigebracht.

Von Görgey ward uns die Botschaft, daß er nach einigen Arrièregarde-Gefechten am 19. in Losoncz eingerückt sei.

Während dieser Zeit waren auch wir in Komorn nicht unthätig. Es wurden täglich Hunderte von Heufuhren in die Festung gebracht und ebenso von allen Seiten Schlachtvieh requirirt. Im Zeugamte wurden zwei neue Feldbatterien ausgerüstet und aufgestellt. An der Vollendung des verschanzten Lagers wurde eifrigst gearbeitet und ein neues Fort am Sandberge erbaut; ebenso war eine Gewehrfabrik in steter Thätigkeit und konnten zwei neuerrichtete Bataillone bereits durchgehends mit Gewehren versehen werden. Es herrschte überall eine rege, emsige Thätigkeit und musterhafte Ordnung.

Um den Uebelständen in Betreff des kleinen Papiergeldes abzuhelfen, wurde eine Presse errichtet, welche 5 und 10 Kreuzer-Münzscheine emittirte, die an gewissen Tagen gegen Banknoten umgewechselt werden konnten. Dieselben waren mit der Ueberschrift*): „Komáromi váltó pénz" und der Unterschrift: „Ujházy László" versehen. Oberstlieutenant Szerelmey des Generalstabes, ein ausgezeichneter Lithograph, verfertigte hiezu die Platten und führte die Leitung der Presse.

25. Juli. Ein Bataillon mit zwei Kanonen und einer Eskadron Husaren wurde beordert, eine Rekognoszirung gegen Totis auszuführen. Es gelang denselben, die feindliche Abtheilung, welche diese Stadt besetzt hielt, zu überrumpeln, einen Theil derselben, darunter 7 Offiziere, gefangen zu nehmen und mehrere Bagagewagen zu erbeuten. Der beste Fang aber war der Wiener Postwagen, in welchem wir eine Menge Zeitungen und sehr viele Depeschen vorfanden. Aus den letzteren entnahmen wir die

*) Komorner Scheidemünze.

Stärke des Cernirungscorps, welches aus 16 Bataillonen Infanterie, 5 Batterien und 6 Eskadronen Ulanen bestand. Unter den Schriften fanden wir auch die Dislokation dieser Truppen, worauf beschlossen wurde, zuerst das linke Donauufer vom Feinde zu säubern, hierauf den Feind in der Schütt anzugreifen und, wenn diese beiden Ausfälle gelungen, den Hauptschlag gegen das Gros des Feindes auf dem rechten Donauufer zu führen.

30. Juli. Die Division Kosztolány, unterstützt durch einen Theil der Division Rakovszky, griff den Feind bei Hetény auf dem linken Donauufer an, warf ihn aus diesem Orte und verfolgte ihn bis zur Brücke über die Zsitva. Es wurden 130 Gefangene und ein Munitionswagen in die Festung gebracht.

An demselben Tage wurde der Feind bei Aranyos in der Schütt durch Oberstlieutenant Horváth angegriffen, gleichfalls aus seiner Stellung vertrieben und bis gegen Oers verfolgt.

Durch diese beiden gelungenen Ausfälle wurde das linke Ufer wieder frei und die Festung konnte ihre Verproviantirung ungestört fortsetzen.

Am 1. August schrieb mir Görgey aus Geszthely:

„An den Herrn General Klapka,
„Festungs- und Truppenkommandanten in Komorn.
„Hauptquartier Geszthely, am 24. Juli 1849.

„Auf das letzte Schreiben vom 18. Juli habe ich Ihnen „deshalb nichts erwidert, weil das Schicksal der unter meinem „Befehl stehenden Armee durchaus nicht klar und bestimmt „vorauszusagen war und weil über die Bewegungen der andern „Armeen Ungarn's noch keine authentischen Berichte einge„laufen sind.

„Jetzt aber, wo die Armee mit den übrigen Streitkräften „Ungarn's so ziemlich auf gleicher Höhe steht, halte ich es „für meine Pflicht, Sie von dem Stande der Angelegenheit „im ungarischen Heere überhaupt und von dem Schicksale der „unter meinem Befehle stehenden Armee insbesondere zu „benachrichtigen.

„Am 15. Nachmittags mit der Avantgarde in Waitzen

„angekommen, hatten wir mit den unter General Rüdiger „stehenden russischen Truppen ein Gefecht zu bestehen, welches „insofern zu unsern Gunsten ausfiel, als wir die innegehabte „Stellung nicht nur den ganzen Tag, sondern auch die darauf „folgende Nacht zu behaupten vermochten.

„Am folgenden Tage, verstärkt durch zwei nachgerückte „Armeecorps, den Angriff auf die russischen Truppen er„neuernd, überzeugte ich mich alsbald, daß der Feind während „der Nacht bedeutende Verstärkungen aus Gödöllö und Pest „an sich gezogen habe, die meinen disponiblen Kräften beson„ders an Geschütz weit überlegen waren. Dies erkennend und „unsere Kräfte in jeder Beziehung abwägend, fand ich es im „Interesse des Vaterlandes rathsam, den Durchbruchsversuch „meiner Armee in Waitzen aufzugeben und die vollkommen „sichere Straße über Losoncz und Putnok nach Miskolcz ein„zuschlagen, um mich mit den übrigen Armeecorps Ungarn's „so bald als möglich und vollkräftig vereinigen zu können.

„Diese Vereinigung ist trotz der uns von Waitzen aus „verfolgenden russischen Corps durch unsere Truppen glücklich „vollbracht worden, indem General Knezich, von Tisza-Füred „bis Tokay stehend, zu unserer Aufnahme bereit ist und, wenn „der in Harsány stehende Feind unsere Position hinter der „Hernád anzugreifen wagen sollte, mit allen seinen disponiblen „Streitkräften in die Schlachtlinie von Rátka bis Lök rücken „wird.

„Auf die Linie von Tisza-Füred bis Szegedin stützten sich „die andern disponiblen Armeen Ungarn's. Der Plan des „Feindes, unser Réduit, das Terrain hinter der Theiß, von „den übrigen Armeecorps Ungarn's abzuschneiden, ist somit durch „die Bewegungen der Letztern vereitelt worden.

„Die künftige Phase des Erfolges unserer Waffen wird „demnach der letztvergangenen sehr ähnlich werden. Die mili„tärischen Kräfte des Landes haben Zeit, sich hinter der Armee „zu sammeln, zu organisiren und sich derselben anzuschließen.

„Wenn Sie, Herr General, diese Thatsachen betrachten „und sich der jüngstvergangenen Zeiten erinnern, so werden

„Sie leicht erkennen, welche Rolle die Festung Komorn in der „nächsten Phase unseres Revolutionsdramas zu spielen hat und „was Ihre Aufgabe als Kommandant dieses unüberwindlichen „Bollwerkes sein muß.

„Görgey m. p.
„General."

Ich hoffte zuversichtlich, daß Kossuth, der sich mit der Regierung in Szegedin befand, sich nun zur Armee begeben werde, um das gesunkene Vertrauen bei den Truppen wieder zu heben und neue Kraft in ihre Seelen zu hauchen. Wie es sich später zeigte, hatte der Reichsgouverneur auch wirklich diesen Vorsatz gefaßt, wurde aber an der Ausführung desselben durch die bereits zu weit streifenden Detachements des Feindes verhindert und zur Rückkehr nach Arad genöthigt. Die obere Donauarmee blieb solcherweise seines ferneren Einflusses beraubt und ausschließlich von den Launen des längst schon kampfesmüden Generalstabs Görgey's abhängig.

Die Gewißheit von dem Abzuge Haynau's aus Pest gegen Szegedin, die ich um eben diese Zeit erfuhr, und einige aufgefangene Briefe des russischen, dem österreichischen Hauptquartier zugetheilten Generallieutenants Berg an Kaiser Nikolaus bestärkten mich in meinem Entschlusse, gegen das Gros des österreichischen Cernirungscorps am rechten Donauufer ehestens den Entscheidungsschlag zu führen, um derart die Aufgabe der im Süden operirenden ungarischen Streitkräfte nach Möglichkeit zu erleichtern.

Der dritte August war zu diesem Ausfalle auserkoren und sein Erfolg war ein vollständiger.

Bei Tagesanbruch verließen wir 10,000 Mann stark das verschanzte Lager, den Rest unserer Kraft als Reserve und Besatzung in der Festung zurücklassend, und rückten in vier Kolonnen gegen die feindliche Stellung vor. Aschermann sollte mit der linken Flügelkolonne den Feind zu umgehen trachten, Janik mit der rechten ihm den Acser Wald entreißen, ich selbst endlich mit den beiden Mittelkolonnen seine Hauptstellung, die Verschanzungen *bei Puszta* Herkály, erstürmen.

Gleich bei Beginn des Gefechtes nahmen wir die feindliche Besatzung von Mócsa gefangen, die nicht mehr Zeit hatte, sich auf Herkály zurückzuziehen. Vor letzterm Orte kam es hierauf zu einer längeren Kanonade. Ich erwartete Aschermann's Erscheinen im Rücken der Oesterreicher. Aschermann hatte sich jedoch verspätet, und so mußte ich mit den beiden Mittelkolonnen allein die feindlichen Verschanzungen in der Front angreifen. Die Brigade Schulz unter ihrem tapfern Führer war die erste auf der Brustwehr, der Feind zog sich in Unordnung auf Acs zurück und da zu derselben Zeit auch Janik mit dem Bajonett den Acser Wald nahm, so artete dieser Rückzug bald in wilde Flucht aus. Der Feind, auf allen Punkten geschlagen, rettete sich auf die Donaubrücke bei Lél, brannte dieselbe hinter sich ab, vernagelte die in dem dortigen Brückenkopfe befindlichen Geschütze und setzte während der Nacht seinen Rückzug bis Preßburg fort.

Der Verlust auf feindlicher Seite betrug über 1000 Mann an Todten und Verwundeten; mehr als 1000 Mann mit 48 Offizieren geriethen in unsere Gefangenschaft.

Die Trophäen, die Beute, die Folgen dieses Tages waren ungeheuer. Außer 12 auf dem Schlachtfelde eroberten Geschützen ließen die Oesterreicher 18 neue 18-pfündige Positionsgeschütze im Brückenkopfe bei Lél zurück. An 3000 Gewehre, bedeutende Munitions- und Pulvervorräthe, zahlreiche Bagage- und Munitionswagen, massenhafte Mund- und Proviantvorräthe und gegen 2000 Ochsen, für die österreichisch-russische Hauptarmee bestimmt, fielen in unsere Hände. Der Hauptgewinn aber war, daß durch diesen Sieg die österreichische Operationslinie durchbrochen wurde, die Haupt- und direkten Verbindungen Haynau's mit Oesterreich sämmtlich in unsern Besitz gelangten, endlich daß der Aufstand im Rücken der Oesterreicher diese bei einer möglichen Niederlage im Süden Ungarn's mit der größten Gefahr bedrohte.

Ich sandte Couriere an Kossuth und Görgey, beiden versprechend, in vier Wochen außer der nöthigen Garnison von Komorn, noch 30,000 Mann in's Feld zu stellen, wofür mir die Begeisterung des trefflichen Volkes am rechten Donauufer bürge. Ich machte sie bekannt mit dem Berichte des russischen

Generallieutenants Berg an den Czar, woraus zu ersehen war, daß Haynau und die Russen das Herannahen des Spätjahres fürchteten; daß sie bis dahin den Krieg um jeden Preis beendigen wollten, und gelänge ihnen dieses nicht, sie bei den schlechten Kommunikationsmitteln des Landes und der höchst schwierigen Verpflegung der Truppen sich gezwungen sehen würden, die Beendigung des Krieges auf das nächste Frühjahr zu verschieben. Ich sprach meine Ansicht aus, daß Ungarn allein noch durch ein Hinauszichen des Krieges gerettet werden könne.

Meine Boten langten leider nicht mehr rechtzeitig an, um der unheilvollen Katastrophe vorzubeugen. Kossuth erfuhr den Sieg und die Erfolge vom 3. August erst auf türkischem Boden, Görgey aber in Großwardein, als er die verhängnißvolle Waffenstreckung seiner Armee bereits vollbracht hatte.

Am 5. August trat ich mit 10 Bataillonen, 6 Eskadronen und 30 Geschützen meinen Marsch gegen Raab an, wo ich unter dem Jubel der Bevölkerung am 6. August einzog.

Um keine Zeit zu verlieren, ließ ich in den von uns wieder besetzten Komitaten ungesäumt zur Rekrutirung schreiten und vorläufig die Altersklasse von 18 bis 30 Jahren ausheben. In wenigen Tagen waren 5—6000 Rekruten gestellt, die nach Komorn gesandt, daselbst in 5 neue Bataillone formirt, schnell bewaffnet und verwendbar gemacht wurden.

Eine kleine Verstärkung erhielt ich zu gleicher Zeit an der vom Plattensee heranrückenden Kolonne des Regierungskommissärs und Militärkommandanten der Somogy, Noszlopy, der seit Juni dem zweiten österreichischen Reservecorps unter Nugent Beschäftigung gegeben und dessen einzelnen Abtheilungen mehrere glückliche Gefechte geliefert hatte. Das ganze Häuflein, das auf sich beschränkt und außer aller Verbindung mit der Regierung und den übrigen ungarischen Heerestheilen sich mit dem Feinde herumschlug, bestand aus 3000 nur theilweise mit Gewehren, zum größern Theile mit Sensen bewaffneten, neu ausgehobenen Honvéds, hundert Pferden und 9 einpfündigen Gebirgskanonen.

Noszlopy wurde unter den Befehl des von mir zur Organisirung des Aufstandes nach Veszprim detachirten Oberstlieute-

nants Mednyánszky gestellt. Die kleine Schaar bildete später zwei Bataillone der Komorner Besatzung.

Sechs Tage waren seit unserem Einrücken in Raab verflossen. Die vorgefundenen Vorräthe aller Art waren zum größten Theil nach Komorn geschafft, der Volksaufstand am rechten Donauufer eingeleitet, Rekruten zu Tausenden ausgehoben, endlich die mächtigen Schanzen der Belagerer um Acs, Aranyos und Lél der Erde gleich gemacht. Es konnte nun die defensive Stellung verlassen und gegen die eine oder andere Seite hin mit ganzer Kraft ein neuer Vorstoß versucht werden.

Da trafen die ersten Hiobsposten vom südlichen Kriegsschauplatze ein und machten unseren Plänen uud Hoffnungen ein rasches Ende. Paul Almásy, der Präsident des Abgeordnetenhauses, der sich nach dem Auslande verfügte, war der Erste, der mir in Raab vertraulich mittheilte, daß er auf der Flucht begriffen und seiner Ansicht nach Alles verloren sei.

Nagy-Sándor wäre bei Debreczin gesprengt, Dembinski bei Szegedin und Szöreg geschlagen, Bem's Truppen bei Schäßburg zerstreut worden; Verwirrung und Rathlosigkeit herrsche am Sitze der Regierung, und diese habe sich von Szegedin nach Arad geflüchtet.

Almásy fügte noch hinzu, daß Haynau durch diese Erfolge in den Stand gesetzt wurde, eine Masse disponibler Truppen gegen Komorn zu dirigiren und die Brigade Jablonovski und das Armeecorps Nugent's bereits auf dem Weg dahin begriffen seien.

Diese Nachrichten trafen uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich traf sogleich Verfügungen, um unsere Verbindung mit Komorn zu sichern, und beschloß von nun an, mich blos auf die Vertheidigung des verschanzten Lagers und der mir anvertrauten Festung zu beschränken. Da auch von Norden her eine russische Armeedivision unter Grabbe Komorn immer näher rückte, so trug ich Sorge, um in den nächsten Tagen sämmtliche Besatzungstruppen in und vor Komorn wieder vereinigt zu haben.

Am 18. gelangte der nachstehende feindliche Bericht in die Festung:

„Preßburg, den 17. August 1849.

„Von Marburg ist heute früh folgende telegraphische Depesche eingelaufen:

„F.-Z.-M. Haynau zeigt mittelst Couriers, „welcher heute mit dem Abendzug in Schönbrunn „eintreffen wird, Sr. Maj. dem Kaiser an, daß „am 13. dieses Monats bei Világos der Re„bellenhäuptling Görgey sammt einem großen „Theile seiner Armee, 30—40,000 Mann stark, die „Waffen auf Gnade und Ungnade gestreckt hat."

Anfangs hielt man diese Nachricht für eine auf die Einschüchterung der Besatzung berechnete leere Erdichtung, ähnlich jenen zahlreichen Siegesberichten, die während des Winters und Frühlings in den österreichischen Tagesblättern geglänzt hatten. Doch schon in den nächsten Tagen langten ungarische Offiziere aus dem Lager Görgey's in der Festung an, die der Katastrophe persönlich beigewohnt hatten und uns alle Details derselben mittheilten.

Und immer häufiger langten die Flüchtlinge von Világos an; schon begannen sie demoralisirend auch auf meine Truppen zu wirken. Da war keine Zeit mehr zu verlieren und ich mußte zur eisernsten Strenge meine Zuflucht nehmen. Die in die Festung Gekommenen wurden entweder ausgewiesen oder in die verschiedenen Truppentheile gesteckt, die Verbreitung aller Nachrichten auf das Schärfste untersagt, endlich mit allen Mitteln dahin gewirkt, daß der gute Geist und die Mannszucht in der Besatzung unter allen Umständen rein und intakt erhalten bleibe.

Am 19. Abends kam der erste österreichische Parlamentär mit der folgenden Aufforderung von dem in der Schütt kommandirenden Brigadegeneral Liebler in die Festung:

„General-Major Brigadier Liebler
„an den Herrn Kommandanten von Komorn.
„Lak, am 19. August 1849.

„Im Auftrage meines Corpskommandanten, des Herrn „F.-M.-L. Baron Csorich, entsende ich meinen Generalstabs-

„Oberlieutenant Büttner in die Festung Komorn, nach Kriegs-
„gebrauch und Völkerrecht als Parlamentär, um Ihnen die
„beiliegenden Proklamationen des Herrn F.-Z.-M. Haynau
„einzuhändigen.

„Aus diesem ist wohl deutlich zu ersehen, daß ein längerer
„Widerstand Sie und Ihre Truppen der Allerhöchsten Gnade
„Seiner Majestät des Kaisers entfernen würde.

„Ich trete daher durch meinen Generalstabsoberlieutenant
„auf Befehl meines Corpskommandanten diesfalls in die Ver-
„handlung, bevollmächtige ihn anmit auch, in meinem Namen
„zu sprechen und zu wirken. Ich erinnere Sie, dem Beispiele
„Görgey's zu folgen, Menschlichkeit und Recht würdigen zu
„wollen, und dem unglückbringenden und verheerenden Kriege
„ein Ziel zu setzen.

„Der unbegrenzten Gnade meines gütigen Monarchen
„werden Sie durch so viele Beispiele versichert sein. Ich
„werde auch Ihre Kapitulationsanträge durch mein vorgesetztes
„Corpskommando dem Kaiser unterbreiten zu lassen bitten.

„Ihre Erwiderung erwarte ich hier in Lak noch heute
„durch meinen Generalsstabs-Oberlieutenant Büttner.

„Liebler,
„General-Major, Brigadier."

Auf diese Aufforderung wurde dem General Liebler die folgende Antwort zugeschickt:

„An den k. k. Herrn General-Major und Brigadier
„Liebler in Lak.

„Komorn, den 19. August 1849.

„Auf die dienstliche Zuschrift des Herrn Generals erwidert
„man, daß hier von dem Stande der Dinge im Banat und
„an der untern Donau noch keine offizielle Mittheilung einge-
„laufen, wir uns daher, ohne den Vorwurf des Verrathes
„am Vaterlande auf uns zu laden, in keinerlei Unterhand-
„lungen einlassen können.

„Aus dem Kriegsrathe der Festung Komorn:
„Klapka m. p.,
„General."

Wichtiger als dieſe Aufforderung, welche wohl nur eine Sondirung der Stimmung des Kriegsrathes und der Beſatzung ſein ſollte, waren für uns die Tagesblätter, die zu derſelben Zeit in unſere Hände gelangten und die eine Menge theils offizieller, theils nicht offizieller Actenſtücke enthielten, welche auf die unglückliche Kataſtrophe der Waffenſtreckung Bezug hatten. Einen erſchütternden Eindruck machten auf uns die letzten Worte Koſſuth's und die gleichzeitige Aufforderung Görgey's an die Nation. — Die beiden Actenſtücke ſind bekannt und brauchen hier nicht wiederholt zu werden.

Am 20. Nachmittags nahm der Feind Stellung vor dem Acſer Walde, bei Herkály und bei Cſém, ſchickte von hier den aus dem ruſſiſchen Hauptquartier angelangten Flügeladjutanten Oberſtlieutenant Iſaakoff, in Begleitung des öſterreichiſchen Oberſten Grafen Alcaini, in die Feſtung und ließ mich zum zweiten Male zur Uebergabe auffordern.

Iſaakoff, ein ſchöner, ſtattlicher Mann, theilte mir mit, daß er im Auftrage ſeines Kaiſers gekommen, mich zu verſichern, daß vor Uebergabe der Feſtung Komorn an eine Räumung des Landes von Seite der Ruſſen nicht zu denken ſei, ich möge daher dem Beiſpiele Görgey's folgen und durch die Uebergabe Komorn's dem Kriege ein Ende machen. Er gab mir ferner einen an General Rüdiger gerichteten Brief Görgey's zu leſen und verſicherte mich, daß ein zweiter, an mich gerichteter Brief desſelben bereits unterwegs ſei.

Trotz dieſes Briefes und der Verſicherung der beiden Herren, daß es nun blos von der Beſatzung Komorn's abhänge, den ſegensreichen Frieden über das ganze Land zu verbreiten, kam es doch weder mir noch dem Kriegsrathe in den Sinn, auf die ſo gutherzigen Anträge der Parlamentäre einzugehen. Es ward ſonach den zwei Herren bedeutet, daß, wie bereits geſtern erklärt wurde, an eine Unterhandlung nicht gedacht werden könne, bevor nicht authentiſche Nachrichten von dem Stande der Dinge an der untern Donau und in Siebenbürgen in unſere Hände gelangt ſein würden.

Die Parlamentäre kehrten nach Acs zurück, kamen aber am nächſten Morgen wieder mit dem Antrage des im Hauptquartier

befindlichen österreichischen Kriegsministers, Feldmarschall-Lieutenant Gyulay, einen Waffenstillstand abzuschließen, bis eine aus der Mitte der Besatzung zu entsendende Deputation sich durch eigene Anschauung Gewißheit von der Lage der Dinge verschafft haben werde, wozu man von österreichischer Seite diese Herren nicht nur mit den nöthigen Reisepässen versehen, sondern ihnen zur größern Sicherheit auch ein Geleite mitgeben wolle.

Der Antrag ward vom Kriegsrathe angenommen und der Waffenstillstand auf 14 Tage, mit 48-stündiger Kündigung, abgeschlossen.

Was mich zu diesem Schritte vermochte, war weniger der Wunsch, sichere Nachrichten einzuholen, denn die bisherigen bedurften leider keiner weitern Bestätigung mehr, wohl aber die mir obliegende Pflicht, meine auf dem rechten Donauufer noch herumstreifenden ungarischen Kolonnen in die Festung zu bringen, eine Bedingung, die mir von dem feindlichen Kommandanten auch zugestanden wurde.

Einige Tage nach Abschluß dieses Waffenstillstandes überbrachte mir Oberst Anicskoff, ein anderer russischer Offizier aus dem Hauptquartier des Fürsten Paskiewits, das folgende Schreiben Görgey's:

„Lieber Freund Klapka!

„Seit wir uns gesehen, geschahen zwar nicht unerwartete, „aber entscheidende Dinge. Die ewige Eifersucht der Regie„rung, die gemeine Eigensucht einiger ihrer Mitglieder hat es „richtig so weit gebracht, wie ich dies bereits im April vor„aussagte! —

„Als ich die Theiß bei Tokay nach manchen ehrlichen „Gefechten mit den Russen passirt hatte, erklärte der Landtag, „daß er mich zum Oberkommandanten wünsche.

„Kossuth ernannte heimlich Bem!

„Das Land glaubte, ich sei es, weil Kossuth auf den An„trag des Landtages eine jesuitische Antwort geben ließ. Diese „Spitzbüberei war die Quelle alles dessen, was später geschah!

„Dembinski wurde bei Szöreg geschlagen!

„Bem bei Maros-Vásárhely gesprengt!

„Letzterer eilte nach Temesvár, unter dessen Mauern Dem-
„binski retirirte.

„Er kam während der Schlacht bei Temesvár auf dem
„Wahlplatze an, restituirte das Gefecht auf einige Stunden,
„dann aber wurde er dermaßen geworfen, daß von 50,000
„— nach Kossuth's Berechnung — nur 6000 beisammen
„blieben. Das Andere war Alles gesprengt, wie mir Vécsey
„meldete.

„Mittlerweile rückte der Oesterreicher zwischen Temesvár
„und Arad vor.

„Das Kriegsministerium hatte Dembinski den Befehl er-
„theilt, sich, wie natürlich, auf die freundliche Festung Arad
„und nicht auf die feindliche Temesvár zurückzuziehen.

„Dembinski aber hatte diesem Befehle entgegengehandelt.

„Weshalb? — weiß ich nicht bestimmt. Allein es sind
„zu viele Daten vorhanden, zu vermuthen, daß es aus Eifer-
„sucht gegen mich so geschehen sei!

„Die Folge von Allem diesem war, daß ich mit dem, wo-
„mit ich Komorn — nach Abschlag der bedeutenden Verluste,
„welche ich bei Waitzen, Rétság, Görömböly, Zsolcza, Gesz-
„thely, Debreczin erlitt — verließ, allein dastand, von
„Süden durch die Oesterreicher, von Norden durch die Haupt-
„macht der Russen zugleich bedroht.

„Ich hatte zwar noch einen Rückzug von Arad über Radua
„nach Siebenbürgen. — Allein die Rücksicht für mein Vater-
„land, dem ich um jeden Preis den Frieden geben wollte, be-
„wog mich, die Waffen zu strecken.

„Erst hatte ich die provisorische Regierung aufgefordert,
„einzusehen, daß sie dem Vaterlande nicht mehr helfen, das-
„selbe nur noch tiefer in's Unglück stürzen könne und daher
„abdanken solle.

„Sie that es und legte alle Civil- und Militärgewalt in
„meine Hände nieder, worauf ich, da die Zeit drängte, den
„raschen zwar, aber dennoch wohlüberlegten Entschluß faßte,
„vor der Armee Sr. Majestät des Kaisers von Rußland die
„*Waffen unbedingt* zu strecken.

„Die Tapferſten und Bravſten meiner Truppen ſtimmten „mir bei. Alle Truppenabtheilungen aus der nächſten Um„gebung Arad's ſchloſſen ſich mir freiwillig an; die Feſtung „Arad unter Damjanich hat erklärt, ein Gleiches thun zu „wollen.

„Bis jetzt werden wir ſo behandelt, wie es der brave „Soldat vom braven Soldaten erwarten mußte.

„Erwäge, was du thun kannſt und thun ſollteſt. —

„(gez.) Arthur Görgey.

„Großwardein, am 16. Auguſt 1849."

Ich finde es nöthig, hier zu erklären, daß alle andern in öffentlichen Blättern erſchienenen Briefe Görgey's an mich, unterſchoben oder reine Erdichtung waren.

Am 2. September kehrten die von uns ausgeſandten Kommiſſäre zurück. Ruttkay, der im ruſſiſchen Hauptquartier war und mit Görgey geſprochen hatte, berichtete, daß die ruſſiſche Freundſchaft für Ungarn ihr Ende erreicht und man bereits die ungariſchen Offiziere an Oeſterreich ausgeliefert habe. Görgey ſelbſt ſei der Meinung, die Beſatzung von Komorn könne, in Anbetracht ihrer ungleich günſtigeren Lage, Bedingniſſe zur Uebergabe ſtellen. Er wolle uns übrigens keinen Rath ertheilen und wir möchten immerhin thun, was uns am Gerathenſten erſcheine. Thaly, der von Arad kam, entwarf ein ſchauderhaftes Bild von der Behandlung, welche die in der Feſtung gefangen gehaltenen Ungarn zu erdulden hatten, berichtete ferner, daß bereits zwei ungariſche Offiziere, die Majore Hruby und Murmann, kriegsrechtlich abgeurtheilt und erſchoſſen worden ſeien. Nun ſeien zwar fernere Hinrichtungen ſiſtirt worden, das Loos der unglücklichen Gefangenen ſei aber immer noch ein zweifelhaftes und in jeder Beziehung fürchterliches. — Uebrigens beſtätigten ſämmtliche Kommiſſäre einſtimmig die Niederlage unſerer Heere, die Entwaffnung aller Truppen, die Uebergabe von Arad und endlich die Flucht Koſſuth's mit dem letzten Häuflein auf türkiſches Gebiet.

Thaly brachte von Haynau eine an mich gerichtete brutale Aufforderung und einen Sicherheitsbrief für ſich, den er mir

gleichfalls vorzeigte für den Fall, als in 48 Stunden nach seiner Ankunft in Komorn die Thore der Festung den Oesterreichern sich geöffnet haben würden.

Der Brief Haynau's lautete:

„An Herrn General Klapka,
„derzeit Kommandanten von Komorn!

„Die von Ihnen hiehergesendeten Abgeordneten Thaly und „Katona haben sich selbst überzeugt und aus dem Munde der „hier befindlichen gefangenen Offiziere des Görgey'schen Corps „mit aller Bestimmtheit vernommen, daß nach den bei Szegedin „und Temesvár und vor Lugos bis Déva von der k. k. Armee „unter meiner Führung erfochtenen Siegen, die derselben ent„gegengestandenen Corps sich aufgelöst haben, die Chefs der „Corps, der größte Theil der Mannschaft und Offiziere in „unsere Hände gefallen ist und wir uns im Besitze des ge„sammten Geschützes derselben befinden. Ebenso ist auch das „Corps Görgey's entwaffnet und befinden sich seine Offiziere, „Mannschaft und Kriegsmaterial in unseren Händen.

„Somit besteht jetzt faktisch keine sogenannte ungarische „Armee mehr; die noch gehaltene Festung Komorn ist daher „auf sich allein beschränkt, ohne die mindeste Aussicht auf Ent„satz, aber auch ohne Aussicht auf Schonung der Garnison „von unserer Seite, falls sich die Festung nicht freiwillig und „alsbald uns ergeben sollte.

„Sie halten also das Schicksal Ihrer Truppen in Ihren „Händen. Sie werden unnöthige Drangsale über dieselben „bringen, wenn Sie, geleitet von dem Irrwahne des mit einer „aussichtslosen Vertheidigung der Festung verbundenen Kriegs„ruhmes, im rebellischen Widerstande gegen Ihren rechtmäßigen „König und Herrn zu Ihrem Schaden noch länger verharren „wollen.

„Ich fordere Sie daher ernstlich auf, die Festung an den „Kommandanten des k. k. Cernirungscorps, Feldmarschall-

„lieutenant Baron Csorich alsogleich zu übergeben, um sich „nicht der schwersten Verantwortung weiter auszusetzen, die „jede Verzögerung der Uebergabe auf Ihr Haupt laden muß.

„Hauptquartier Alt-Arad, am 27. August 1849.

„Der k. k. Armeekommandant
„Haynau m. p., Feldzeugmeister."

Aus dieser Aufforderung war zu ersehen, daß Haynau, nach den unerwarteten Erfolgen im Süden, mit Sicherheit auch auf die unbedingte Uebergabe der Festung Komorn zählen zu dürfen glaubte. Der Brief ward mit einigen Zeilen in dem Sinne beantwortet, daß man mit Feldmarschall-Lieutenant Csorich, dem Kommandanten des Cernirungscorps, zwar in Unterhandlung getreten sei, von einer Uebergabe der Festung auf Gnade und Ungnade aber nie und nimmer auch nur entfernt die Rede sein könne.

Wirklich stellte auch Csorich kurz nach der Rückkehr der Kommissäre den Antrag, allenfallsige Bedingungen wegen Uebergabe der Festung ihm mittheilen zu wollen, damit er dieselben höhern Ortes unterbreiten könne.

Die auf sich selbst beschränkte, gänzlich vereinzelte Lage Komorn's, der rettungslose Zustand des Landes und die fortwährenden Versicherungen von allerhöchster Gnade, vollständiger Aussöhnung, Vergessen des Vergangenen, Beruhigung des Landes und Verbesserung seiner Lage, die man den ungarischen Parlamentären, so oft sie in das feindliche Hauptquartier kamen, in den mannigfaltigsten Abwechslungen vor die Augen hielt, vermochten endlich den Komorner Kriegsrath, um nicht den Vorwurf unnützen Blutvergießens und zweckloser Verlängerung der Kriegsdrangsale auf sich zu laden, die nachfolgenden Bedingungen als Grundlage einzuleitender Unterhandlungen in das österreichische Hauptquartier zu senden:

„Kriegsrath der Festung Komorn.

Bedingnisse, unter welcher die Festung Komorn an die k. k. österreichischen Truppen übergeben werden kann:

1. Amnestie für die Nation.
2. Generalpardon für das gesammte ungarische Heer, ohne Ausnahme der Nationalität, welches bereits die Waffen gestreckt hat und in der Folge noch strecken wird, sowie ungesäumte Entlassung der bisher in Kriegsgefangenschaft gerathenen ungarischen Militärs in ihre Heimat.
3. Verwerthung des vom ungarischen Aerar ausgegebenen Papiergeldes.
4. Freie Wahl des Aufenthaltes für Jeden im In- und Auslande, und Ausfolgung der nöthigen Pässe für die in's letztere Auswandernden.
5. Freier Abzug der Garnison von Komorn. Der Abzug geschieht mit militärischen Ehren.
6. Für die Offiziere eine einmonatliche Gage, für die Mannschaft eine zehntägige Löhnung in einer sowohl im In- wie im Auslande vollwerthigen Geldgattung.
7. Beibehaltung des Privateigenthums für Jedermann.
8. Auswechslungen der Ratifikationen dieser Kapitulationsbedingnisse binnen 8 Tagen von heute an gerechnet, also bis 8. September 1849.
9. Für die Stadt Komorn und ihre Einwohner volle Vergessenheit und keinerlei politische Verfolgung; dann Einlösung alles vom Festungs-Gouvernement herausgegebenen Papiergeldes.
10. Schadloshaltung jener Kontrahenten, die mit der Komorner Festungsverwaltung Verträge abgeschlossen haben.

Komorn, am 1. September 1849.

Aus dem versammelten Kriegsrathe der Festung Komorn
Klapka m. p.,
ungarischer General."

Obgleich es nicht wahrscheinlich war, daß der Gegner diese Bedingnisse in ihrem vollen Umfang annehmen würde, war andererseits dennoch Hoffnung vorhanden, den größeren Theil derselben bei unerschütterlicher Ausdauer und Entschlossenheit erzwingen zu können, weil zu jener Zeit auch Peterwardein noch aufrecht stand.

Nach Uebersendung der Kapitulationsbedingnisse an den österreichischen Kommandanten war somit meine erste Sorge dahin gerichtet, die Abschrift derselben nebst folgenden Zeilen durch die vertrautesten meiner Kundschafter auf zwei verschiedenen Wegen an den Festungskommandanten und die Besatzung von Peterwardein gelangen zu lassen:

„An den Kommandanten und die Besatzung
„von Peterwardein!

„Nach der unglücklichen Katastrophe bei Világos und der „darauf erfolgten Entwaffnung der übrigen Armeecorps läßt „sich für das Vaterland nur auf dem einzigen Wege noch „etwas erreichen, wenn Peterwardein und Komorn, diese zwei „letzten, aber unüberwindlichen Bollwerke der Nation, im Ein„verständnisse handeln. Ich mache Sie daher in der Beilage „mit den Kapitulationsbedingnissen vertraut, die wir heute an „die Oesterreicher schickten und von deren Annahme wir die „Uebergabe der Festung abhängig machten, und fordere Sie „im Namen des Vaterlandes und Ihrer Ehre auf, Ihre Unter„handlungen auf Basis derselben Bedingnisse zu stellen, sonst „aber den Kampf auf Tod und Leben anzunehmen und sich „lieber unter den Wällen der Festung begraben zu lassen.

„Komorn, am 1. September 1849.

„Klapka m. p."

Die bald nach dieser Zeit erfolgte bedingungslose Uebergabe Peterwardein's läßt mich vermuthen, daß der sonst so entschlossene Kommandant der Festung meine Aufforderung entweder nicht erhielt, oder aber die Besatzung ihm den Gehorsam verweigerte.

Am 2. September Mittags war der Termin zur Kündigung des Waffenstillstandes abgelaufen und derselbe zuerst von Seite der Oesterreicher durch folgende Zuschrift gekündigt:

„Das k. k. Armeecorpskommando an das Festungskommando
„in Komorn!

„Totis, den 2. September 1849, 12 Uhr Mittags.

„Nachdem am 4. Mittags 12 Uhr der abgeschlossene Waffen„stillstand abläuft und die zur Uebergabe der Festung gestellten

„Kapitulationspunkte der unbedingten Uebergabe nicht ent-
„sprechen, so wird hiemit der Waffenstillstand gekündigt.

„Csorich m. p.,
„Feldmarschall-Lieutenant."

In der Festung und im Lager begann nun frisches Leben zu herrschen. Die in den umliegenden Ortschaften des linken Ufers während des Waffenstillstandes in Kantonirung gestandenen Truppen wurden in die Festung zurückgezogen, die Werke stärker als zuvor besetzt, die Vorposten doppelt ausgestellt, an die Fortsetzung der noch immer nicht beendigten Verschanzungen des Monostors mit erneutem Eifer Hand angelegt. Der Geist der Truppen, mit geringer Ausnahme, war vortrefflich; die Offiziere mit ihrer Aufgabe betraut und rastlos im Dienste. Bekannt mit dem traurigen Loose ihrer zu Arad und Temesvár gefangenen Waffenbrüder, waren sie eher zur äußersten Vertheidigung als zu einer unbedingten Uebergabe oder sonstigen schmachvollen Unterwerfung entschlossen.

Ich übergehe die Details der weiteren Unterhandlungen zwischen mir und dem österreichischen Cernirungskommandanten. Auf Csorich war Graf Nugent gefolgt, bis endlich Haynau selbst das Kommando der Belagerung übernahm. Auf dem rechten Donauufer und in der Schütt war ich von den Oesterreichern, an dem linken Ufer von den Russen unter Grabbe eingeschlossen.

Es war meine höchste Sorge, nie persönlich und allein mit den Parlamentären zusammenzutreffen und die Unterhandlungen stets nur im Sinne der Beschlüsse des Kriegsrathes und zwar so zu führen, daß sie vor Niemand ein Geheimniß blieben. Trotzdem machte sich in dem Kriegsrathe eine Opposition geltend, welche von Unterhandlungen nichts hören oder blos solche Bedingungen aufstellen wollte, die gänzlich unerreichbar waren.

Nach dem Falle von Peterwardein konnten die ursprünglich aufgestellten Kapitulationsbedingungen nicht aufrecht erhalten werden. Es wurde beschlossen, dieselben zu mildern, jedoch unter keinerlei Bedingung ohne eine ehrenvolle Kapitulation die Festung zu räumen.

Mit den Wühlereien der Opposition kamen gleichzeitig feindliche Emissäre in die Festung, welche die Truppen aufwiegelten und zur Kündigung des Gehorsams zu verleiten trachteten. Ich sah mich gezwungen, um den Desertionen und Meutereien vorzubeugen, grausame Beispiele zu statuiren; die schwerste Pflicht, welche ich während des ganzen Krieges zu erfüllen hatte! Man versäumte auch nicht, Mörder gegen mich zu dingen, deren einer, in meinem Zimmer ertappt, für seine schändliche Absicht mit dem Tode büßen mußte, der andere aber mit heiler Haut aus der Festung entkam.

So vergingen die letzten Wochen in Komorn!

Der Feind setzte seine Anträge fort und wir wiesen sie jedesmal mit der Bedeutung zurück, daß wir uns eher unter den Trümmern der Festung begraben lassen würden, als auf eine unehrenvolle Uebergabe derselben einzugehen. Die unerschütterliche, feste Haltung der Besatzung vermochte am Ende Haynau, einen neuen Kapitulationsvorschlag zu stellen, welcher Ende September mit einigen Aenderungen von dem Kriegsrathe angenommen wurde. Puszta-Herkály wurde zur Auswechslung der Ratifikation bestimmt und eine Deputation von Seiten des Kriegsrathes ernannt, welche diese traurige Aufgabe zu vollführen hatte.

Die Kapitulation lautete buchstäblich:

„Unterwerfung der Festung Komorn unter folgenden Bedingungen:

1. Freier Abzug der Garnison ohne Waffen; die Säbel der Offiziere bleiben ihr Eigenthum.

   Denjenigen Offizieren, die früher in der k. k. Armee gedient haben, werden Pässe in das Ausland ausgefolgt; denjenigen, die solche nicht beanspruchen, wird die freie Entlassung in ihre Heimat gestattet — mit Ausnahme Jener, die sich freiwillig stellen.

   Den Honvéd-Offizieren, d. h. denjenigen, die früher nicht gedient haben, wird der freie Aufenthalt in ihrer Heimat ohne Reservation ihrer künftigen Verwendung gestattet.

Die Mannschaft der k. k. Regimenter, sowie jene Individuen, welche inzwischen zu Offizieren befördert wurden, werden ebenfalls freigelassen und findet für alle hier Betheiligten keine weitere gerichtliche Verfolgung statt.

2. Päſſe in das Ausland werden allen Jenen ertheilt, welche solche innerhalb 30 Tagen beanspruchen.
3. Eine monatliche Gage für die Offiziere und eine zehntägige Löhnung für die Mannschaft der Garnison wird in österreichischen Nationalbanknoten nach der k. k. Kriegsgebühr verabfolgt.
4. Zur Ausgleichung der verschiedenen, von der Garnison durch Kriegskassa-Anweisungen eingegangenen Verpflichtungen wird die Summe von 500,000, sage fünfmalhunderttausend Gulden in Conv.-Münze österreichische Banknoten ausbezahlt.
5. Versorgung der in Komorn befindlichen verkrüppelten und in den Spitälern liegenden kranken Krieger.
6. Mobiles und immobiles Privateigenthum wird im allgemeinen beibehalten.
7. Ort, Zeit und Weise der Waffenablegung wird nachträglich bestimmt.
8. Alle Feindseligkeiten werden beiderseits sofort eingestellt.
9. Die Festung wird nach Kriegsgebrauch und nach erfolgter beiderseitiger Ratifikation übergeben.

(Sig.) Puszta-Herkály, am 28. September 1849.

Haynau m. p.,
Feldmarschall-Lieutenant.

Takács m. p., Hauptmann.
Gasparetz, Hauptmann.
Mednyánszki, Oberstlieutenant.
Joh. Prágay, Oberstlieutenant.
Stephan Ruttkay, Oberstlieutenant.
Graf Otto Zichy, Oberst.
Johann Janik, Oberst.
Sigmund Szabó, Oberst, Platzkommandant.
Josef von Kászonyi, Oberst.

Franz Aſchermann, Oberſt, Feſtungskommandant.
Georg Klapka, Feſtungs- und Truppen-Oberkommandant.
Dem Originale gleichlautend.
Komorn, am 29. September 1849.

Szillány,
Oberſtlieutenant, Chef des Generalſtabes."

Ich ſelbſt war bei der Ratifikation nicht zugegen und erließ nur, nachdem die Unterzeichnung erfolgt war, den folgenden letzten Tagesbefehl an meine Truppen:

„Kameraden!

„Meine Bruſt iſt beengt, indem ich zum letzten Male zu „Euch ſpreche, zu Euch, an die mich ſo viel Leid und Freud, „ſo hoher, mit theurem Patriotenblute erkaufter Ruhm und „das allgemein gewordene Gefühl einer heiligen Pflicht unzer- „trennlich verknüpft hat.

„Es iſt nicht lange, daß wir die ſchöne, aber kampfreiche Bahn „betreten haben. Mit der reinſten Selbſtaufopferung ſtrebten „wir nach dem vorgeſteckten Ziele. Wir leiſteten, was menſch- „liche Kraft zu leiſten vermag, und können ohne Erröthen uns „vor den Richterſtuhl der Welt und des Allerhöchſten hin- „ſtellen.

„Doch im Buche des Schickſals war es anders verzeichnet! „— Und ſo treten wir denn ab von der Bahn, auf welche das „Gefühl für das öffentliche Wohl uns einſt ſo ſchöne Hoffnungen „ſtreute und auf der wir zwar verbluten, doch dadurch der „Sache des Vaterlandes keinen Dienſt mehr leiſten können.

„Wir treten ab, weil das Vaterland es fordert, welches „auch für die Zukunft treuer Söhne bedarf; — wir treten ab, „weil wir heilige Verpflichtungen für jenes Vaterland haben, „welches allen Troſt für die Zukunft in unſerer ungebeugten „Anhänglichkeit findet.

„Verbleibet daher auch ferner die Säulen und Stützen des „Vaterlandes! Die Aufgabe, die Euch oblag, habt Ihr männ- „lich und konſequent bis zum letzten Augenblicke durchgeführt. „Ihr beugtet Euch, weil Ihr mußtet! — Vor der eiſernen

„Gewalt der Ereigniſſe habt Ihr Euch gebeugt — dieſer Um-
„ſtand und die gerettete Ehre kann Euch Alle mit Beruhigung
„erfüllen!

„Empfanget daher für Eure männlichen, entſchloſſenen
„Kämpfe den heißeſten Dank des Vaterlandes! Nehmet zu-
„gleich meinen herzlichen, innigen Abſchied entgegen.

„Gott mit Euch!

„Komorn, am 3. Oktober 1849.

„Klapka m. p., General."

Es war dies der letzte Act meiner Thätigkeit in Ungarn und gleichzeitig der letzte Athemzug unſeres Unabhängigkeitskampfes.

Dritter Theil.

Aus der Verbannung 1849—1855.

Erstes Kapitel.

Uebergabe von Komorn. — Betrachtungen über die abgeschlossene Kapitulation. — Letzte Zusammenkunft der Offiziere. — Oberst Prágay. Artillerie-Oberstlieutenant May. — Die ersten Verfügungen des österreichischen Festungskommandanten. — Mein Abschied von meinem Vater und Bruder. — Armuth der Emigranten. — Mein Aufenthalt in Preßburg. — Abschied vom Vaterlande.

Am 5. Oktober 1849 verließen die letzten ungarischen Truppen Komorn. Sie zerstreuten sich nach allen Richtungen und kehrten in ihre Heimat zurück.

Das Schicksal hatte gegen uns entschieden; der Kampf war zu Ende. Das Uebereinkommen betreffs Uebergabe der Festung wurde von einer aus dem großen Kriegsrathe gewählten Deputation mit dem Oberkommandanten der österreichischen Truppen, Feldzeugmeister Haynau, abgeschlossen und von mir, der ich bei diesem Acte nicht zugegen war, bestätigt. Und den Entschluß, welchen ich damals faßte, bereue ich auch heute nicht.

Die vom Feinde uns zugestandenen Kapitulationsbedingungen waren das Höchste, was unter den gegebenen Umständen zu erreichen war. Und daß so viel erreicht wurde, war der entschlossenen Haltung der Besatzung, die bereit war, für ihre Waffenehre den letzten Blutstropfen zu opfern, und der Eile, mit welcher man im österreichischen Lager die etwas unbequem gewordene Hülfe der Russen los werden wollte, zu verdanken; möglicherweise auch einem dritten Beweggrunde, den ich aber damals nicht ahnen konnte: dem Drange des feindlichen Feldherrn, den 6. Oktober ohne Hinderniß als blutigen Rachetag feiern zu können.

Würde man die Cernirung bei der vielfachen Uebermacht der feindlichen Kräfte nur noch zwei Monate fortgesetzt haben, so würde, vollständig ausgehungert und zur ferneren Vertheidigung unfähig, die Besatzung sich gezwungen gesehen haben, die Waffen auf Gnade und Ungnade zu strecken.

Von einem Durchbruche konnte bei der Ueberlegenheit des Feindes und den starken Stellungen, welche er inne hatte, keine Rede sein, noch weniger von einem zu erwartenden Entsatze, da es bereits seit zwei Monaten im Lande keine Regierung und keine ungarische Streitmacht mehr gab, und am allerwenigsten ließ sich etwas von einer auswärtigen Intervention hoffen, da das Ausland zwar sympathisch an unseren Kämpfen theilnahm, unsere Ausdauer und Tapferkeit bewunderte, Ungarn aber längst seinem Schicksale überlassen hatte, so wie dies achtzehn Jahre früher mit Polen der Fall war.

Diejenigen, welche sich gegen die Kapitulation in der Festung auflehnten, hatten entweder kein Verständniß für unsere Lage oder sie waren einfache Intriguanten, die im Trüben fischen, ein paar Tage mit Großsprechereien sich hervorthun und dabei ihr persönliches Interesse im Auge behalten wollten. Glücklicherweise gab es deren nur Wenige, und Diejenigen, bei welchen in der That Vaterlandsliebe allein die Triebfeder ihrer Handlungsweise war, hatten hinreichend Gelegenheit, sich seitdem zu überzeugen, daß einer ausgehungerten Besatzung, und mag sie noch so heldenmüthig sein, wenn ihre Glieder schwach geworden und ihre Kraft gebrochen, nichts Anderes übrig bleibt, als auf Gnade und Ungnade sich zu ergeben. Noch nie war diese Wahrheit mehr bestätigt, als durch die Uebergabe von Metz, wo 172,000 Mann der besten Truppen der Welt, nicht länger vermögend, gegen den Hunger anzukämpfen, an den nicht namhaft überlegenen Gegner sich ergeben und in deutsche Kriegsgefangenschaft wandern mußten. Bazaine's Verrath bestand nicht in dieser schmählichen Uebergabe, an der Niemand mehr etwas zu ändern vermochte, wohl aber darin, daß er mit einer so ansehnlichen Macht und bevor ihm noch der Rückzug abgeschnitten war, aus unlautern egoistischen Motiven *sich* in diesen Waffenplatz einzuschließen keinen Anstand nahm.

Deshalb auch verurtheilte ihn das Kriegsgericht und mit vollem Rechte.

Unsere Aufgabe war verschieden von der, welche den Besatzungen obliegt, die in normalen Kriegen einen festen Platz zu vertheidigen haben. Nach der vollständigen Vernichtung sämmtlicher Streitkräfte im Lande und bei der absoluten Aussichtslosigkeit eines Entsatzes konnte uns nur ein Ziel vor Augen schweben und dieses Ziel war: den Feind, der sich so stolz gebrüstet hatte, mit Rebellen nicht unterhandeln zu wollen, zu diesen Unterhandlungen zu zwingen und ihm solche Kapitulationsbedingungen aufzuerlegen, welche ehrenvoll für die Besatzung und gleichzeitig ein Schutz gegen mögliche Unbilden für die Civilbevölkerung der Stadt waren. Wäre mehr zu erreichen gewesen, ich hätte wahrlich gerne mein Leben dafür gegeben, es hatte ohnehin wenig Werth mehr für mich bei dem Bewußtsein, daß mein Vaterland verloren war und ich selbst, weiß Gott wie lange, mein Brod auf fremdem Boden werde suchen müssen.

Bevor ich mich von meinen Kameraden trennte, vereinten wir uns zu einem letzten Mahle. Dasselbe verlief traurig. Wir wußten nicht, ob wir uns je im Leben wiedersehen würden. Zu Ende des Mahles ging ein Bogen von Hand zu Hand, auf welchen jeder der Anwesenden seinen Namen setzte. Es war dies das schriftliche Versprechen, welches wir uns gegenseitig gaben, treu und fest zur Sache zu halten und stets bereit zu bleiben, auf den ersten Ruf für dieselbe wieder Gut und Blut einzusetzen. Und diesem Versprechen ist Keiner von uns untreu geworden; Keiner, was auch immer sein Schicksal geworden, hat je gezaudert, sich der Mission zu unterziehen, welche ihm während unseres Wirkens gegen die Unterdrücker des Landes anvertraut wurde.

Es waren bei diesem Abschiedsmahle beinahe sämmtliche höheren Offiziere der Garnison zugegen, worunter Aschermann, Kászonyi, Rákowszky, Horváth, Kosztolány, Janik, Graf Paul Esterházy, Bátory-Schulz, Graf Ladislaus Hunyady, Graf Otto Zichy, Mándy, Jungwirth, Máy, von meinem Stabe Szillányi, Prágay, Georg Latinovics und der Jüngste von Allen und einer der Tapfersten, der kaum zwanzigjährige Graf Alexander Károly.

Viele von diesen Namen erklangen schon zur Zeit der Rákoczy'schen Kämpfe, 140 Jahre früher, ein Beweis, wie treu die alten Traditionen in unseren Adelsgeschlechtern bewahrt, die Pflichten für das Vaterland genährt wurden, andere gehörten Männern an, die ihrem auf die ungarische Verfassung geleisteten Eide bis zum Tode treu zu bleiben sich entschlossen hatten.

Von den Letzteren fanden zwei ein so tragisches Ende, daß ich, um ihre Namen der Vergessenheit zu entreißen, ihr Schicksal hier kurz erzählen will.

Es waren dies die beiden Stabsoffiziere Prágay und Máy.

Prágay war während meines Wirkens in Ungarn, von dem Tage an, als ich das Kommando an der obern Theiß übernahm, bis zum Abschlusse der Kapitulation von Komorn, stets als Corps-, in letzterer Zeit als Generaladjutant an meiner Seite. Ich hatte ihn zur Zeit, als ich meine heiteren Jahre als Lieutenant in der ungarischen Leibgarde verbrachte, in Wien kennen gelernt. Er war damals mit bescheidenem Range bei der ungarischen Hofkanzlei angestellt und zeichnete sich besonders durch seine Lebenslust, durch seinen immer heiteren Sinn und durch die vortrefflichen Arrangements aus, welche er bei Bällen und Picknicks zu treffen wußte.

Ich sehe ihn noch, wie er in der Quadrille seinen komischen pas de pigeon und mit welcher Leidenschaft er die Mazurka tanzte. Einige Jahre später kamen ernstere Zeiten. Ich hatte mein Hauptquartier in Tokay, als eines schönen Morgens, von Debreczin kommend, Prágay vor mir erschien und mir seine Dienste zur Verfügung stellte.

Prágay hatte, bevor er zur ungarischen Hofkanzlei kam, in der Armee gedient, war ein vortrefflicher Soldat und besonders tüchtig als Verwaltungs- und Bureauoffizier. — „Sie kommen mir erwünscht," erwiderte ich ihm, „ich brauche einen Adjutanten, Sie bleiben an meiner Seite, und so wie wir einst frisch und lustig getanzt, wollen wir jetzt, bis uns der Athem ausgeht, frisch und lustig kämpfen." Von da an betraute ich Prágay auch mit der Verpflegung meines Stabes und meiner eigenen, überließ ihm zu diesem Zwecke meine Gage und behielt mir blos so viel

zurück, als ich zu meinen kleinern täglichen Ausgaben benöthigte. Prágay wußte Beides zu vereinigen: er erfüllte mit der größten Pünktlichkeit die Pflichten, welche ihm als Corpsadjutanten unter oft sehr schwierigen Verhältnissen oblagen, und wußte gleichzeitig für einen guten Tisch zu sorgen. Wie er letzteres anstellte, ist mir auch heute noch ein Räthsel.

Nach der Kapitulation entschloß sich Prágay, nach Amerika auszuwandern. In New-York angekommen, war es sein Erstes, ein kleineres Werk über Ungarn und seinen letzten Unabhängigkeitskrieg herauszugeben, dazu bestimmt, die Aufmerksamkeit der Yankees, die damals für Ungarn schwärmten, auf seine Person zu lenken. Es gelang ihm dies. Er hatte bald zahlreiche Freunde gefunden und diese führten ihn bei General Lopez, dem Chef der Kubaner Malkontenten, ein. Lopez bereitete eben damals seine zweite Expedition nach der Insel Kuba vor. Die Amerikaner unterstützten ihn mit Geld und Waffen. Für die Kubaner aber handelte es sich um die Abschüttelung des spanischen Joches; es galt, der Sache der Freiheit zu dienen, und Prágay war schnell entschlossen: er bot sich Lopez als Begleiter an und dieser ernannte ihn zu seinem Generalstabschef.

Das kleine Expeditionscorps, worunter sich mehrere Ungarn befanden, welche sich Prágay angeschlossen hatten, wurde eingeschifft und vollbrachte an einem unbewachten Punkte der Insel glücklich seine Landung. Der brave Lopez war aber nicht so glücklich, wie zwanzig Jahre später Garibaldi es gewesen. Die Bevölkerung, selbst die farbige, verhielt sich ruhig; es schlossen sich nur Wenige seiner Fahne an, und so gelang es den spanischen Besatzungen, die kleine Schaar nach einigen blutigen Gefechten zu vernichten. Lopez, zum Gefangenen gemacht, wurde auf grausame Weise hingerichtet. Prágay, der dasselbe Loos zu befürchten hatte, machte, verwundet auf dem Schlachtfelde liegend, durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende.

Er fiel als Held im Kriegstanze und sein letzter pas war der schönste seines Lebens gewesen. Von den andern Ungarn fielen einige, die anderen wurden nach den Presidios geschickt, von wo es dem Einen oder Andern, wie dem braven Schlesinger,

der gegenwärtig als einer der reichsten Kaffeepflanzer in Costarica weilt, später gelang, nach überstandenen unsäglichen Leiden zu entkommen.

Der Zweite von meinen Komorner Waffengefährten, welchen ein noch traurigeres Loos traf, war Artillerieoberstlieutenant Máy gewesen. Máy befand sich als Artillerieoffizier in Komorn zur Zeit, als die Besatzung aufgefordert wurde, den Eid auf die ungarische Verfassung zu leisten. Die Mehrzahl der Offiziere, zumeist aus Fremden bestehend, zog es vor, die Festung zu verlassen; Máy verblieb, leistete den Eid und wurde eines der thätigsten Mitglieder des Komorner Vertheidigungsrathes.

Als ich nach Komorn kam, fand ich ihn mit der theilweisen Ausrüstung der Festung betraut. Ich beförderte ihn zum Major, später zum Oberstlieutenant. Máy zog es vor, nicht auszuwandern. Er blieb im Vaterlande. Einige Jahre später wurde er als Theilnehmer an einer Verschwörung eingekerkert. Man wollte Geständnisse aus ihm herauspressen; die Verhöre wiederholten sich und mit den Verhören die Brutalität seiner Ankläger. Da entschloß sich Máy, um sich keiner Schwäche schuldig zu machen, mit seinem Leben abzurechnen. Er riß seinen Strohsack auf, verkroch sich in denselben, legte Feuer daran und verbrannte sich. Als die Gefängnißwärter, durch den starken Rauch angezogen, in die Zelle traten, war er noch am Leben, verschied jedoch bald darauf unter den gräßlichsten Qualen, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Máy opferte sich für seine Freunde. Friede seiner Asche!

Nach dieser kurzen Erinnerung an Komorn und seine braven Vertheidiger kehre ich wieder zur Erzählung meiner eigenen Erlebnisse zurück.

Nach dem Wortlaute der Kapitulation stand es Jedermann von der Besatzung frei, unbeanstandet und vollkommen amnestirt entweder im Inlande zu verbleiben, oder aber, mit einem ordentlichen Reisepasse versehen, sich nach dem Auslande zu begeben. Zu der Besatzung zählten nach getroffenem Einverständnisse mit dem feindlichen Oberkommandanten auch der Regierungskommissär Ladislaus Ujházy, die Civilbeamten und sämmtliche politischen

Persönlichkeiten, die sich in letzter Zeit nach Komorn geflüchtet hatten. Ich gab Jedem derselben einen militärischen Rang und sie erhielten dann wie alle Uebrigen den folgenden gedruckten, vom österreichischen Feldkriegskommissär der Festung unterzeichneten, mit dem kaiserlichen Siegel versehenen:

„Geleitschein für den N. N., welcher von hier ungehindert „in seinen Heimatsort N. zurückkehren kann und, als zur Gar„nison von Komorn gehörig, der derselben gewährten Begünsti„gungen rücksichtlich der Person und des Eigenthums theil„haftig ist.

„Komorn, am 4. Oktober 1849."

Die letzte ungarische Truppenabtheilung hatte kaum die Festung verlassen, als auch schon die folgende Proklamation von Seite des neuen Festungskommandos erschien:

„In Gemäßheit des getroffenen Uebereinkommens muß die „Stadt und Festung Komorn heute von der früheren Be„satzung vollkommen geräumt sein. Alle jene Individuen, „welche gegen dieses Uebereinkommen handeln und sich noch „länger als 24 Stunden hier aufhalten, werden aufgegriffen „und ohne Rücksicht auf ihre frühere Charge als Gemeine bei „dem k. k. Militär eingereiht. Ausgenommen sind blos die „Kranken, die hier Zuständigen und Jene, welche ihre Pässe „zur Reise in's Ausland erwarten, und welche sich daher bei „dem k. k. Platzkommando um einen Aufenthaltsschein zu mel„den haben.

„Komorn, am 5. Oktober 1849.

„Graf Nobili,
„k. k. Feldmarschall-Lieutenant und
„Interims-Festungskommandant."

Trotz der Besuche, welche ich von mehreren österreichischen sowohl als russischen Generälen empfing und deren Anerkennung bezüglich der humanen Behandlung, welche ich den österreichisch-russischen Kriegsgefangenen, deren Zahl in der Festung manchmal 3000 überstieg, stets zu theil werden ließ, glaubte ich, nach dieser rücksichtslosen Proklamation in Komorn nichts weiter zu thun zu haben und entschloß mich zur sofortigen Abreise nach

Preßburg. Am Vorabend meiner Abreise hatte ich noch die große Freude, meinen alten Vater und meinen Bruder umarmen zu können. Sie kamen, um Abschied von mir zu nehmen. Meinen Vater sah ich nie mehr. Meinen Bruder fand ich als österreichischen General achtzehn Jahre später bei meiner Rückkehr wieder. Letzterem gab ich meine Reitpferde, die ich nicht verkaufen wollte. Mit meinem Vater, der während des Krieges so ziemlich den Rest seines kleinen Vermögens verloren hatte, theilte ich den mäßigen Betrag, welchen mir an demselben Tage Prágay als meine Ersparnisse und mein Eigenthum übergeben hatte. Derselbe betrug im Ganzen 8000 Gulden, und somit verblieben mir 4000 Gulden, mit welchen ich in die Welt ziehen mußte, um mir ein neues Heim zu suchen und den Grund zu meinem künftigen Wirken zu legen.

Auch meine Wagenpferde, vier Schecken, schöne, feurige Thiere, die ich während des Krieges als Viergespann benützte, vertraute ich, statt dieselben um einen elenden Preis zu veräußern, einer patriotischen Dame an, welche sich eben damals in Angelegenheit ihres schwer kompromittirten Schwagers in der Festung befand. Den Rest meiner Habseligkeiten vertheilte ich unter meine Diener.

Bei dem Mangel an Geld — denn es blieben nach dem Abzuge Görgey's kaum 200,000 Gulden, zumeist Szegediner Banknoten, in der Kriegskasse — war ich gezwungen, im Einverständnisse mit dem Civilkommissär Ujházy, um den Truppen ihre Löhnungen auszahlen und die Vertheidigung fortsetzen zu können, sogenannte Kriegskasse-Anweisungen auszugeben. Da dieselben zumeist in den Händen des durch den Krieg ohnehin verarmten Mittelstandes sich befanden, so hielt ich es für meine Pflicht, darauf zu bestehen, daß diesen von der Garnison eingegangenen Verpflichtungen im Wege des Austausches gegen österreichische Banknoten Genüge gethan werde. Man entsprach dieser Forderung und nahm sie in die Kapitulationsbedingungen auf. Mehrere Komités wurden mit der Ausführung der Auswechslung betraut und nachdem auch dies vollendet, die einmonatliche Gage den *Offizieren*, die zehntägige Löhnung der Mannschaft ausgezahlt

war, kam Leo Holländer, der General-Intendant, mit der Meldung zu mir, daß er noch über einen ansehnlichen Geldbetrag verfüge, über dessen Verwendung er meinen Auftrag sich erbitte. Ich befahl ihm, den Rest bis auf den letzten Heller bei der Stadtbehörde zu deponiren zur Bedeckung eventueller Reklamationen oder, wenn es deren keine mehr geben sollte, zur Vertheilung unter die Armen.

Wenn ich all diese Details hier anführe, so geschieht es hauptsächlich aus dem Grunde, weil auch ich, so wie Kossuth, nach der Uebergabe von Komorn den niederträchtigsten Angriffen ausgesetzt war und man behauptet hatte, ich sei mit Schätzen in das Ausland gezogen. Kossuth hatte nichts und auch ich nichts, als wir das Land verlassen mußten. Und zur Ehre Ungarn's sei es gesagt, daß von der ganzen Emigration Niemand etwas besaß, da Jeder nur an das Land und sein Unglück dachte und Keiner Zeit hatte, an sich selbst zu denken.

Am 5. Oktober endlich, nachdem auch die letzte Abtheilung ungarischer Truppen Komorn verlassen hatte, bestieg ich ein Dampfschiff, um mich nach Preßburg zu begeben. Ich langte am nächstfolgenden Morgen daselbst an und nahm im Hotel „zum grünen Baum" mein Absteigquartier.

Mein Aufenthalt in Preßburg war für mich eine wahre Seelenpein. Jeden Tag zogen zahlreiche Honvéds, von österreichischen Truppen eskortirt, an meinen Fenstern vorüber, um, ohne Rücksicht auf ihre frühere Charge, als Gemeine in deutsche, galizische oder böhmische Regimenter eingereiht zu werden. Ich sah unter ihnen Viele, die unter mir gedient hatten, vor wenigen Monaten noch stolz das Haupt trugen und nun gesenkten Blickes, gedemüthigt und muthlos sich traurig dahinschleppten. Die Meisten waren von der Görgey'schen Armee, ein Theil auch von den Armeecorps, die bei Temesvár geschlagen wurden.

Der Hauptschlag sollte mich jedoch erst sechs Tage nach meiner Ankunft in Preßburg treffen. An diesem Tage brachte mir, wie gewöhnlich, Leopold Schaleck, mein späterer treuer Diener und Begleiter im Auslande, damals Zimmerkellner im Hotel „zum grünen Baum", mein Frühstück und mit diesem ein Zei-

tungsblatt, auf dessen erster Seite ich mit großen Lettern die inhaltsschweren Worte las: Kriegsgerichtliches Urtheil. Die lange Reihe von Namen, welche unter diesem Urtheil standen, ließ mich ahnen, daß es sich hier um das Loos meiner Freunde handle; ich glaubte jedoch, daß das Urtheil zwar ausgesprochen, jedoch nicht vollführt und im Gnadenwege zu einer milden Strafe umgeändert worden sei. Erst als ich, am Schluß der Liste angelangt, die Bestätigung und Vollstreckung des Urtheils und den am 6. Oktober erfolgten Märtyrertod Ludwig Batthyány's und meiner besten, edelsten Freunde, der dreizehn Generäle, las, da entfiel das Blatt meinen Händen und ich empfand den tiefsten Schmerz, der mich je im Leben übermannte, und den zu vergessen ich auch heute nicht im Stande bin. Das also war die Erfüllung der Versprechungen, welche man mir zu wiederholten Malen gab, das die Milde und Gnade, welche man mir für meine Kameraden in Aussicht stellte; deshalb ließ man die Unglücklichen aus ihren Gefängnissen Briefe an mich richten, in welchen sie mir die Fortsetzung der Vertheidigung zum Vorwurfe machten, da diese nur dazu geeignet wäre, ihr Schicksal noch unglücklicher zu gestalten! Lug und Trug wurden angewendet, um ihren Tod zu beschleunigen. Die Schwarzenberg's und Haynau's wollten diesmal an Grausamkeit die Russen selbst übertreffen, Ungarn sollte ein für allemal zu Boden geschmettert werden und seine besten, edelsten Söhne ihre Liebe zum Vaterlande mit dem Tode büßen.

Wie dies gelungen und welche Früchte eine so wahnwitzige Politik getragen, bezeugen die darauf folgenden zwei Decennien. Mögen sie traurige Momente in der Geschichte Ungarn's sein, vorübergehend waren sie.

Ich wende mich zu den heiligen Festen, verbleibe mich in mein Zimmer und beginne darüber nachzudenken, welchen Entschluß ich fassen solle zu meinem armen Vaterlande auch in der Folge meine Dienste anbieten zu können. Da kam ich auf den Gedanken, mich den Männern anzuschließen, welche, in derselben Lage wie ich, in Frankreich, England und der Schweiz für ihre unterdrückten Völker das Wort führten, für welchen meinen

unter ihren Landsleuten die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nährten, und das heilige Feuer, ohne welches es keine Auferstehung giebt, zu erhalten bestrebt waren. Ich gab mein ursprüngliches Projekt, mich mit Ujházy und meinen andern Freunden nach Amerika zu begeben, auf, und entschloß mich, meinen ersten Aufenthalt im Auslande und zwar in London zu nehmen.

Man ist in Ungarn stolz darauf, die Rechte des Landes und seine politische Selbstständigkeit ohne Blutvergießen wieder erlangt zu haben. Aber die Wege, welche hiezu führten, wer hätte sie vor 36 Jahren erspähen können?

Wer hat, als die Presse in Ungarn schweigen mußte, die Sache Ungarn's in Schrift und Wort und durch bewaffnete Demonstrationen immer und immer wieder von Neuem der Welt in Erinnerung gebracht? Es war dies das Wirken der Emigration gewesen, das Wirken derjenigen Männer, von denen ein großer Theil ihr Grab in fremder Erde gefunden und die noch Lebenden längst vergessen sind. Wenn die stolze, selbstbewußte Haltung Ungarn's zur Zeit seiner schweren Prüfungen die Welt mit Achtung und Sympathie erfüllte, so muß man auch der ungarischen Emigration die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, ihrer Aufgabe entsprechend, den ungarischen Namen stets rein zu erhalten und gegen Angriffe siegreich zu vertheidigen wußte.

Am 12. Oktober brachte man mir vom Platzkommando meinen Reisepaß und am darauf folgenden Tage verließ ich Preßburg, um mich über Berlin nach Hamburg zu begeben.

Zweites Kapitel.

Die ungarischen Frauen im Jahre 1849. — Breslau. — Berlin. — Abreise nach London. — Die ungarischen Flüchtlinge in der Türkei.

Die Männer hatten ihre Pflicht gethan, das Schiff lag zerschellt am Strande; es kam die Reihe an die Frauen. Die Frauen Ungarn's, die zu jeder Zeit ihre glühende Vaterlandsliebe und treue Anhänglichkeit zur Sache bekundet hatten, weihten sich nun nach dem Eintritte der Katastrophe mit doppeltem Eifer ihrer edlen Aufgabe, die darin bestand, Hülfe zu bringen, wo Hülfe noch möglich war. Vor Allem strebten sie dahin, den in allen Theilen des Landes zerstreuten, gleich wilden Thieren gehetzten Patrioten die Mittel zur Flucht in's Ausland zu verschaffen. Viele der Verfolgten mußten sich Monate hindurch, bis sich die Wuth der Verfolger etwas gelegt hatte, in Scheunen, auf Heuböden, in ganz abgelegenen Csárden, ja, manchmal selbst im Schilfe verbergen, bis endlich Gelegenheit gefunden wurde, sie in der einen oder andern Weise in Sicherheit zu bringen. Ueber das, was während dieser Schreckenszeit die Frauen geleistet, über die zahlreichen Beweise edelster Selbstaufopferung würden sich Bände schreiben lassen, voll des spannendsten Interesses und geeignet, den Charakter der ungarischen Frauen für immer zu verherrlichen. Während die Einen ihre Schützlinge nach Wien brachten, wo die Gefahr minder groß für sie war, als in Ungarn, schafften die Andern dieselben nach Galizien. Die meisten dieser Rettungsengel aber wußten sich Pässe in's Ausland zu verschaffen und konnten so die Patrioten, welche sich ihnen anvertraut, als Diener oder Kutscher verkleidet, auf sicheren Wegen nach dem Auslande bringen. Von den auf solche Weise Geretteten erwähne ich in erster Reihe Paul Almássy, den gewesenen Präsidenten des ungarischen Reichstages, unter dessen Vorsitz am 14. April der feierliche Akt der Unabhängigkeitserklärung stattgefunden.

Paul Almássy kam zu mir, als ich nach dem glücklichen

Ausfall vom 3. August mein Hauptquartier noch in Raab hatte. Er theilte mir mit, daß er sich in Pest verspätet habe und nicht mehr nach Szegedin gelangen konnte. Bei den eingelangten Nachrichten über die unglücklichen Kämpfe vor Szegedin und Szöreg und angesichts der mehr als wahrscheinlichen Niederlage unserer Südarmee, blieb ihm kein anderer Ausweg übrig, als zu flüchten, wenn er, als früherer Reichstagspräsident, sich nicht einem sicheren Tode preisgeben wolle. Ich forderte ihn auf, bei mir zu bleiben, ihm versichernd, daß Niemandem von meiner Umgebung ein Haar gekrümmt werden solle.

Almássy zog es vor, nicht zu bleiben, sondern mit seiner Schwester, der Gräfin Z., als Diener verkleidet nach Mähren zu reisen. Ich ließ ihn die Vorposten passiren und es gelang ihm, sich zu retten.

Auf einer Station zwischen Brünn und Oberberg traf ich zwei Monate später in ähnlicher Verkleidung einen andern meiner Freunde. Ich saß mit einem österreichischen Kavallerieoffizier, welcher mir beigegeben war, um mich bis an die österreichische Grenze zu geleiten, an einem vereinzelten Tische, wo wir das Frühstück einnahmen. Mein Begleiter mußte auf einige Augenblicke den Saal verlassen. Wir waren kaum allein, da trat eine elegant gekleidete Dame auf mich zu, die heftig nach meiner Hand griff und mir in's Ohr flüsterte: „Um Gottes Willen, verändern Sie keine Miene, geben Sie kein Zeichen, daß Sie ihn erkannt haben, sonst ist er verloren." Ich fragte erstaunt, um wen es sich handle? Sie wies auf einen neben ihr stehenden Mann hin und sprach: „Er ist mein Diener, wir sehen uns in Breslau wieder." Die Verkleidung war diesmal eine vollkommene. Ich sah einen ziemlich gemein aussehenden Menschen, der, als sich die Dame wieder gesetzt hatte, als treuer Johann ihr die Speise servirte. Das Gesicht desselben, von einem struppigen Bart umrahmt, war mehr als verwahrlost und was mich besonders täuschte, war die rothe Stirne und die kupferige Nase. Es kostete mich Mühe, den Inhaber dieser Larve zu entdecken, bis ich endlich in dem angeblichen Diener den Csámader Bischof und Kultusminister Horváth erkannte. Natürlich gab er kein

Zeichen. Bald darauf kam mein Begleiter, die Lokomotive pfiff und wir setzten sämmtlich unbehelligt unsere Reise weiter fort.

Als wir die Grenze überschritten hatten und jede Gefahr beseitigt schien, näherte ich mich der Baronin P., so hieß die Dame, und bat dieselbe, sie möge in Breslau mit ihrem Diener in demselben Hotel absteigen, wo auch ich mir meine Wohnung bestellt habe. Sie sagte es mir zu; es sollte aber anders kommen, und wir sahen uns nicht mehr. Als ich an demselben Abend in Breslau ankam, fand ich eine große Volksversammlung vor dem Bahnhofe versammelt, die mich unter fortwährenden Hurrahrufen bis zum Gasthofe begleitete. Ich hatte noch kaum von meinem Zimmer Besitz genommen, als sich bereits eine Deputation des Breslauer demokratischen Vereins bei mir anmelden ließ, um sich die Erlaubniß zu erbitten, mir als Zeichen ihrer Sympathie von dem Männerchor des Vereins ein Ständchen bringen lassen zu dürfen. Ich verwahrte mich gegen so viel Auszeichnung, unsere Unterredung war jedoch noch nicht zu Ende, als auch schon unter meinen Fenstern ein kräftiger, schöner Männerchor erklang.

Die Wogen der 1848—1849er Bestrebungen in Deutschland hatten sich damals noch nicht ganz gelegt, die Freiheitskämpfe der Völker unter denselben eine Solidarität der Gefühle erzeugt, die wohl nie mehr wiederkehren wird.

Jedes Volk litt mit dem anderen; die Erfolge des einen gereichten zur Genugthuung und zur Freude aller. Wir waren die Letzten, die auf dem Kontinente die Fahne der Freiheit hoch hielten, und ich persönlich von den Letzten der Letzte, der sie vertheidigte. Kein Wunder, daß die Demokraten in Breslau mir den herzlichsten Empfang bereiteten, aber ebenso unangenehm mußte diese Demonstration den preußischen Behörden werden.

Das Solidaritätsgefühl der Völker hatte dasselbe Gefühl auch bei den Regierungen hervorgebracht. Kaum war das letzte Lied verklungen, als auch schon ein Polizeikommissär eintrat und mich zur Fortsetzung meiner Reise mit dem nächsten Zuge auf das Höflichste zwar, aber auf das Bestimmteste einlud. Baronin P. hatte Recht gehabt, mit Bischof Horváth sich nicht in demselben Hotel einzulogiren. Da Bischof Horváth mit keinem Reise-

passe versehen war, so würde er sehr wahrscheinlich, wenn erkannt, den Oesterreichern ausgeliefert worden sein.

Man hatte in Berlin Kenntniß genommen von dem, was in Breslau vorgefallen war, und sogleich Anstalten genommen, damit ähnliche Demonstrationen nicht auch in der Hauptstadt vorfallen mögen.

Von Breslau kommend, war der Zug, auf welchem ich mich befand, noch kaum in den Berliner Bahnhof eingefahren, als auch schon unter den Schutzmännern und Polizeibeamten daselbst eine Bewegung stattfand, die natürlich nur mir gelten konnte.

Man verzögerte das Aussteigen der Passagiere, bis man mich erkannt hatte.

Da trat ein Polizeibeamter an mein Wagenfester, frug mich um Paß und Namen und richtete die Aufforderung an mich, ihm folgen zu wollen, da er den Auftrag habe, mich zu dem Polizeipräsidenten Herrn von Hinkeldey zu begleiten; für die Wegschaffung meiner Effekten und ein sehr anständiges Hotel sei bereits gesorgt worden. Ein Wagen stand bereit. Auf dem Bocke nahm ein Schutzmann, im Innern des Wagens an meiner Seite der früher erwähnte Beamte Platz. Wir fuhren in's Polizeipräsidium, wo man mich in einen großen Saal führte und bat, mittlerweile Platz zu nehmen: der Polizeipräsident sei noch bei Sr. Majestät zum Vortrage, würde jedoch sehr bald erscheinen.

In der That trat einige Minuten später Herr von Hinkeldey in den Saal. Er kam mir entgegen, reichte mir freundlichst die Hand und entschuldigte sich vielmals über den nichts weniger als gastfreundlichen Empfang, welchen er mir in Berlin zu Theil werden ließ. Es gäbe der turbulenten Elemente in Berlin mehr wie anderwärts und wenn er nicht seine Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte, so würde man die lärmendsten Gassendemonstrationen und Exzesse zu beklagen haben. Er drückte mir die Sympathie aus, welche man in Preußen für unsere nationale Sache empfinde; denn auch Preußen sei ein nationaler Staat und ebenso empfänglich wie wir für alle edleren Aspirationen, die sich daran knüpfen. Er wisse, daß wir keine Revolution gemacht und daß

wir blos unser altes, angestammtes Recht vertheidigt hätten, daher komme es auch weder ihm, noch dem König in den Sinn, uns mit den Ruhestörern in Deutschland, mit den Sozialisten und Kommunisten zu verwechseln; endlich wie glücklich er sich fühlen würde, meinen Aufenhalt in Berlin mir so angenehm als möglich zu gestalten; daß jedoch die Verhältnisse ihn dazu zwängen, mich auf das Dringendste bitten zu müssen, schon mit dem nächsten Morgenzuge Berlin wieder zu verlassen.

Herr von Hinkeldey war ein Mann von vierzig Jahren, von untersetzter Gestalt und sehr sympathischen Gesichtszügen; er trug eine goldene Brille, durch die er mich stets fixirte, wahrscheinlich um den Eindruck wahrzunehmen, welchen seine Worte auf mich hervorbrachten. Als er, am Schlusse seiner langen Rede angelangt, nochmals meine beiden Hände ergreifend, mich bat, ihm die Ausführung einer so peinlichen Berufspflicht ja nicht übel zu nehmen, da frug ich ihn trocken, ob es denn gar so kläglich um die Sicherheitszustände in Berlin aussehe und er mir selbst einen Aufenhalt von 24 Stunden nicht gewähren könne? Leider nein, war seine Antwort; Sie müssen fort, wir werden uns unter günstigeren Umständen wiedersehen. In der That kam ich siebzehn Jahre später wieder nach Berlin. Ein Oberst erwartete mich diesmal und führte mich in's Ministerium des Aeußern. Ich war einer Einladung des Grafen Bismarck gefolgt und bin seitdem nicht mehr ausgewiesen worden. „Tempora mutantur," die Zeiten hatten sich geändert, Herr von Hinkeldey war nicht mehr unter den Lebenden. Er war als ein Opfer seines übergroßen Pflichteifers gefallen im ritterlichen Kampfe um seine Ehre. Ich fühlte mich durch die Art und Weise, wie ich auf dem Bahnhofe aufgegriffen und zu Hinkeldey gebracht wurde, tief verletzt, und war dieses Vorgehen nicht geeignet meine Achtung für die damalige preußische Regierung besonders zu erhöhen. Man war seit Friedrich's des Großen Zeiten in Preußen stets sehr empfindlich gewesen für Soldatenehre. Ich war Soldat und kam mit einem regelrechten Passe versehen nach Berlin. Man hätte sich nur selbst geehrt, wenn man mir gegenüber rücksichtsvoller vorgegangen wäre. Der reaktionäre Druck, welcher da-

mals auf Europa lag, hatte aber für einige Zeit selbst in Preußen jedes ritterliche Gefühl erstickt. Ich sah, daß jeder weitere Wortwechsel mit Hinkeldey unnöthig war, empfahl mich ihm, bestieg meinen Wagen und begab mich in die für mich bereitgehaltene Hotelwohnung.

Das Hotel, in welchem man für mich die Wohnung nahm, lag in einem abgelegenen Stadttheile. Derselbe Beamte, welcher mich zu Hinkeldey gebracht hatte, führte mich auch in's Hotel, wo es außer mir keinen zweiten Passagier mehr gab.

Die beiden Straßenenden waren von Konstablern besetzt und jeder Empfang mir verwehrt. Ich sah mich als Gefangenen in einem Staate, dem ich „nie" etwas zu leid gethan, dessen Politik stets eine Ungarn freundliche gewesen und dessen Regenten sich so oft in der Vergangenheit als kräftige Stütze ungarischer Religionsfreiheiten bewährt hatten. Ich war Gefangener in Preußen, ein Gedanke, der mich umsomehr niederschlug, als er mir den Maßstab lieferte, bis zu welchem Umfange die Alles zertretende Reaktion in Europa bereits gediehen war. Es war dies ein schlechtes Vorzeichen für die Zukunft! Am darauf folgenden Morgen holte mein Polizeibeamter mich in aller Frühe ab, um mich zum Bahnhofe zu begleiten. Als der Zug sich in Bewegung setzte, empfahl er sich höflichst und ich dankte ihm für seine ganz besondere Dienstfertigkeit. Nach einer langweiligen Fahrt durch die Ebenen Norddeutschland's konnte ich endlich gegen Abend meinen Fuß wieder auf freien Boden setzen. Ich war in Hamburg angekommen.

Keine Konstabler, keine Polizeibeamten erwarteten mich hier, sondern Tausende von Menschen, ein freies Volk, das, von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt, mich mit Jubel willkommen hieß. Es war, als hätte man einen Stein von meiner Brust gewälzt. Ich fühlte mich frei inmitten von freien Menschen, kein Kettengerassel, kein Hochgericht, keine Schergen mehr; — welch' ein Hochgefühl, aus verpesteter Atmosphäre wieder in eine bessere, reinere, frischere Luft zu gerathen!

Die meisten meiner Komorner Freunde, welche die Aus-

wanderung dem Verbleiben im Lande vorgezogen, hatten mir das Rendezvous in Hamburg gegeben.

Hier wollten wir uns vereinen und dann zur See die Reise nach London fortsetzen. — Mein Aufenthalt währte länger hier, als ich es gewollt. Meine Freunde trafen nur langsam ein und während dieser Zeit hatte ich so viele Einladungen anzunehmen, an so vielen Banketten und Festlichkeiten theilzunehmen, daß bei der Seelenstimmung, in der ich mich befand, ich am Ende es für gut fand, mich krank zu stellen.

Der lärmendste Abend war eine große Festvorstellung im Theater. Man gab „Don Juan". Alle Räume des Hauses waren überfüllt. Ich wurde bei meinem Eintritt enthusiastisch begrüßt — und als es zur Arie kam „Hoch soll die Freiheit leben" und der Sänger in den Text meinen Namen flocht, da war der Jubel grenzenlos. Es galt nicht mir, sondern der Sache, welche ich vertrat, der Liebe zur Freiheit, die trotz Verfolgungen, Kerker und Henker in den deutschen Herzen noch nicht erstorben war. Der widrige Eindruck, welchen ich in Berlin empfing, war verwischt und meine Hoffnungen lebten wieder auf. Endlich waren wir Alle beisammen, auch der alte, noch immer feurige Ladislaus Ujházy, in dem wir sämmtlich unseren Führer und Vater verehrten. Der Aufenthalt in Hamburg konnte nicht verlängert werden, wenn wir nicht in Widerspruch mit unseren sehr beschränkten Ressourcen gerathen sollten. Wir nahmen somit Abschied von unseren Hamburger Freunden, bestiegen einen englischen Dampfer und fuhren nach London ab, wo wir nach einer ziemlich stürmischen Ueberfahrt in der Themse am dritten Tage Anker warfen. In London gab es zu jener Zeit nicht mehr als drei ungarische Emigranten: Franz Pulszky, Joseph Orosz und August Wimmer. Pulszky war schon während des Krieges unser Vertreter daselbst gewesen; er hatte sich alle Mühe gegeben, die englische Regierung günstig für uns zu stimmen, jedoch vergeblich. Es gelang ihm dies ebenso wenig, wie es Ladislaus Teleky gelang, seine Mission in Paris durchzuführen. Dagegen setzte er es durch, daß Palmerston in der Flüchtlingsfrage energisch eingriff. — Und dieser eine Erfolg war wichtig genug. Ohne die Intervention

Palmerston's würde die hohe Pforte sehr wahrscheinlich dem gemeinschaftlichen Drucke Oesterreich's und Rußland's nachgegeben und die Flüchtlinge ausgeliefert haben. Es befanden sich im September 1849 nahe an 5000 Ungarn auf türkischem Boden, worunter die hervorragendsten Persönlichkeiten, mit Kossuth an der Spitze. Die Lage der Pforte wurde mit jedem Tage bedrängter, und schon war es dahin gekommen, daß der Großvezir keinen andern Ausweg mehr sah, als die Flüchtlinge aufzufordern, sie mögen zum Islam übertreten.

Unser damaliger Vertreter in Konstantinopel, Graf Julius Andrássy, ließ diese Aufforderung an Kossuth gelangen, der dieselbe mit Entrüstung zurückwies. Die Dazwischenkunft Palmerston's, die täglich heftiger sich äußernde öffentliche Meinung in England, Frankreich und Amerika brachte die beiden Nordmächte schließlich zur Besinnung und man begnügte sich mit der Internirung der ungarischen Flüchtlinge in Kleinasien. Pulszky und Teleky hatten alle Hebel in Bewegung gesetzt und ihr Möglichstes gethan, um die Gefahr des Renegatenthums von den Häuptern unserer Führer abzulenken. Es gelang ihnen. Sie haben sich damit ein Verdienst um den ungarischen Namen erworben.

Die wenigen Generäle und höheren Offiziere, welche trotz des Beispieles, welches ihnen Kossuth gab, sich verleiten ließen, zum Islam überzutreten, thaten dies weniger aus Furcht vor ihrer Auslieferung an Oesterreich, als vielmehr, um sich eine glänzende Carrière zu sichern, da sie sämmtlich mit ihrem, in der ungarischen Armee innegehabten Range in die türkischen Cadres aufgenommen wurden.

Drittes Kapitel.

London. — Pulszky. — Das Leben in London. — Josef Grosz und sein Schicksal. — Meine ersten Memoiren. — Graf Ladislaus Teleky. — Ausweisung aus Deutschland. — Brief an Haynau. — Mazzini. — Das europäische Revolutions-Comité.

Der erste Eindruck, welchen London auf uns machte, war ein höchst trübseliger. Wir kamen an einem Novembertage an, also in einer Jahreszeit, in welcher gewöhnlich der dichteste Nebel die Straßen und Plätze London's bedeckt. Auf der Fahrt zum Hotel waren wir kaum im Stande, die Umrisse der Häuser zu unterscheiden. Ueberall Koth, Schmutz, hie und da verstellten uns Last- und Kohlenwägen den Weg. Das Hotel selbst lag an einem gänzlich verwahrlosten Square, in dessen Mitte, von einem verfallenen Sockel herab, eine plumpe, gespensterhaft aussehende Reiterstatue auf uns blickte.

In dem Hotel selbst fanden wir keine Spur von dem berühmten englischen Comfort und in den Kaminen kaum so viel Feuer, um uns daran die starren Glieder erwärmen zu können. Da seufzte Mancher von uns auf und gedachte der lieben Heimat und um wie viel behaglicher man sich dort in der letzten Bauernstube fühle. Als jedoch am nächsten Tage einige Sonnenstrahlen sich mit harter Mühe den Weg durch die Wolken brachen und wir uns durch die schöne Regent's Street, den Hydepark und eine Reihe von Palästen entlang, zu Pulszky's Wohnung verfügten, da war der erste Einruck verwischt; wir sahen London in seinem wahren Lichte und bewunderten seine Pracht und Größe.

Pulszky wohnte in einem von dem Centrum der Stadt entlegenen, zwar bescheidenen, aber recht netten Häuschen am Peterboroughplatz. Er und seine liebe Frau empfingen uns auf das Herzlichste. Sie gaben uns sogleich alle Aufschlüsse über die politischen Zustände London's und über Alles, war wir in Ungarn's sowohl wie in unserem persönlichen Interesse daselbst zu erwarten hätten. Es galt vor Allem, einem Theile meiner Reisegefährten

die Illusion zu benehmen, als ob wir in London, in Folge der sympathischen Kundgebungen der Bevölkerung für die ungarische Sache, auch auf deren materielle Unterstützung zu zählen berechtigt wären. Pulszky erklärte uns rund heraus, daß man in England längst entwöhnt sei, den Emigranten irgendwelche Unterstützung zu theil werden zu lassen, man daher auch für die ungarischen sicher nichts thun werde. Es müsse Jeder von uns dahin trachten, für sein Schicksal selbst zu sorgen. Diese Worte Pulszky's wirkten wie kaltes Wasser und hatten zur wohlthätigen Folge, daß, mit Ausnahme von Zweien oder Dreien, die Mehrzahl der Komorner Kapitulanten sich zur sofortigen Weiterreise nach Amerika entschloß.

Ujházy blieb an ihrer Spitze mit der Absicht, jenseits des Ozeans eine große ungarische Kolonie zu gründen. Das Projekt war schön erdacht, gelangte jedoch bei den zahllosen Schwierigkeiten, auf welche es stieß, nie zur Ausführung. Ich selbst entschloß mich, in London zu bleiben. Oberstlieutenant Mednyánszky und Oberst Emerich Szabó thaten dasselbe, und nachdem uns Pulszky erklärte, daß wir in dem übelberüchtigten Hotel, in welchem wir abgestiegen, unter keiner Bedingung verbleiben könnten, mietheten wir uns in einem schöneren Stadttheile eine konvenable Wohnung.

Pulszky war in der englischen Metropole bereits vollständig eingebürgert. Sein umfassendes Wissen, seine Sprachkenntnisse, seine geistreiche Konversation hatten ihm zahlreiche hochgestellte Freunde in der aristokratischen, sowohl wie in der politischen Welt gewonnen, während die Liebenswürdigkeit, Herzensgüte und die bewunderungswürdige Seelenstärke seiner Frau diesen Freundeskreis auch auf die weibliche Gesellschaft auszudehnen wußte.

Pulszky und seiner Frau verdankten wir zum großen Theile jene freundliche Aufnahme, deren wir uns in der englischen Gesellschaft zu erfreuen hatten, welche sonst für fremde Elemente nur schwer zugänglich ist. Wie dies meist der Fall, ernteten sie später als Lohn dafür die gehässigsten Angriffe und Verdächtigungen von Seite Derjenigen, deren Wünschen sie nicht immer entsprechen konnten. Pulszky brachte mich mit der Mehrzahl seiner

Freunde zusammen und so wurde ich mit Lord Dudley Stuart, dem edlen, standhaften Polenfreunde, mit Cobden, dem genialen Vorkämpfer des Freihandels, mit dem späteren Lord-Oberrichter Cockburn, mit vielen Parlamentsmitgliedern, endlich auch mit den Häuptern der französischen und italienischen Emigration, mit Mazzini, Ledru-Rollin und Louis Blanc bekannt. Ich pflegte diese Bekanntschaften sorgfältig, besonders aber die von Richard Cobden, dessen Erscheinung und ganzes Wesen mir unendlich sympathisch war und der mir bis zu seinem Ende ein wahrer, treuer Freund geblieben.

Von den in London bereits früher ansässig gewesenen Ungarn gab es besonders zwei, den alten Pelzwaarenhändler Mayer und den Juwelier Zähnsdorf, die sich mit wahrer Bruderliebe ihrer Landsleute annahmen und in deren Wohnungen wir so manche angenehme Stunde verbrachten.

Pulszky hat in seinem Buche „Meine Zeit und mein Leben" das Emigrantenleben in London ausführlich beschrieben.

Ich will nicht wiederholen, was er in so anziehender Weise seinen Lesern geboten, und ziehe es vor, meines ersten Aufenthaltes in London nur flüchtig zu gedenken. Um so umständlicher werde ich später denjenigen Theil meiner Erlebnisse schildern, der meinen Freunden bisher unbekannt geblieben ist.

In dem Hause, welches wir auf Oxford-Terrace bewohnten, hatte sich auch Joseph Orosz uns beigesellt. Wir hielten gemeinschaftlich Menage und hatten selbst einen Kammerdiener, den braven Leopold Schaleck, der mich in Hamburg einholte und von da mit uns nach London gekommen war. Eines Tages fing es jedoch an, in unserer Wirthschaft zu stocken. Unsere Kasse wurde schwindsüchtig, und wir mußten mit Recht berathen, was zu beginnen, um nicht in die größte Verlegenheit zu gerathen.

Es wurde beschlossen, sich an Pulszky zu wenden, der uns sicher guten Rath zu geben wissen werde. Als ich Pulszky meine Lage mittheilte, gab er mir zur Antwort, daß ich bei so bewandten Umständen keinen andern Ausweg habe, als so rasch als möglich ein Werk zu schreiben. Für meine Memoiren insbesondere würde er mir ein gutes Honorar verbürgen können.

Er werde mit den Verlegern Chapmann und Hall sprechen und mir das Resultat der Unterredung mittheilen.

Ich war nicht wenig verblüfft über diesen Vorschlag und erwiderte Pulszky, daß es mir eine Unmöglichkeit scheine, in so kurzer Zeit, wie sie mir bemessen, ein ernsteres, größeres Werk zu schreiben.

„Du mußt es thun, wenn Du Dich nicht dem Hunger aussetzen willst," war seine Antwort. „Wir werden sehen, wie die Sache am besten und leichtesten durchzuführen sein wird."

In einigen Tagen war das Uebereinkommen abgeschlossen. Ich erhielt sogleich einen Vorschuß von 100 Pfund; weitere 200 Pfund sollten mir nach Vollendung des Manuscriptes ausgezahlt werden, wogegen ich mich verpflichten mußte, zwei Bände, jeden von wenigstens 250 Seiten, zu schreiben und in spätestens zwei Monaten die letzten Bogen des Manuscriptes dem Verleger einzusenden. Wir waren gerettet; nun galt es aber, die eingegangenen Verbindlichkeiten einzulösen, eine nichts weniger als leichte Aufgabe. Ich hatte nur unzureichende Daten bei der Hand und war überdies als Literat ein Neuling, kaum im Stande, einen längeren Zeitungsartikel zu schreiben. Da kam mir Orosz zu Hülfe. Derselbe war seinerzeit in Ungarn Redakteur des „Hirnök" gewesen, gab später in Preßburg eine deutsche Zeitung heraus, hatte mehrere Bücher, unter anderen die „Terra incognita" veröffentlicht, war somit ein alter Federheld, der am besten wußte, wie man in solchen Fällen sich aus der Klemme ziehen könne. Wir kamen überein, daß ich mich auf's Land zu einem meiner Freunde begebe, um dort wenigstens zehn bis zwölf Stunden des Tages ungestört arbeiten zu können. Ich müsse ihm täglich per Post meine Arbeit einsenden, die er dann durchsehen und sogleich dem englischen Uebersetzer übergeben werde.

Und so geschah es. Der englische Uebersetzer, ein Herr von Wenkstern, Mitarbeiter der „Times", entledigte sich in gewisserhafter Weise seiner Aufgabe, bis ich endlich nach sechswöchentlicher Arbeit erschöpft am Ende meines Latein angelangt war. Ich hatte so ziemlich Alles, was mir an Erinnerungen in meinem Kopfe geblieben, auf's Papier gebracht und es fehlten mir noch

immer bis zum Abschluß des zweiten Bandes über hundert Seiten. Glücklicherweise fanden wir einen Ausweg. In der Bibliothek des British Museum waren alle ungarischen Krönungsdiplome und zahllose andere, auf die Geschichte Ungarn's bezughabende Dokumente zu finden. Von diesen wurden so viele kopirt und als „pièces justificatives“ dem Werke beigefügt, bis damit die noch fehlenden hundert Seiten ausgefüllt waren. So entstanden meine ersten Memoiren.

Mein Buch wurde von dem englischen Publikum mit großem Beifalle aufgenommen und es gelang mir, einen Verleger auch für die deutsche Uebersetzung zu finden; es war dies Otto Wigand in Leipzig. Von dem Honorar, welches ich für mein Buch erhielt, gab ich einen Theil an Orosz ab, der dieser Hülfe besonders bedurfte, da er ein alter Mann war und nur wenig Aussicht auf bessere Tage hatte. Orosz war überdies die bête noire seiner Landsleute geworden, weil er es gewagt, Kossuth's Widdiner Brief, welchen er beauftragt war, in deutscher Uebersetzung zu veröffentlichen, mit einigen selbsteigenen Erläuterungen zu versehen. Der alte Herr hätte freilich besser gethan, seinem publizistischen Drange zu widerstehen, ihn aber deshalb zum Verräther stempeln zu wollen, war meiner Ansicht nach eine Ungerechtigkeit. Ich nahm ihn unter meinen Schutz, ich fühlte Mitleid mit ihm. Die Folge hat gezeigt, daß nicht seine Verfolger, wohl aber ich recht gehabt, denn als er ein Jahr später des Lebens überdrüssig, sich eine Kugel durch den Kopf jagte, versäumte er es nicht, mir vorher noch einen rührenden Brief zu schreiben, in welchem er, seinen patriotischen Gefühlen Ausdruck gebend, mich dringendst bat, sein Andenken gegen Verunglimpfungen zu schützen, welchen er sicher auch nach seinem Tode ausgesetzt bleiben würde.*)

*) Dieser Brief lautete:

„Am 2. Januar, Nachmittags.

Wenn Du dieses Blatt in Händen hältst, so hat Dein armer Freund bereits seine Leiden überstanden. Ich werfe diesen Brief auf dem Wege zum Bahnhof in den Briefkasten und fahre sogleich nach Versailles, da ich dadurch manchem Aufsehen und Zeitungsgerede zu entgehen hoffe. Ich führe in meiner *Brieftasche einen* Zettel, worin ich die Behörde von D. bitte, einen armen

Das Leben der politischen Flüchtlinge aller Zeiten war und wird stets dasselbe bleiben. Niemand hat es so treu und wahr geschildert, als Macaulay in seiner Geschichte England's, wo er von dem Leben der Verbannten in Holland, von ihren Hoffnungen, Plänen, Zerwürfnissen und ihren Verschwörungen gegen Jakob II. spricht. Der größte Fluch aber aller Emigrationen ist die fortwährende Furcht vor Verrath und die damit Hand in Hand gehenden gegenseitigen Verdächtigungen. Die ungarische Emigration war unstreitig von allen Emigrationen, welche nach den Ereignissen von 48 und 49 auf fremdem Boden Zuflucht suchten, diejenige, die durch ihr Auftreten, ihre Haltung und angesichts der geringen Anzahl ihrer Mitglieder den verhältnißmäßig größten Einfluß in den maßgebenden Kreisen sich zu sichern wußte. Kossuth hatte in England und Amerika die ganze anglo-sächsische Bevölkerung zur Bewunderung und zu den höchsten Sympathie-Aeußerungen für unsere Sache hingerissen. In Italien bluteten die Ungarn

---

Fremden geräuschlos zu begraben und keine Nachforschungen anzustellen, da mit der Zeit ohnehin Jemand kommen werde, meine Identität zu bezeugen und ein Zeugniß meines Todes zu verlangen. Letzteres ist wegen meiner Angehörigen nothwendig, an die es unser Wimmer gelangen lassen wird. Ihm schrieb ich Vieles über meine persönlichen Beziehungen und bat ihn, Dir seinerzeit eine Abschrift davon zukommen zu lassen. Beherzige, theurer Freund, Alles, was ich darin sage, und handle wo möglich darnach. Du bist zu edel, um hierin eine leichtsinnige Nichtbeachtung befürchten zu lassen.

Solltest Du bei Empfang dieses Briefes noch nicht in den Besitz jenes kleinen Cartons sein, den ich wohlversiegelt unter Deiner Adresse am Bureau des Lesekabinets abgeben werde, so trachte ehestens in seinen Besitz zu gelangen, da er nebst manchem Beachtenswerthen eine dringende Bitte enthält, um deren Erfüllung ich Dich auch hiermit zutrauensvoll ersuche.

Vor allem beschwöre ich Dich, mein Ende so lange als möglich vor der Emigration geheim zu halten. Höchstens den Baron Mednyánszky ziehe in's Vertrauen, der vielleicht auch die Freundschaft haben wird, zu Versailles meine Identität mittelst der im Carton befindlichen Fragmente zu bezeugen und das Todtenzeugniß zu erwirken. Meine Menschenkenntniß müßte hart am Endpunkte des Lebens Schiffbruch leiden, wenn ich mich in der Voraussetzung seines Edelmuthes täuschte.

Er wird mir gewiß diese christliche Liebe erweisen und nehme dafür den Dank und Segen eines dahingegangenen unglücklichen Freundes und Landsmannes. Außer ihm aber lasse vor der Hand Niemanden davon wissen, denn der Gedanke ist mir schrecklich, daß meine Angehörigen früher aus den Zeitungen mein Ende erführen, als ich es ihnen durch unsern Wimmer kund-

für Italien's Freiheit, um damit die Bestrebungen der beiden Völker zu einem Ganzen zu verschmelzen.

Unsere diplomatischen Verbindungen mit Frankreich, der Türkei, später mit Preußen brachten uns in Verbindung mit den größten Staatsmännern unserer Zeit; und trotz alledem nagte der Wurm gegenseitigen Mißtrauens auch in unsern Reihen. Wurde irgend Einer von unseren Schicksalsgefährten verdächtigt, so war es um ihn geschehen. Er sah sich ausgeschlossen aus unserer Gesellschaft. Ja selbst Graf Ladislaus Teleky, trotz seiner edlen, großen Eigenschaften, war nicht frei von diesem Hange zu Verdächtigungen, welche er oft bis an die äußerste Grenze trieb.

Als ich ihm den Brief des unglücklichen Orosz, an demselben Tage, wo ich ihn erhielt, vorzeigte, meinte er lachend, daß Orosz damit seinen Rückzug beschönigen wollte und wahrscheinlich durchgegangen sei. Wir würden demnächst von ihm Neues aus Wien vernehmen. Am nächsten Tage wurde die Leiche des Un-

---

gebe. Es ist besser, es gehen derlei Neuigkeiten unbestimmte on dits voraus und hier würde namentlich Cs . . . . . mich nach seiner Weise ausstaffiren. Auch muß sich Wimmer erst die nöthigen politischen Belege von meiner Frau verschaffen, um mich vertheidigen zu können, wenn Schandbuben mein öffentliches Leben und Wirken anzutasten wagen sollten.

Dein gestern mir bewiesener Edelmuth hat mich bis in das Innerste erschüttert. Dank, theurer Freund, für diese hochherzige Aufopferung, aber ich kann sie nicht annehmen. Es wären nur schmerzliche Opfer für Dich, ohne mir nachhaltig zu helfen, und ich habe mir bei der zweiten Rettung den Eid geleistet, bei einem Rückfall in das schon habituelle Unglück nie mehr einer andern als einer soliden Rettung Gehör zu geben. Derlei wiederholte Agonisationen müßten mich am Ende auch noch moralisch aufreiben. Uebrigens kannst Du für Deinen dahingegangenen Freund noch Manches thun, worüber ich Dir in dem im Carton befindlichen Briefe schreibe. Als Cäsar im Senat bereits die tödtlichen Wunden erhalten hatte, zog er die Toga empor, ut honeste caderet. Trachte meinen Fall so viel als möglich anständig zu . . . und empfange dafür den bis über das Grab reichenden Dank Deines O.

Grüße mir alle wahren Freunde und denke zuweilen freundlich Deines treuen und dankbaren Freundes Orosz.

Sobald ich in Versailles ankomme, suche ich mir einen abgelegenen Platz, womöglich im Park, aus, und werde die That rasch vollführen. Es wäre daher ganz zwecklos, einen Versuch des Hintertreibens zu machen, da ich den Brief dergestalt aufgebe, daß ich nicht mehr am Leben bin, wenn er in Deine *Hände kommt.*"

glücklichen, unter einem Baume liegend, in Versailles gefunden. Teleky, als er hievon Kenntniß erhielt, wurde nachsinnend, schweigsam, und von diesem Tage an hörte ich ihn niemals mehr gegen irgend Jemanden den Verdacht des Verrathes vorbringen.

Nachdem ich mit Otto Wigand über die deutsche Ausgabe meiner Memoiren einig geworden, wollte ich mich selbst nach Leipzig verfügen, um daselbst den Druck, besonders der ungarischen Namen wegen, zu überwachen. — Ich nahm Orosz mit mir. Wir begaben uns nach Ostende und von dort weiter über Brüssel nach Köln. Von hier wollten wir den direkten Zug nach Leipzig nehmen, rechneten aber ohne die preußische Polizei.

In Düsseldorf angekommen, wurden wir verhaftet und nur durch Vermittlung einiger angesehener Düsseldorfer Bürger, die für uns haften mußten, in Freiheit gesetzt. Es dauerte zwei Tage, bis man auf die Anfrage, welche man von Düsseldorf nach Berlin richtete, von hoher Stelle die Weisung erhielt, man möge uns bedeuten, Deutschland alsogleich, und zwar auf demselben Wege, auf dem wir gekommen, zu verlassen und nach Belgien zurückzukehren; man müßte sonst Gewaltmaßregeln gegen uns gebrauchen, die für die preußische Regierung nicht minder unangenehm wie für uns selbst sein würden. Ich hatte die zwei Tage meines gezwungenen Aufenthalts in Düsseldorf im Hause des Bankiers Heinrich Scheuer in der angenehmsten Gesellschaft und sehr heiter zugebracht und bedauerte nur, daß meine Haft nicht länger währte.

Trotzdem hatte ich genug von derlei Erfahrungen und so entschloß ich mich, nach Ordnung meiner Angelegenheiten in London meinen bleibenden Aufenthalt in der Schweiz zu nehmen. Nach London zurückgekehrt, erhielt ich die höchst peinliche Nachricht von dem Bruche der Komorner Kapitulation, dessen sich Haynau, der Gouverneur von Ungarn, schuldig machte. Das Schicksal meiner Kameraden legte mir die Pflicht auf, den blutdürstigen Bedrücker Ungarn's an seine eingegangenen Verpflichtungen zu mahnen und den folgenden offenen Brief an ihn zu richten:

„An den K. Oesterr. F.-Z.-M., Civil- und Militär-Gouverneur
„des Königreiches Ungarn, Freiherrn v. Haynau in Pest.

„Die Klagen, die in Hinsicht des Bruches der Komorner „Kapitulation täglich lauter werden, nöthigen mich, gegen„wärtiges Schreiben an Ew. Exzellenz zu richten, der Sie als „alter ego des Kaisers, Ihres Herrn, die Unverletzlichkeit des„selben mit Wort und Schrift verbürgt haben.

„Sie und alle österreichischen Generäle, die vor Komorn „gestanden sind, wissen es genau, welcher Beweggrund es „vorzüglich war, der die sieggewohnte Besatzung der Festung „zur Kapitulation bestimmte. — Die österreichischen Parla„mentäre hatten fortwährend versichert, daß der Kaiser, dem „angebornen Triebe seines Herzens gemäß, gleich nach Ueber„gabe der Festung an unseren Landsleuten und denjenigen „eingekerkerten Waffenbrüdern, die sich der Großmuth des „Siegers mit Vertrauen und unbedingt ergeben hatten, Gnade „und Milde üben werde.

„Als Beweis dafür wurde angeführt, daß der Kaiser seinen „ersten General-Adjutanten, Grafen Grünne, eigens nach Arad „gesandt habe, um die schon gesprochenen Todesurtheile zu „sistiren; die Besatzung von Komorn glaubte nun, daß durch „die Kapitulation der Festung nicht nur dem Lande der Friede „wiedergegeben würde, sondern auch in Folge derselben der Aus„nahmszustand aufhören und die Thore der Gefängnisse sich „öffnen werden. Niemand ahnte, daß die Kapitulation nur „darum so rasch durch Ew. Exzellenz betrieben wurde, damit „die längst beschlossenen Bluturtheile der dem Tode geweihten „Patrioten ungestraft und ungerächt vollzogen werden können.

„Ueber diese Handlungen schweige ich, die öffentliche „Meinung spricht laut genug und die Geschichte wird „entscheiden, inwiefern Sie durch die Exekutionen in Arad und „Pest dem Interesse Ihres Kaisers und jenem der österreichi„schen Monarchie gedient haben. Aber ich muß meine Stimme „erheben für Jene, die Ihrem Ehrenworte und Ihrer Unter„schrift getraut haben und getäuscht worden sind. Es ist „meine Pflicht, jeden Bruch der Kapitulation, deren Original-

„Act in meinen Händen ist, Ihnen anzuzeigen und auf strenge „Einhaltung der Bedingnisse zu dringen, die bereits in folgen„den Punkten schmählich verletzt worden sind:

„Diejenigen der Besatzung von Komorn, die nach der ihnen „zugestandenen unbedingten Amnestie ihr Mutterland verlassen „wollten, erhielten keine regelmäßigen Pässe, sondern Zwangs„pässe zur Auswanderung nach Amerika blos mit dem Visa „der preußischen Gesandtschaft, dabei aber mit der ausdrück„lichen Klausel versehen: daß die Abreisenden nie mehr zurück„kehren dürfen. Diese Pässe wurden erst 8 Tage nach der „Uebergabe ertheilt, somit zu einer Zeit, als eine Reklamation „nicht mehr möglich war, obgleich früher, bevor Komorn über„geben war, die in das Ausland sich Meldenden ohne alle „Einwendung, zur Ausstellung der nöthigen Pässe blos um das „Ziel ihrer Reise befragt, von dem hiezu von österreichischer „Seite beauftragten Feldmarschall-Lieutenant Grafen Nobili „dienstlich aufgezeichnet wurden.

„Die Herren Csapo und Boros, sowie Ruttkay und Andere, „die Pässe in's Ausland erhalten haben, sind in der Pester „Zeitung vom 3. Januar, als des Verbrechens des Hoch„verrathes rechtlich beschuldigt und als auf flüchtigem Fuße „befindlich, aufgefordert worden, binnen 90 Tagen vor dem „Kriegsgerichte zu erscheinen. Alle diese haben nach dem Wort„laute der Kapitulation unbedingt Amnestie erhalten.

„Aber noch viel allgemeiner ist die Klage, und überein„stimmende Berichte und Zeitungsnachrichten erlauben keinen „Zweifel mehr darüber, daß trotz dem Wortlaute des Artikel I „der Kapitulation, demzufolge die Besatzung ohne Ausnahme „frei in ihre Heimat entlassen wurde, in diesem Augenblicke „sämmtliche Honvéds, Husaren und andere zur Besatzung ge„hörige Mannschaften zur Assentirung vorgeladen sind, um in „österreichische Regimenter gesteckt zu werden.

„Ew. Exzellenz werden sich erinnern, daß dieser Punkt eine „Hauptschwierigkeit der Kapitulation bildete, indem Sie die „unbedingte Entlassung der Honvéds durch den deutlichen Aus„druck: „freien Abzug der Garnison" als von selbst verstanden

„angenommen, wenigstens die Enrolirung der früheren Linien-
„und Husaren-Regimenter verlangten, wir aber dies nicht zu-
„geben konnten, und wie Sie auch in diesen Punkt einwilligten.
„— Daß aber zu dieser Zeit weder von Ihnen noch von der
„Besatzung eine bloße zeitweilige Beurlaubung gemeint war,
„beweist die auf Ihr Ersuchen und in Gegenwart der Ge-
„neräle Fürst Coloredo, Burits und Anderer an das frühere
„Regiment Württemberg-Husaren vor seinem Abzuge gerich-
„tete, unter lockenden Versprechungen gestellte Aufforderung zum
„Wiedereintritte in die österreichische Armee und der Unwille
„dieser Herren darüber, daß auch nicht ein Mann sich hiezu
„bereit finden wollte.

„Bei so klarem Sinne der Kapitulation, wie der hierauf
„ertheilten, die Sicherheit der Person und des Eigenthums
„verbürgenden Geleitscheine wäre jede rabulistische Verdrehung
„eine mit der Geradheit militärischer Abschlüsse unverträgliche
„Unredlichkeit, und Jene, denen freier Abzug und Sicherheit
„der Person und des Eigenthums garantirt wurde, später durch
„gewaltsame Enrolirung strafen wollen, hieße mit dem gegebenen
„Worte Spott treiben.

„Ich kann nicht glauben, daß so schreiende Verletzungen
„schriftlicher, im Auftrage des Kaisers durch Sie eingegangener
„Verpflichtungen, mit Ihrem Vorwissen und auf Ihren Befehl
„begangen worden, — ich kann nicht voraussetzen, daß ein
„Soldat, was immer auch seine politische Meinung sei, so
„schmählich seinen Stand und Namen durch einen Kapitulations-
„bruch brandmarken könne, — ich bin vielmehr versucht zu
„glauben, daß dieser Verrath an der militärischen Ehre nur
„von wohldienerischen Kreaturen ausgehe, die nicht zu ahnen
„vermögen, welche unabsehbaren moralischen Folgen eine solche
„That nach sich zieht.

„Ich fordere daher Ew. Exzellenz auf, treu Ihrem ge-
„gebenen Worte und Ihrer Unterschrift dafür zu sorgen, daß
„in Zukunft die Kapitulation der unter meinem Oberbefehle
„gestandenen Besatzung der Festung Komorn heilig gehalten,
„die schon geschehenen Verletzungen derselben unverzüglich rück-

„gängig gemacht, Jenen aber, die, zur Besatzung gehörig, um
„Pässe ersuchen, diese in genügender Form ausgestellt werden.

„Im Falle jedoch, daß Sie diesen meinen gerechten For-
„derungen kein Gehör leihen sollten, werde ich mit jenen
„moralischen Waffen, die mir allein noch zu Gebote stehen,
„wenigstens Jenen, die von ungarischer Seite die Kapitulation
„unterzeichnet haben, vor der Mit- und Nachwelt die Ehren-
„rettung zu sichern trachten.

„Ich habe die Ehre u. s. w.

„London, 6. Februar 1850.

„Oxford terrace. „Georg Klapka."

Welche Wirkung dieser Brief auf Haynau übte, ist mir unbekannt, im darauffolgenden Jahre aber erfuhr er in London, wie die öffentliche Meinung über ihn urtheilte und mit welcher Auszeichnung man ihm entgegenkam.

Es blieb mir in London nur noch übrig, Abschied von meinen Freunden zu nehmen und ihnen für die herzliche Aufnahme, welche sie mir zutheil werden ließen, meinen Dank auszudrücken.

Mein letzter Besuch galt Mazzini. Unsere Ansichten waren nicht dieselben. Die meinen waren, daß er, dem Beispiele Manin's, Farini's, Gioberti's, Azzeglio's und so vieler Anderer folgend, seine Kraft und seinen ganzen mächtigen Einfluß dem Wirken Piemont's weihen müsse, wo es allein noch einen festen Punkt gab, um daselbst im gegebenen Momente den Hebel zur Befreiung Italien's anzulegen. Mazzini dagegen wollte mich stets überzeugen, daß Piemont, wie es dies bereits zweimal gethan, auch zum dritten Male Italien verrathen werde, daß es gezwungen wohl, aber freiwillig nie sich zu einer kräftigen That entschließen werde. Das Schicksal Italien's — so meinte er — dürfe nicht von den Launen einer Dynastie abhängig gemacht, sondern müsse durch den Willen des Volkes entschieden werden. Piemont würde übrigens, selbst im besten Falle, nie mehr als die Befreiung Oberitalien's anstreben, und er, er lebe und sterbe nur für den einen Gedanken, für die Einheit Italien's.

Das Feuer, die tiefe Ueberzeugung, welche aus den Worten Mazzini's hervorleuchteten, so oft er zu mir sprach, machten stets den

tiefsten Eindruck auf mich; man muß den Mann gesehen haben mit seinem fahlen Gesichte, mit seinen tiefliegenden, feuersprühenden Augen, mit seinem verklärten, dem Zuhörer tief in die Seele dringenden Blicke, um sich die ganze Macht zu erklären, welche er so lange Zeit auf die Gemüther seiner Landsleute ausübte und die er trotz all seiner verunglückten Aufstandsversuche, trotz der großen Opfer, welche dieselben erheischten, bis zu dem Augenblicke nicht verlor, bis endlich durch den Einzug Viktor Emanuel's in Neapel die von ihm vertretene Idee zur vollen Thatsache wurde.

„Es handle sich nicht allein, so fuhr Mazzini fort, um die „Befreiung Italien's, sondern um die Befreiung Europa's, um „die Befreiung aller unterdrückten Völker. Die Völker müssen „sich solidarisch verbinden, wenn ihre vereinzelten Bestrebungen „nicht im Sande verlaufen sollen. Man müsse den Boden mit „Blut düngen, denn dies allein mache ihn fruchtbar für die Ideen „der Freiheit, fruchtbarer als alle Parlaments-Debatten. Die „Kammer in Turin werde es sicher an schönen, patriotischen „Redensarten nicht fehlen lassen, den König aber würde sie nicht „zur That bewegen, wenn die drohende Stimme des Volkes ihn „nicht dazu zwänge. In den andern Ländern herrsche gar die „unumschränkteste Gewaltherrschaft. Er werde ein europäisches „Revolutionscomité gründen, sich mit Kossuth darüber verständigen und ihn, sobald er aus seiner Verbannung zurückgekehrt, „zum Eintritt in dasselbe vermögen.

Ich machte Mazzini den Einwurf, daß er mit seiner Politik die Actionskraft Piemont's schwäche, daß Italien nicht stark genug sei, um in zwei Lager getheilt zu werden, und daß besonders wir Ungarn das allerwenigst revolutionäre Volk der Welt seien, daß wir weder mit dem Messer, noch mit dem Dolche umzugehen verstünden, dagegen gerne für unseres Landes Freiheit uns im offenem Kampfe opferten. „Jeder nach seiner Art," erwiderte er mir, „auch wir Italiener lieben die offene Feld„schlacht, doch wir verschmähen auch nicht die Waffe unserer Väter, „den Dolch, wenn es sich um die Befreiung von einem verhaßten „Joche handelt. Ich glaube Kossuth für meine Ansichten gewinnen „zu können."

In der That bildete sich kurz darauf das europäische Revolutionscomité in London, welches anfänglich aus den Vertretern Italien's, Frankreich's, Deutschland's, Rumänien's bestand und dem später, wenn auch zaudernd, von Mazzini überredet, auch Kossuth beitrat.

Mazzini's Thätigkeit hatte zweifelsohne viel zur Lösung der italienischen Frage beigetragen. Ungarn war aber kein Feld, um daselbst ähnliche Ideen zur Geltung zu bringen. Wir durften uns nicht mit dem Streben Mazzini's identifiziren, wenn wir früher oder später mit der piemontesischen Regierung in Verbindung treten wollten. Von dort aber leuchtete uns allein, wenn auch aus weiter Ferne, ein lichter Hoffnungsschimmer entgegen. Ich verließ Mazzini, seine starke Seele, seinen festen Glauben an die Einheit Italien's bewundernd, bewahrte aber meinen Entschluß, mich in keine Konspirationen einzulassen und vorerst die Entwicklung der Dinge in Europa abzuwarten. Und diesem Entschlusse verdankte ich meine späteren intimen Beziehungen zu Cavour, die für Ungarn's Sache wohl mehr werth waren, als alle Verschwörungen.

Einige Tage später verließ ich London und reiste nach Paris, um dort mit Ladislaus Teleky zusammenzutreffen.

Viertes Kapitel.

Unsere Stellung in Frankreich. — Die Mission des Grafen Teleky. — Bruch zwischen Teleky und Kossuth. — Programm der Freunde Teleky's. — Die ungarischen Flüchtlinge in Paris. — Meine Beziehungen zu den andern Emigranten.

Unsere Aufgabe in England, die Sympathien für Ungarn's Sache zu gewinnen und stets warm und rege zu erhalten, war minder schwierig, weil wir daselbst ein politisch reifes, mit den ungarischen Verhältnissen ziemlich vertrautes Publikum vorfanden und die Analogie zwischen unsern und den englischen Institutionen sehr rasch aufgefaßt und verstanden wurde. Wir kämpften in

Ungarn für dieselben Freiheiten, für welche man einst in England gekämpft, für die politischen Rechte und die Unabhängigkeit des Landes. An der Spitze der Bewegung standen bei uns, wie einst in England, der Adel und die höheren Bürgerklassen, welche die Menge zu zügeln, für den großen Zweck zu verwenden wußten, sich aber von ihr nicht zu weit fortreißen ließen. So oft wir unsere Zustände besprachen, berührten wir stets die eine oder andere Seite, welche in jedem englischen Herzen Widerhall findet.

Wie ganz anders aber stand es um unsere Aufgabe in Frankreich. Hier hatten wir es mit einem Publikum zu thun, welches sich seit Rákoczy's Zeiten mit den ungarischen Angelegenheiten nur wenig mehr befaßte. In Frankreich kannte man nur die ältere Geschichte Ungarn's, und auch diese nur in so entstellter Weise, daß man sich über die Ursachen, den Zweck und die Mittel unserer nationalen Bewegungen vollständig im Irrthume befand.

Während in England der Grundzug des Volkscharakters Anhänglichkeit an die Traditionen ist, wurde diese in Frankreich längst verläugnet, Alles nivellirt und umgestaltet.

Man lebte daselbst in dem Wahne, daß es sich in Ungarn blos um die Rechte des Adels handle, daß der Bauer noch immer Leibeigener sei, daß die Slovaken, Serben und Rumänen von uns geknechtet worden seien, und diesen Irrglauben zu bestärken und uns so viel als möglich zu schaden, trugen slavische und rumänische Publizisten nach Möglichkeit das Ihrige bei. Außerdem waren die Franzosen nie sehr stark in ihrem geographischen und ethnographischen Wissen gewesen — ich spreche von der Masse — wußten daher nicht, welcher Sprachenfamilie wir angehörten, ob wir slavisch, deutsch oder aber unsere eigene, von beiden verschieschiedene Sprache sprächen. Mit einem Worte, wir waren für Frankreich ein unbekanntes Land, wozu noch kam, daß unsere Bewegung in eine Zeit fiel, in der Frankreich selbst, mit den schwierigsten inneren Fragen beschäftigt, über seine künftige Gestaltung noch im Unklaren war.

Die ungarische Regierung hatte im Spätherbst des Jahres

1848 den Grafen Ladislaus Teleky als ihren Vertreter nach Frankreich gesandt. Seine Mission bestand darin, mit der französischen Regierung Fühlung zu gewinnen, den maßgebenden Persönlichkeiten in Paris die nöthigen Aufschlüsse über die Ursache unseres Streites mit Oesterreich, über unsere Hoffnungen, Befürchtungen und über das Ziel zu geben, nach welchem wir strebten und dem wir jedes Opfer zu bringen fest entschlossen waren. Hauptsächlich sollte Teleky dahin wirken, daß man uns als kriegsführende Macht anerkenne, eventuell die russische Intervention verhindere.

Graf Teleky war nicht der Mann, um einer solchen Mission zu entsprechen. Ein überaus edler, ritterlicher Charakter, aber ebenso leidenschaftlich, stolz und leicht verletzbar, konnte er sich nur schwer in all' die Demüthigungen fügen, welchen er in Paris ausgesetzt war. Bei seiner Ankunft daselbst waren die schweren Wunden, welche der Republik durch die blutigen Junitage geschlagen wurden, noch nicht vernarbt, und hatte der Haß gegen die regierenden Klassen bei den untern Volksschichten seine höchste Intensität erreicht. Die Junitage hatten Frankreich so viel gekostet, daß es der Reaktion nicht schwer wurde, einen großen Theil der früheren Liberalen von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines starken Regime's zu überzeugen.

General Cavaignac hatte sich zwar als starker Bändiger der unruhigen Elemente erwiesen; er bot hinreichende Bürgschaft für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung; aber man wußte, daß er als starrer Republikaner die ihm auferlegte Pflicht, gegen das Volk zu kämpfen, nur mit Widerwillen erfülle. Da wandten sich die Blicke allmälig dem Prinzen Louis Napoleon zu. Es wurde für ihn Propoganda gemacht; einige der mächtigsten Blätter nahmen für ihn Partei, den furchtsameren Elementen wurde Friede und Ordnung in Aussicht gestellt, den Sozialisten wurden Verheißungen gemacht, und so kam es, daß im Dezember 1848 statt Cavaignac, des Erkorenen der gemäßigten Republikaner, Prinz Louis Napoleon mit einer ungeheuren Majorität zum Präsidenten der Republik gewählt wurde. Von diesem Augenblicke an nahm die Reaktion in Frankreich ihren stetigen

Fortgang. Während der ersten Zeit seiner Präsidentschaft gab sich der Prinz-Präsident, wie man damals Louis Napoleon nannte, noch den Schein, als wolle er sich mit liberalen Elementen umgeben. Doch schon im Sommer des Jahres 1849 trat die wahre Farbe seiner Politik zu Tage. Es kam zur französischen Intervention in Rom, zur vollständigen Niederwerfung Italien's und zur täglich stärkern Unterdrückung der öffentlichen Freiheiten in Frankreich selbst.

In diese Epoche fällt die Wirksamkeit Teleky's und in diese Epoche fiel auch der unglückliche Wendepunkt der Dinge in Ungarn in Folge der russischen Intervention. Teleky konnte nur mit Mühe sich Zutritt bei den der Reihe nach wechselnden Ministern der auswärtigen Angelegenheiten verschaffen, und wenn ihm dies gelang, so war damit stets eine neue, bittere Erfahrung verbunden, welche ihn von der vollständigen Unkenntniß der französischen Minister über unsere Angelegenheiten und von der Gleichgültigkeit überzeugte, mit welcher dieselben unsere Sache behandelten. So widerfuhr es ihm zur Zeit, als noch Cavaignac am Ruder war, daß Bastide, der damalige Minister des Aeußern, ihm von der Mission sprach, welche Ungarn obliege, als Slaven, an der Spitze der katholischen Slaven, für deren Befreiung einzustehen. Ein anderes Mal sagte ihm Leon Faucher, ein anderer französischer Staatsmann, daß alle unsere Anstrengungen fruchtlos bleiben müßten, indem die Honvéds stets auseinander liefen und nicht mehr kämpfen wollten. Daß solche und ähnliche Aeußerungen den ohnehin stets in nervöser Aufregung befindlichen Teleky zur Verzweiflung und außer Rand und Band bringen mußten, ist selbstverständlich. Aber wie hätte auch die französische Regierung, die zur Unterdrückerin der Freiheit in Italien geworden, die im eigenen Lande vor jeder freiheitlichen Regung zitterte, wie hätte diese Regierung, deren höchstes Ziel die Durchführung eines rein absolutistischen Regime's war, Partei für Ungarn nehmen können, für Ungarn, das in Europa der letzte Hort der Freiheit war! Teleky ließ sich trotzdem nicht entmuthigen. Er schrieb in Zeitungen, veröffentlichte Broschüren, und als wir besiegt darniederlagen, trachtete er, wie schon früher erwähnt worden, die fran-

zösische Regierung wenigstens dazu zu bewegen, daß sie mit England vereint das Loos unserer Freunde in der Türkei sichere. Was der edle, hochherzige Patriot während dieser Zeit litt, ist unbeschreiblich. Seine Briefe an Pulszky legen Zeugniß davon ab. In dem einen schreibt er ihm: „Mein Nachfolger ist noch nicht angekommen; ich kann ihn kaum erwarten. Ich schlage meinen Kopf gegen die Wand, wenn ich noch länger hier bleiben muß." In einem andern: „Ich kann keines Falls länger hier bleiben. Wer es wünscht, daß ich noch länger hier bleibe, der ist mein geschworener Feind und will meinen Tod."

Aus seiner ganzen Korrespondenz jener Zeit erhellt, daß er nicht nur seelenkrank, sondern auch physisch krank und sein ganzes Nervensystem bis auf den Grund erschüttert war. Endlich war auch die Flüchtlingsfrage geordnet. Teleky konnte sich auf einige Zeit zurückziehen, der Ruhe pflegen und als ich in Paris anlangte, fand ich ihn so ziemlich wiederhergestellt.

Teleky wohnte in der Rue de la Paix. Ich suchte ihn auf und sein Erstes war, mir die Geschichte seiner Leiden zu erzählen. Aber was ihn mit viel tieferem Kummer erfüllte, war das Schicksal unseres Vaterlandes. „Was soll nun aus uns werden?" frug er mich. „Wie soll sich unser Land aus dem Schutt und den Trümmern, in welchen wir es sehen, zu neuem Leben erheben?!"

„Mit Geduld und Ausdauer," war meine Antwort, „und „vor Allem müssen wir die Situation richtig zu erkennen trachten „und uns in keine eitlen Träumereien einlassen. Nach einem so „schweren Kampfe, wie wir ihn zu bestehen hatten, nach so blu„tigen Verlusten läßt sich nicht am nächsten Morgen schon an eine „Wiedererstehung denken! Wir müssen warten, bis sich eine „günstige Gelegenheit ergibt, um unsere Thätigkeit wieder aufzu„nehmen, bis dahin aber wollen wir in Wort und Schrift die „Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott und der Welt vertheidigen."

Teleky sprach hierauf von den Briefen, welche Kossuth von Widdin und später aus seinem Internirungsorte in Asien an Pulszky geschrieben. Er beklagt sich bitter, daß er gleich nach seinem ersten Briefe, der noch voll Entmuthigung war, einen Agenten,

Namens Henningson, mit unumschränkten Vollmachten nach Ungarn geschickt, daß er in seinen spätern Briefen die Absicht ausspreche, die Abdankung, welche seiner Flucht vorausging, als nicht geschehen zu betrachten, und daß er, die Gouverneurswürde von Neuem aufnehmend, von seinen Schicksalsgenossen im Auslande unbedingten Gehorsam fordere: „Wer nicht mit mir, ist gegen mich!" sei sein Wahlspruch geworden.

Pulszky in seinen Memoiren schreibt den Bruch, der zwischen Teleky und Kossuth stattfand, der Meinungsverschiedenheit zu, welche zwischen Beiden über die Nationalitätenfrage entstand. Obwohl auch diese Frage dazu beigetragen, das herzliche Verhältniß für einige Zeit zwischen den Beiden zu trüben, so war der Hauptgrund, welcher Teleky von Kossuth trennte, doch nicht dieser gewesen, wohl aber die Furcht vor Kossuth's Diktatur, die er mit seiner Freiheitsliebe und seinen politischen Ueberzeugungen nicht in Einklang zu bringen vermochte. Die Folge davon war, daß der größte Theil der in Paris anwesenden ungarischen Flüchtlinge, von Teleky aufgefordert, folgendes Programm festsetzte:

„Grundbedingungen unserer politischen Vereinigung mit Ludwig Kossuth.

I. Keine Diktatur weder im In- noch im Auslande; selbstredend bis zu dem Zeitpunkte, wo der Wille der Nation hierüber entscheidet.

II. Das Festhalten an dem Gouverneur-Titel, da dies nur eine Nachahmung der Politik der Prätendenten ist und nicht in Einklang gebracht werden kann mit den Ideen, welche wir vertreten, kann nicht empfohlen werden, besonders nicht in dem gegenwärtigen Falle, wo der Gouverneur noch vor Beendigung des Freiheitskampfes, sein Amt freiwillig niedergelegt hat.

III. In Anbetracht der Sympathien, welcher sich die Sache Ungarn's bei den Völkern der Welt erfreut, — wie immer diese auch mehr durch die eine als durch die andere Persönlichkeit vertreten sei, — darf sich Keiner so weit erhaben über *seine* Mitbürger dünken, daß er sich als alleinigen

Besitzer der Macht, alle Andern aber nur als seine gehorsamen, blinden Werkzeuge betrachte; hieraus folgt,

A. Die Action im Auslande betreffend:

a) Mit Leitung der Angelegenheiten der Emigration sollen nebst dem Oberhaupte auch einige andere Personen betraut werden, die das Vertrauen ihrer Mitbürger hiezu ermächtigt.

b) Bei Vertheilung von Geldspenden sollen nicht persönliche Rücksichten zur Richtschnur dienen, sondern blos erwogen werden, wer ein treuer Sohn seines Vaterlandes, was er für dasselbe gethan und inwiefern er auf Unterstützung angewiesen sei. Demzufolge sollen die zur Unterstützung Einzelner bestimmten Summen durch die von den betreffenden Emigrationen frei zu wählenden Comité's unparteiisch verwaltet werden.

B.*) Die Action im Inlande betreffend:

In dem Augenblicke, wo Ungarn in der Lage sein wird, mit seinen Unterdrückern den Krieg auf Leben und Tod aufzunehmen, sind Diejenigen, die zu jener Zeit an der Spitze der Bewegung stehen werden, verpflichtet, eine konstituirende Nationalversammlung auf Basis des allgemeinen Stimmrechtes einzuberufen, welche als Ausdruck des souveränen Volkswillens die provisorische Regierung zu wählen haben wird.

IV. Bis dahin erachten wir es zur Anfachung der Sympathien und der Begeisterung für die Sache Ungarn's für nöthig, sowohl in unsern Reden, wie in Zeitungsartikeln und andern zu

*) Der Punkt B wurde später dahin abgeändert, daß die noch lebenden Mitglieder des letzten Reichstages, wenn der Augenblick und die Gelegenheit hiezu gekommen, in ihre Rechte tretend, sich als Nationalversammlung zu konstituiren und die Wahlen für einen neuen Reichstag auszuschreiben haben würden.

veröffentlichenden Schriften unser Hauptaugenmerk dahin zu richten, daß die Identität unserer heiligen Sache mit den Freiheits- und Gleichheits-Interessen der Menschheit im Allgemeinen so deutlich als möglich hervorgehoben werde. Nicht minder muß es unsere Pflicht bleiben, auf den Heldenmuth und die Opferwilligkeit, welche unsere Nation während des ganzen Freiheitskampfes beseelte, auf das unsterbliche Andenken, welches unsere nach glorreichen Siegen gefallenen Helden hinterlassen, endlich auf die unverwelklichen Lorbeeren hinzuweisen, welche bürgerliche Tugenden am Richtplatze und auf dem Schlachtfelde sich erworben haben.

Demzufolge müssen wir uns dagegen verwahren, daß die ganze neuere Geschichte Ungarn's ausschließlich für eine einzelne Person in Beschlag genommen werde.

V. Da es nicht unsere Aufgabe sein kann, den Verfügungen der künftigen Vertretung der Nation vorgreifend, für das Vaterland im vorhinein eine Konstitution festzustellen, so können wir nur jene Prinzipien andeuten, für welche wir bereit sind, bis in den Tod zu kämpfen, von welchen wir das Erwachen, das Emporblühen, das Erstarken und Gedeihen unseres Vaterlandes erwarten und welche uns ein enges, unauflösbares Bündniß mit unsern freien Nachbarvölkern verbürgen, und diese Prinzipien sind: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, sowohl für Einzelne, wie für Völker; woraus folgt, daß wir Feinde sind jeder Kasten- sowohl als Nationalitäten-Suprematie.

VI. Das Heer sei in der Weise zu organisiren, daß dasselbe einzig und allein von der Liebe zur heiligen Sache beseelt werde und nicht für Sold und niedrigen Eigennutz diene, denn die Freiheit der Völker können nur bewaffnete Bürger und nicht Söldner beschützen."

Diesem Programme blieben Teleky sowohl wie ich und ein großer Theil unserer Freunde treu bis zu dem Zeitpunkte, wo die italienische Frage in Fluß gerieth und der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich zur Gewißheit wurde. Die Meisten von uns, die wir auf dem Kontinente lebten, hatten von den *spätern* Vorbereitungen, welche Kossuth traf, von seinen Plänen

und Absichten nur wenig oder gar keine Kenntniß, und erst im Jahre 1858 verbanden wir uns wieder, und zwar in der aufrichtigsten, offensten Weise, zu gemeinschaftlicher Thätigkeit.

Die ungarische Emigration in Paris bestand damals aus einer größeren Zahl hervorragender Persönlichkeiten. An ihrer Spitze blieb fortan Graf Ladislaus Teleky. Von den Andern erwähne ich: Graf Julius Andrássy, Bittó, Gorove, Graf Paul Esterházy, Szemere, Graf Ladislaus Csáky, Jránvi, Nikolaus Kiß de Nemeskér, Bischof Horváth, Baron Cäsar Mednyánszky, die Obersten Emerich Szabó, und Joseph Kászonyi, Ernst Simonyi, Csernátony Szarvadi, Alexander Mednyánszky, Orosz, Edmund Beöthi, Graf Arthur Scherr-Thoß; später kamen hiezu noch Graf Kasimir Batthyány, General Mészáros und von denjenigen Polen, die mit uns in Ungarn gekämpft, die Grafen Dembinski, Poninski, General Wysozki und Andere. Wir hatten unsere Versammlungen in der Rue neuve des petits champs, im „Hotel Dänemark". Es gab von Zeit zu Zeit Zerwürfnisse; so z. B. nahm man es Csernátony sehr übel, daß er ungarischen Blättern, welche damals unter der österreichischen Censurbehörde standen, über die Zustände in der ungarischen Emigration berichtete. Man wollte ihm dies verbieten, worauf Jránvi, Szarvadi und einige Andere gegen diesen Eingriff in die persönliche Freiheit des Einzelnen energisch protestirten und gleichzeitig mit Csernátony, dessen Namen man gestrichen, aus dem Klub traten. Im Allgemeinen aber lebte man ziemlich friedlich zusammen, bis sich nach und nach der Klub von selbst auflöste und Jeder in seiner Weise an einen ehrlichen Lebensunterhalt zu denken begann.

Mein Aufenthalt in Paris war von nicht zu langer Dauer. Ich sah keinen bestimmten höheren Zweck, dem ich mich hätte widmen können, andererseits war auch das Pariser Leben zu theuer und meine Mittel waren beschränkt.

Während ich in Paris weilte, machte ich Bekanntschaft mit General Cavaignac, der stets verschlossen und einsilbig blieb; mit dem Prinzen Napoleon (Jérôme), der in der Kammer

auf den Bänken der äußersten Linken saß und die Zukunft der Völker im rosigsten Lichte sah; mit den Generälen Bédeau, Lamoricière, dem Obersten Charras, die uns aufrichtig bedauerten; mit den Koryphäen der Linken, die uns mit dem „rothen Hahn" tröfteten; mit den Häuptern der polnischen Emigration, sowohl der aristokratischen, wie demokratischen Partei, dem alten Fürsten Adam Czartoryski und General Mieroslawski, die sich gegenseitig herzlich haßten, uns aber den Vorwurf machten, nicht genug Vertrauen zu den Slaven gehabt zu haben; endlich mit den rumänischen Verbannten, darunter Jon Bratianu, dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten in Bukarest, und mit vielen Anderen. Unsere Unterredungen blieben ein Gedankenaustausch, der zu frommen Wünschen zwar, aber sonst zu nichts führte.

Fünftes Kapitel.

Aufenthalt in Deutschland. — Projektirte ungarische Monatsschrift. — Teleky's Ansichten darüber. — Das Programm der Monatsschrift. — Scheitern unseres Projektes. — Reise nach der Schweiz. — Mein Werk: „Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen."

Von Paris begab ich mich nach Deutschland, wo ich über acht Monate und zwar die erste Zeit bei meinem vortrefflichen Freunde Otto Wigand in Leipzig verbrachte. Wigand hatte meine Memoiren in deutscher Uebersetzung gebracht und wir gingen nun daran, eine Monatsschrift herauszugeben, deren Haupttendenz die Vertretung unserer so arg bedrohten Interessen in Ungarn werden sollte.

Ladislaus Teleky, den ich hievon in Kenntniß setzte, war anfangs dagegen, er bekehrte sich jedoch zu meinen Ideen, als Vukovits, Baron Jósika, Bischof Horváth, der Benediktiner Hyacinth Rónay, Orosz und viele Andere sich bereit erklärten, mit ihren literarischen Beiträgen das Unternehmen unterstützen zu

wollen. Ich lasse den Briefwechsel folgen, der zwischen mir und Teleky sich hierüber entspann und in welchem nebenbei die Ansichten Teleky's über die ersten Lebenszeichen und das Auftreten der altkonservativen Partei (der früheren Hofpartei) in Ungarn enthalten sind.

„Montmorency, 5. Juli 1850.
„Rue St. Jacques.

„Theuerster Freund!

„Ich hätte so vielerlei zu schreiben, doch der Kopf ist mir „so wüst, daß ich kaum im Stande bin, zusammenhängend, „geschweige denn vernünftig und gut zu schreiben. — Ich „leide unendlich viel! — Alle unsere Hoffnungen schwinden, „es geht Alles, Alles so verzweifelt langsam vorwärts, wie ich „es gar nicht für möglich gehalten hätte; — und ich frage „mich — werden nicht die vielen albernen und schwachen „Menschen, von denen es in der ganzen Welt, in der neuen „wie in der alten, wimmelt, werden sie sich nicht endlich an „die jetzigen Zustände gewöhnen? — Wehe mir! Ich kann „mich in dieser Hinsicht nicht beruhigen. Es kommt mir bei„nahe vor, als ob ich seit einiger Zeit an der Gelbsucht litte, „obwohl es mir meine Bekannten nicht ansehen, denn ich bin „noch nicht gelb geworden, ich sehe nur Alles trüber als sonst. „Deine Bemerkungen über die ungarische Emigration sind nicht „unrichtig; ich hätte den besten Willen, mit Dir hierüber „zu streiten, — aber leider bin ich es nicht im Stande! Die „Freunde im Auslande werden unserer Sache wenig nützen. Auf „die, welche im Vaterland geblieben, müssen allein unsere Blicke „gerichtet bleiben. Ich theile diese Ansicht ganz. Aber wie „wenig ist für jetzt auch von Jenen im Vaterlande zu erwarten. „Ihre Kräfte sind erschöpft, möchte ich sagen, doch nein, dies „wäre kein richtiger Ausdruck; das Uebel, an dem sie leiden, „ist nicht Erschöpfung; Kraft zum Handeln wäre wohl noch „da, aber die Hände sind ihnen gebunden. — Was kann von „d o r t a u s für jetzt erwartet werden, wo man nicht reden, „nicht schreiben, wo man sich nicht bewegen, wo man kaum

„athmen darf! — Also hier nichts und auch dort — für jetzt „wenigstens — so viel wie nichts. — Das ist unsere Zu„kunft! Das Interesse, das unsere Sache einflößt, hat be„deutend abgenommen, wie ich aus den Berichten ersehe, die „mir aus England und Amerika zukommen. Wenn dies so „fortgeht, so erstirbt am Ende dieses Interesse, diese Theilnahme „gänzlich und überall. Und was dann?

„Wir glaubten inmitten der Gräuel, die wir erlebten und „noch immer erleben, einen Trost zu finden, eine Stütze in „der öffentlichen Meinung Europa's. — Auf diesen Grund „waren unsere Hoffnungen gebaut. — Sollte uns am Ende „auch dieser fehlen — sollten sich auch die Herzen der Völker „von uns abwenden — und wir mit unserm Jammer nicht „nur verlassen von Allen — sondern auch noch von Allen „vergessen werden? Dann — ja dann wird die Sache, „für die wir kämpfen, es wird Ungarn für ewig verloren „sein, und umsonst wird dereinst der Morgen der Freiheit „für alle Nationen Europa's dämmern, umsonst am politischen „Himmel die Sonne aufgehen, die trotz aller Bemühun„gen doch ganz gewiß wieder aufgehen wird und muß; „man wird dann vielleicht ein glorreiches, freies Rußland, „oder ein mächtiges, blühendes Slavien im Osten Europa's „sehen, wir aber werden verurtheilt sein, im Deutschthum oder „im Slaventhum aufzugehen; für uns Ungarn blühen dann „keine Rosen mehr, und die glückliche Menschheit wird nur „lächelnd auf unser Elend zurückblicken. — Wir sind nur ein „Dünger gewesen, nichts weiter — eine köstliche Glorie, „nicht wahr? Gott gebe, daß sich nicht alles so zutrage, wie „wir es befürchten! Aber eben, um dem Uebel, welches wir „befürchten, womöglich vorzubeugen, müssen wir uns Alle „die Hände reichen; denn dasselbe läßt sich doch noch vielleicht, „aber auf jeden Fall nur mit vereinten Kräften abwenden und „deshalb wäre es ein Unglück, wenn Du Dich zurückzögest und „keinen thätigen Antheil mehr an unsern Angelegenheiten nehmen „würdest, wie mich Deine Briefe befürchten lassen. Du hast „doch in dieser Hinsicht hoffentlich noch keinen definitiven

„Entschluß gefaßt? Thue es nicht, theurer Freund, — ich be-
„schwöre Dich darum! Lasse Dich bereden! — Was die An-
„gelegenheiten der Monatsschrift anbelangt, die Du zu grün-
„den im Sinne hast, so habe ich solche mit mehreren meiner
„hiesigen Freunde besprochen, unter Anderen mit Vukovits,
„Horváth und Szemere.

„Wir verhehlen uns die Schwierigkeiten nicht. Du selbst
„machst Dir darüber — ich bin es überzeugt — ebenso
„wenig Illusionen als ich — und wir Alle. Es kömmt Alles
„hauptsächlich auf die Talente und die Geschicklichkeit des
„Hauptredakteurs an. Dieser wird auf jeden Fall mit un-
„geheuern Hindernissen zu kämpfen haben. Wird die Ver-
„gangenheit berührt, wie wir es ganz gewiß nicht umhin
„können, so haben wir es mit den Leidenschaften der verschie-
„denen Parteien zu thun (ich meine hier unsere eigenen un-
„garischen Parteien), die sich einander feindlich gegenüberstehen;
„besprechen wir die Gegenwart und Zukunft, was doch auch
„nicht zu vermeiden, denn eine Zeitschrift, die blos von der
„Vergangenheit spricht und nicht auch forschende Blicke in die
„Zukunft wirft, hat keinen, kann keinen Wirkungskreis haben;
„wird der Zukunft und der Gegenwart erwähnt, so muß für's
„Erste bestimmt werden, welche Stellung wir Oesterreich gegen-
„über einnehmen wollen. Wollen wir irgend einen Einfluß
„auf die öffentliche Meinung in Deutschland, Oesterreich und
„Ungarn ausüben, so darf die Stellung, die wir der öster-
„reichischen Regierung gegenüber einnehmen wollen, keine rein
„negative, sie muß vielmehr eine positive sein. — Mit der
„Analyse der Déchéance, mit umschreibenden commentirten
„Wiederholungen derselben ist es in dieser Hinsicht nicht ab-
„gethan; die Déchéance gehört in Zukunft der Geschichte an.
„Wir müssen uns aber auf das jetzige Terrain stellen und
„Ungarn in seiner jetzigen Stellung mit Rath und That bei-
„stehen; wir können die Uebermacht der Austro-Russen als
„Faktum nicht ignoriren, und was sollen wir, dies berück-
„sichtigend, unserem Volke rathen? Sich zu erheben, um das
„fremde Joch abzuschütteln? Das sicher nicht, denn das Volk

„iſt entwaffnet und außer Stand geſetzt, einen ſolchen Rath „zu befolgen, wir dürfen aber zu Unmöglichem nicht rathen.

„Sollen wir unſern Mitbürgern rathen, ſich jeder Theil„nahme an den öffentlichen Angelegenheiten vollends zu ent„halten, ihnen rathen, ruhig und mit gekreuzten Armen einer „beſſern Zukunft, der Ankunft des Meſſias entgegenzuharren, „der uns Alle einſt befreien ſoll? Da würde man uns für „unpraktiſche Leute, für mondſüchtige Viſionäre halten und „wir verlören allen unſern Einfluß. Wir müſſen auf jeden Fall „Rathſchläge ertheilen, die befolgt werden können; zur Oppo„ſition, wo ſie möglich, — zur Unterwerfung, zum Nachgeben „rathen, wo dies unausweichlich iſt. Wir müßten beinahe ſo „ſo ſprechen, als ob wir ſelbſt im Lande (in Ungarn) wären, „da wir die Stellung Derjenigen zu berückſichtigen haben, zu „denen wir ſprechen. Wie wäre aber dies Alles mit unſerer „eigenen Stellung zu vereinbaren? Wie mit unſerer Ver„gangenheit? Zudem glaube ich nicht, daß es möglich wäre, „eine politiſche Zeitſchrift in Deutſchland dauernd zu begründen, „die ſich blos mit ausländiſchen Angelegenheiten und eigentlich „nur mit denen eines einzigen Landes zu befaſſen hätte. Und „wenn wir nun auch die innern Angelegenheiten Deutſchlands „berühren, was dann? Welcher deutſchen Partei werden wir „angehören? Zu welcher Fahne ſchwören — unter ſo vielen? „Und wenn wir zu irgend einer Fahne geſchworen, werden „nicht diejenigen Alle, die nicht unter derſelben dienen, gegen „uns ſein? Das ſind Hinderniſſe, die ganz gewiß berückſichtigt „werden müſſen, aber man kann ſie vielleicht überwinden.

„Keinesfalls aber könnte das fragliche Blatt im Namen „der ungariſchen Emigration erſcheinen, denn dadurch würde „nicht nur unſere Stellung hier in Frankreich, ſondern auch „die Redaktion des Blattes unendlich erſchwert werden. Es „könnte nur im Namen Einzelner, nicht in Frankreich lebender „Emigranten erſcheinen, vielleicht auch nur unter dem Namen „des Herausgebers. Ich glaube, wir ſind in dieſer Hinſicht „mit Dir einverſtanden? Nicht wahr? Uebrigens waren die „Meinungen der Herren, denen ich Deinen Plan mitgetheilt, „*ſehr verſchieden.*

„Szemere hält die Sache für unausführbar, ist demnach „auch durchaus nicht geneigt, Theil daran zu nehmen.

„Bukovits ist von Deiner Idee entzückt und Du kannst „auf ihn rechnen, wenn die Ausführung möglich und das Pro„gramm mit seiner Ueberzeugung und seiner Ansicht überein„stimmen sollte; Bischof Horváth macht seinen Entschluß von „dem Programme und der Wahl des Hauptredakteurs ab„hängig.

„Ich wünschte sehr, die dauernde Begründung eines solchen „Blattes, wie es in Frage steht, für möglich halten zu können, „aber die Hindernisse des Unternehmens scheinen mir sehr groß „und nur schwer zu überwinden. Wenn aber die Sache ge„länge, so glaube ich, würde es auf jeden Fall gut sein, nur „einen Hauptredakteur zu haben, der für das Ganze ver„antwortlich bliebe.

„L. Teleky."

„Montmorency, 1. August 1850.

„Theuerster Freund!

„Gerade jetzt kommen mir Deine herzlichen Zeilen zu; also „kömmst Du doch nicht; das betrübt mich mehr als ich es „sagen kann. Wir hätten noch Vieles mit einander zu besprechen „gehabt; es gibt so Vieles noch, was wir gar nicht berührt „haben; — enfin, l'homme propose et Dieu dispose!

„Was Deine Ansichten über verschiedene Glieder der Emi„gration anbelangt, so theile ich sie ganz. Die Emigration „hat nur wenig Zukunft, — aber Ungarn hat ganz gewiß „eine. In Oesterreich, wie es jetzt beschaffen, ist kein Leben „mehr vorhanden. Alles Galvanisiren bleibt vergeblich. Die „Todten sind nicht wieder lebendig zu machen! — Was „soll denn Oesterreich ersetzen, wenn es nicht Ungarn ist. „Europa braucht uns — wir sind im europäischen Staaten„system zu einem nothwendigen Faktor geworden. —

„Und die Kraft Ungarn's nach so vielen harten Schlägen, „die es getroffen, — die Kraft, die das sozusagen vernichtete, „zu Tode gequälte Ungarn noch immer zu entwickeln fort-

„fährt, ist sie nicht ein Beweis, daß unsere Mission als Na„tion noch nicht zu Ende? —

„Bedauern es nicht Alle, was in letzter Zeit in Ungarn „vorgefallen und kann dies nicht als Bürgschaft einer besseren, „froheren Zukunft angesehen werden? Sehr Viele von den „Ungarn haben sich überlebt, Andere haben gar nicht gelebt, „wenn leben „Wirken", wenn es „Nützen" heißt, — oder „besser gesagt, es wäre gut gewesen, wenn sie nie gelebt hätten. „Von diesen müssen wir uns trennen, und das je eher, je „besser. Anders aber denke ich von jenen Menschen, obwohl „immer einer anderen Partei angehörend (einer Partei, die „wir nie die unsere genannt),*) welche den Kampf mit Oester„reich auf dem einzigen Felde, das uns noch offen bleibt, mit „männlicher Entschlossenheit und Ausdauer — ja, auch Ausdauer „— fortführen. Wir dürfen uns mit ihnen nicht identifiziren, „müssen ihnen aber so viel Beihülfe zuwenden, als wir es „nur thun können, ohne uns deshalb die Hände zu binden „oder aber unsere Partei zu kompromittiren. Ja, bei Gott, „das sind wir unserm Vaterlande schuldig! Wir werden in „dieser Hinsicht sehr vielen Einwendungen zu begegnen, vielen „leidenschaftlichen Anfeindungen oder kleinlichen Stichen zu „widerstehen haben; aber allen Argumenten und auch allen „Verdächtigungen zum Trotze, die in einer solchen Angelegen„heit nur immer möglich, getraue ich mir die Behauptung „aufzustellen, daß es unsere heiligste Pflicht sei, uns immer „und ewig der nationalen Fahne anzuschließen und diese Fahne „als die unserige anzuerkennen, wo und in welchen Händen „wir sie auch sehen mögen. Wir mögen siegen oder fallen, die „Existenz Ungarn's soll nicht von dem Triumphe oder der „Niederlage einer Partei abhängen, denn das Vaterland steht „höher als alle Parteien. Ich liebe unsere konservativen „Gegner nicht, das weiß Gott, und persönlich habe ich ja „nichts von ihnen zu hoffen, aber ich sage doch, wenn sie „Ungarn retten, haben sie uns zu ewigem Danke verpflichtet,

*) Teleky meint hier die Alt-Conservativen.

„und wenn sie sich fortbemühen, Ungarn's Autonomie zu retten,
„und so lange sie sich fortbemühen, ist es unsererseits Bürger-
„pflicht, sie zu unterstützen. Und wenn sie sich einst, wenn sie
„das Vaterland gerettet, auch was immer darauf einbilden! —
„Was kümmert es mich? wenn ich mir nur nicht vorwerfen kann,
„je eine Pflicht versäumt zu haben. Sage mir, theurer Freund,
„ist das nicht auch Deine Meinung? Graf Paul Esterházy ist
„einer andern Ansicht, ich weiß es, doch hat er mir durchaus
„nichts zu sagen gewußt, womit er seine Ansicht vor meinen Augen
„gerechtfertigt hätte. Denn sein Ausspruch, daß er „nichts von
„diesen Leuten halte, daß sie sich stets schlecht benommen, wenn
„es galt, konstitutionelle Rechte zu vertheidigen, oder aber, daß
„Jósika, Apponyi u. A. solche und solche Menschen seien"
„u. s. w. Das Alles sind in meinen Augen keine Argumente.
„Ich weiß, Du bist derselben Ansicht. Was die Angelegenheit
„der Zeitschrift anbelangt, so werde ich Alles aufbieten, um
„sie unsererseits zu beschleunigen. Vukovits ist mit dem,
„was wir ihm aufgetragen haben, soeben fertig geworden,
„nämlich mit dem Umrisse eines Programmes. Ich habe es
„noch nicht gelesen. In einigen Tagen werde ich hoffentlich
„im Stande sein, Dir unsere Ansichten detaillirt auseinander
„zu setzen. Vukovits wäre sehr zum Redakteur geeignet, denn
„er ist verliebt in Deine Idee. Ich kann nur ihn oder Jósika
„empfehlen, wenn Du Dich mit der Redaktion nicht selbst be-
„fassen willst.

„L. Teleky."

„Montmorency, 25. August 1850.

„Theuerster Freund!

„Hier schicke ich Dir beiliegend das Ergebniß unserer Be-
„rathungen in Betreff der Zeitschrift. — Es ist kein Programm
„— ein solches könnte blos durch Wigand verfaßt werden — es
„sind nur unsere Ansichten über den Zweck der Zeitschrift und
„die Richtung, die zu befolgen wäre. Vukovits schrieb es.
„Bist Du damit einverstanden, so bitten wir Dich, Herrn

„Wigand in diesem Sinne zu informiren und ihm die nöthigen „Instruktionen zu ertheilen.

„L. Teleky."

Oberwähnte Beilage lautete:

„Die Haupttendenz der Monatsschrift für Ungarn wäre, „den Bestrebungen der ungarischen Emigration eine bestimmte „Richtung zu geben und den Weg zur Wiedergeburt unseres „unglücklichen Vaterlandes im Wege der Presse anzubahnen.

„Die rechtsverhöhnende Willkür der gegenwärtigen Re„gierung hat auch den gläubigsten Legitimisten über die Politik „Oesterreich's die Augen öffnen und zu der Erkenntniß brin„gen müssen, daß Ungarn's ewig unversöhnliche Feinde das „Haus Habsburg-Lothringen und seine unverbesserlichen Rath„geber seien. Sie zu bekämpfen, kann es in Ungarn nach „den schweren Prüfungen der Jetztzeit keine Parteien, keine „abweichenden Meinungen mehr geben. Die Gefährdung der „nationalen Existenz, der Trieb der Selbsterhaltung muß jeden „kleinlichen Hader beseitigen, jede Leidenschaft verstummen „machen; denn nur die vereinte Kraft vermag über den mäch„tigen Feind einst den Sieg zu verleihen. Es läßt sich daher „mit Zuversicht erwarten, daß jeder Ungar, der die Fähigkeiten „dazu besitzt, zur Förderung dieses Werkes helfende Hand „bieten wird.

„Den Inhalt der Monatsschrift würden folgende Abschnitte „bilden:

„I. Die Geschichte unseres letzten Freiheits„kampfes.

„Viele von uns, die einen bedeutenden Einfluß auf den „Gang der Ereignisse geübt, würden im Stande sein, durch „Mittheilung ihrer Erlebnisse Licht über die bisher dunklen „Partien unserer jüngsten Vergangenheit zu verbreiten, und „die vielen falschen oder entstellten Erzählungen auf ihren „wahren Gehalt zurückzuführen, oder zu widerlegen.

„II. Die Folgen unserer Niederlage.

„Hier wäre die Wichtigkeit des ungarischen Krieges her„vorzuheben und zu beweisen, daß die Freiheit im Osten

„Europa's ohne Ungarn's nationale Selbstständigkeit keine „bleibende Wurzel fassen werde, wozu die vergangenen, beson„ders aber die gegenwärtigen Zustände Oesterreich's unzähl„bare Belege liefern.

„III. Ungarn's gegenwärtige Zustände.

„Die Aufdeckung aller Mängel der Regierung und der „Leiden des Volkes. Anführung der entsetzlichen Thaten, die „seit der Katastrophe bei Világos fortwährend mit schaden„frohem Uebermuthe begangen worden, und Hinweisung auf „den Verrath, der von Seite Oesterreich's auch an den früher „gegen die Ungarn aufgehetzten fremden Nationalitäten ver„übt worden.

„IV. Ungarn's Zukunft.

„Politische Combinationen. Verständigung der Nationali„täten, dann Verschmelzung der widerstrebenden Interessen „unter dem Panier der Brüderlichkeit. Verbreitung der Idee „eines föderativen Völkerbundes in Ungarn und seinen Neben„ländern u. s. w.

„V. Besprechung der auswärtigen Politik in „Bezug auf unsere eigenen Angelegenheiten.

„VI. Literarischer Salon ꝛc.

„Die Beurtheilung und Zusammenstellung der eingesandten „Aufsätze wäre Sache der Redaktion. Doch müßten die in „die Rubrik VI fallenden Artikel jedenfalls zur früheren „Durchsicht der in Paris wirkenden Gesellschaft, die das ganze „Unternehmen unter ihre Aegide stellt, zugesandt werden, um „dadurch zu verhüten, daß unsere Sache und die Tendenz des „Blattes in irgend einer Weise kompromittirt werde.

„„Der Erfolg des Unternehmens würde doppelt groß werden, „„wenn die Zeitschrift in beiden Sprachen erschiene; ist dies „„nicht möglich, so müßte der Redaktion jedenfalls ein sehr „„geschickter Uebersetzer beigegeben werden, damit die Mitarbeiter „„ihre Aufsätze auch ungarisch einsenden könnten."

Das Projekt konnte trotz aller Mühe, die ich mir gab, leider nicht durchgeführt werden. Es scheiterte wegen Mangel an Geldmitteln, da selbst unsere besten ausländischen Freunde,

und dies war nur zu natürlich, um uns zu dienen, sich keinen zu schweren Verlusten aussetzen wollten. Wir beschränkten uns somit, wie bisher so auch in der Folge, unsere Ansichten blos in den Tagesblättern zur Geltung zu bringen, und sollte Jeder nach besten Kräften das Seinige hiezu beitragen.

So verfloß das ganze Jahr 1850 in eitlen Hoffnungen, Illusionen nnd in dem Austausche unserer schmerzlichen Gefühle über die Lage und die Leiden Ungarn's, die mit jedem Tage verzweifelter wurden. Ende des Jahres kehrte ich wieder nach Paris zurück, von wo ich mich endlich nach der Schweiz verfügte, um daselbst mein zweites Werk, „Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen", zu schreiben.

Sechstes Kapitel.

Entschluß, meinen bleibenden Aufenthalt in der Schweiz zu nehmen. — Kossuth's Rückkehr aus Asien und seine Landung in Southampton. — Meine Zusammenkunft mit Kossuth in London. — Briefe aus London von Alexander Mednyánszky. — Theorie der Nicht-Intervention von Kossuth vertreten. — Seine Abreise nach Amerika.

Der Aufenthalt in der Schweiz war eine wahre Wohlthat für mich. Ich fühlte mich gestärkt in Mitte der wunderbaren Natur, die mich umgab, die sozialen und politischen Einrichtungen entsprachen so ganz dem Ideal, welches ich mir von Jugend auf von einem freien Staate machte, und es war kein Wunder, wenn ich nur zu bald zn dem Entschluß gelangte, mich hier bleibend niederzulassen und Schweizerbürger zu werden. Ich schrieb mein Buch*) an den Ufern des schönen Vierwaldstättersee's und begab mich, nachdem es vollendet war, nach Vernex am Genfersee, wo ich den Herbst und Winter verbringen wollte. Ein Ereigniß

*) Ueber den Nationalkrieg.

trat jedoch dazwischen, welches mich zwang, auf einige Zeit mein ruhiges Asyl zu verlassen und mich nach London zu begeben. Es war dies die Rückkehr Kossuth's aus Asien und seine bevorstehende Ankunft in England. Ich wollte den Mann, der in unserem Freiheitskampfe mein Führer gewesen, als freien Mann wieder begrüßen, ihm meine Ansichten über die mögliche Wirksamkeit der Emigration mittheilen und von ihm persönlich die Absichten und Pläne erfahren, deren Durchführung er sich zum Ziele gestellt.

Als Kossuth in Southampton landete, befand ich mich in London. Ich konnte an dem Empfange, der ihm dort zu Theil wurde, nicht theilnehmen; die Berichte darüber erfüllten mich mit Freude und mit besonderer Befriedigung der tiefe Eindruck, welchen seine erste Rede auf englischem Boden hervorgebracht und die daran geknüpften Betrachtungen der englischen Blätter.

Da Kossuth früher nie in England gewesen und die englische Sprache nur aus Büchern und einem sehr spärlichen Umgang mit Engländern erlernen konnte, so war ich besorgt, daß er bei seinem ersten Auftreten sich etwas befangen fühlen werde. Aber wie sehr hatte ich mich getäuscht! Die Rede, die Kossuth am Abende seiner Ankunft in Southampton hielt, war eine klassische gewesen und als ich meinen Freund Cobden fragte, was er von derselben halte, war seine Meinung, daß sie eine der schönsten war, die seit Jahren in England vernommen worden. Ich wußte nun, daß Kossuth seine frühere Thätigkeit, und diesmal auf der großen Weltbühne, wieder aufnehmen werde, nützlich für Ungarn, wenn die Umstände günstig, aber gefährlich für sein Land, wenn er, hingerissen von seinem mächtigen Geist und seiner regen Phantasie, den Verhältnissen keine Rechnung tragen sollte. Immerhin war ich glücklich, nach so langer Trennung ihn wiedersehen und herzlich beglückwünschen zu können. Als er einige Tage darauf seinen feierlichen Einzug in die City hielt, um als Ehrenbürger in das goldene Buch der Guildhall eingetragen zu werden, und ich vom Sockel der Nelsonstatue, wo ich einen Platz fand, die ungeheure Menschenmenge überblickte, die jubelnd seinen von vier Schimmeln gezogenen Wagen umgab, — als ich sah, wie das mäch-

tigste Volk der Erde dem armen ungarischen Verbannten seine Huldigung darbrachte, da fühlte ich meine Brust sich höher heben und ich war stolz darauf, daß dieser Mann an unserer Spitze gestanden!

Bald nach den Festtagen in der City nahm ich Abschied von Kossuth, um mich nach der Schweiz zurückzubegeben. Auf meiner Rückreise hielt ich mich einige Tage in Paris auf, um daselbst mit meinen Freunden die Haltung zu besprechen, welche uns Kossuth's Pläne, mit denen wir uns leider nicht befreunden konnten, auferlegten. Es wurde beschlossen, uns vollkommen passiv zu verhalten, uns in Nichts zu mengen, der Wirksamkeit Kossuth's keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen, dagegen aber auch die ausschließliche Verantwortlichkeit für Alles, was er unternehmen sollte, ihm allein zu überlassen. Wir wollten Zank und Zerwürfnissen in unsern Reihen vorbeugen und hielten das Beispiel der Polen uns vor Augen, die mit ihren fortwährenden Streitigkeiten der Sache, welcher sie sämmtlich mit so viel Hingebung dienen wollten, unendlich geschadet haben.

Um aber über die Zustände in England und besonders über das Wirken meiner Landsleute daselbst genau unterrichtet zu bleiben, bat ich vor meiner Abreise von London meinen Freund und Kriegskameraden, den Obersten Alexander Mednyánszky, mir in kurzen Zeiträumen hierüber ausführliche Berichte zukommen zu lassen. Diesem Ersuchen kam Mednyánszky bereitwilligst nach und sind die nachfolgenden Briefe des scharfblickenden, charaktervollen und unparteiischen Mannes ein treues Bild der Träumereien, welchen man sich in der ungarischen Emigration in London bis zu Ende des Jahres 1851 hingab.

„London, 3. November 1851.

„Geehrter Herr General!

„Durch Ihr Werthes von Ihrem Aufenthaltsorte in Kennt„niß gesetzt, beeile ich mich, Ihnen über die seit Ihrer Ab„reise von hier erfolgten Vorkommnisse, deren manche ein „allgemeines und wichtiges Interesse haben, einen ausführ„lichen Bericht zu erstatten.

„Als Einleitung diene die Schilderung der in der Emi-
„gration herrschenden Stimmung, welche sich seit einigen Tagen
„wesentlich und zwar nach zwei Richtungen geändert hat.
„Wie Ihnen bekannt, aspirirt ein Theil der Emigranten auf
„hohe Anstellungen, der andere wünscht nur fixe Gagen zu be-
„ziehen. Zu den Ersteren zählten unter Anderen auch unsere
„Landsleute in Paris und fast sämmtliche Mitglieder des von
„uns in Paris gegründeten „Vereins", zu den Letzteren die
„Masse der Proletarier. Natürlich waren unsere Kameraden,
„auf die moralische Kraft des „Vereines" bauend, voll der
„besten Hoffnung, daß ihre Pläne und Aussichten sich erfüllen
„würden; während die nach Geld lechzenden Emigranten, zufolge
„Kossuth's in Southampton gehaltener Rede verstimmt, von
„nicht allzu kühnen Hoffnungen beseelt waren.

„So war die Stimmung noch zur Zeit, als Herr General
„London verließen und Kiß mit noch einigen Andern bei Himmel
„und Hölle betheuerte, daß es genügend sei, wenn der „Verein"
„irgend einen Wunsch nur leise andeute, damit Kossuth selben
„sogleich erfülle. Diese Ueberzeugung mußte A. T. auch Ihnen
„aufoctroyirt haben, da Sie meine Ansicht nicht theilten, als
„ich erklärte, daß es nöthig sei, den „Verein" aufzulösen.
„Wenn seitdem Viele aus den schönen Träumen zur bittern
„Enttäuschung erwacht sind, so haben sie es nicht so sehr den
„Verhältnissen, als ihrem eigenen Irrthume zuzuschreiben,
„denn die guten Leute haben ja in der Ueberschätzung ihrer
„Person und ihrer Fähigkeiten keine Grenze gekannt. Die
„armen Spatzen gerirten sich als Adler und waren fest über-
„zeugt, daß das Weltall zu Nichts werden müsse, wenn sie es
„nicht mit ihren Riesenschultern stützten.

„Da kam der Tag der Ernüchterung! Samstags berief
„Kossuth die Emigranten in seine Wohnung, begrüßte einen
„Jeden auf das Herzlichste, hielt sodann eine Ansprache, in
„welcher er erklärte, daß — obwohl er nur geringe Verdienste
„und Fähigkeiten besitze — er sich doch als das einzige Werk-
„zeug betrachte, welches die Vorsehung und das Volk zur
„Rettung des Vaterlandes erwählt habe; es wäre daher nicht

„am Platze, wenn er aus zu großer Bescheidenheit diese Rolle „von sich stieße! Demzufolge übernehme er wieder die Macht „des Gouverneurs und stelle sich an die Spitze des Volkes, „resp. an die Spitze des Vaterlandes; er fordere es von Jedem, „der mit ihm wirken wolle, daß er sich offen zu seiner Partei „bekenne. Jeder müsse ihm gehorchen, und selbst dann, wenn „ihm hie und da die Angelegenheiten, deren Fäden er (Kossuth) „allein in Händen behalten wolle und deren Geheimnisse er „Niemandem mittheilen werde, nicht ganz klar erscheinen sollten, „dürfe er nicht viel nachfragen, sondern müsse einfach den er„theilten Befehlen nachkommen.

„Wer sich nicht für mich erklärt, ist mein Gegner!" sprach „Kossuth weiter. „Es kann zwar der Fall eintreten, daß sich „eine andere Partei bilden wird; wenn diese sich auch die „Befreiung des Vaterlandes zum Ziele steckt, bin ich stets „bereit, Hand in Hand mit derselben zu wirken; sollte ich jedoch „bemerken, daß eine Partei nach schädlichen Zielen strebte, so „so möge jene trachten mich zu vernichten, denn sonst werde „ich dieselbe unerbittlich niedertreten. Auf der Fahne, unter „welcher ich kämpfen will, steht: „Volkssouveränetät, allge„meines Stimmrecht, munizipale Autonomie und republi„kanische Regierung."

„Nie wolle er ein Cromwell sein! fuhr er fort; es gebe „drei Dinge, zu welchen ihn kein Mensch je werde bekehren „können: Erstens, daß er jemals König werde, zweitens, daß „er in Ungarn je unter einem Könige diene; lieber esse er „bis an sein Lebensende das bittere Brod der Verbannung; „drittens, daß, wenn er das Vaterland gerettet haben werde, „er auch nur eine Stunde länger an der Spitze der Regie„rung bleibe.

„Die Mittel und Wege zur Rettung des Vaterlandes wolle „er selbst wählen und gegebenen Falles einem Jeden das Feld „seiner Thätigkeit zumessen.

„Seine auswärtige Politik betreffend erklärte er, daß es „nöthig sei, England gegenüber sich an den Charakter des „Volkes, an die Regierungsform des Landes zu schmiegen. Er

„seinestheils wolle für die Theorie der Nichtintervention agitiren,
„doch werde man ihn nie gegen die Idee der Republik sprechen
„hören; er werde hierüber schweigen, aber nur so lange, bis
„man ihn nicht zwingen werde, seine Grundsätze frei auszu-
„sprechen. Werden seine Agitationen von dem gewünschten
„Erfolge gekrönt, dann könne er den Tag bestimmen, an welchem
„er die österreichische Monarchie, gleich dem in seiner Hand
„sich befindlichen Papier, zerstückeln werde. Aus Amerika
„werde er in einigen Wochen zurückkehren und sich dann dahin
„wenden, wo seine Gegenwart am meisten erforderlich sein
„wird.

„Hierauf ging er auf die Angelegenheiten der Emigration
„über. Er halte es für seine Pflicht, so sprach er, neben den
„Sorgen für das Vaterland in erster Richtung dahin zu
„streben, daß keiner der Emigranten Noth leide. Mehreren
„wolle er in einer Gewehrfabrik, wo für uns Waffen ver-
„fertigt werden sollen, Arbeit zuweisen lassen. Mit dem Ent-
„wurfe einer Gehaltsliste betraue er Wolfgang Kemény, bei
„dem ein Jeder seine Bedürfnisse anmelden möge.

„Damit war die lange Rede zu Ende, welche an einzelnen
„Stellen erhaben und begeisternd, an andern Stellen zu sehr
„mit seiner eigenen Person sich befassend, im Ganzen einen
„Jeden befriedigte mit Ausnahme vielleicht Derjenigen, die den
„„Verein" bis dahin um jeden Preis aufrecht erhalten wollten,
„jetzt aber, da sie sahen, daß diesem soeben der Todesstoß ver-
„setzt wurde, nicht mehr Willens sein konnten, den Sterbenden
„am Leben zu erhalten.

„Wie sehr auch Kossuth den einzelnen Mitgliedern schön-
„that, welche Anerkennung er auch den schönen Prinzipien
„zollte, haßte er dennoch den „Verein" als ein ihm entgegen-
„gestelltes Hinderniß, und dieser Haß leuchtete schon aus seiner
„zweiten Rede hervor, in welcher er von „Befehlen und Ge-
„heimhalten" sprach. Als ich daher diese Wendung der An-
„gelegenheiten gewahrte, schlug ich noch an demselben Abend
„einigen Mitgliedern vor, daß wir die Todten ehestens bei-
„setzen mögen, damit sie keine Spur von sich zurückließen;

„Alle waren damit einverstanden und wir werden dieser Tage „die letzte Sitzung abhalten.*)

„Sie können sich denken, Herr General, wie abgekocht die „Aspiranten waren, obzwar sie Kossuth schon früher darauf „vorbereitete, indem er ihren Worten, so hochklingend sie auch „waren, nie ein Gewicht beilegte. Von dieser Zeit an trat „der Umschwung in den Gefühlen der beiden Gruppen der „Emigranten ein.

„Noch an demselben Abende erfuhr ich, daß Teleky Sándor „von Kossuth mit einer Mission nach Deutschland betraut „wurde. Diese Nachricht verstimmte unsere Freunde noch mehr „und öffnete ihnen erst gänzlich die Augen. Ueberall sah ich „nur traurige Mienen.

„Wie es scheint, steht Thaly hoch in der Gunst Kossuth's. „Ihre erste Konferenz dauerte mehrere Stunden und werden „dieselben täglich fortgesetzt.

„Die Abreise Kossuth's ist auf den 14. dieses anberaumt; „zu seiner Begleitung erkor er Pulszky sammt Frau, die beiden „Adjutanten (Ihász und Bethlen Gergely), Henningsen und „Horchi. Noch eine Person soll mitgenommen werden, um „welche Gunst sich nun die Mehrzahl unserer Landsleute be„wirbt. Es ist noch unbestimmt, wer der Glückliche sein wird, „man glaubt Vetter.

„Ihre Briefe habe ich Kossuth eingehändigt. Er sprach „über dieselben nur wenig mit mir. Cäsar (Baron Mednyánszky) „wurde damit betraut, in Paris die Verbindung mit den Ab„geordneten der republikanischen Partei aufrecht zu erhalten. „Er wurde auf Vorschlag des Obersten Kiß in den „Verein" „aufgenommen, damit er als Geistlicher über uns das „Circum „dederunt" sage.

„Seit Ihrer Abreise sind mit der Penny-Post zwei Briefe „für Sie eingetroffen. Voraussetzend, daß selbe nur Höflich„keitsbriefe seien, war ich so frei, dieselben zu öffnen, damit „ich Ihnen unnützes Postporto erspare. In dem einen der

*) Dieser Verein war vor Kossuth's Ankunft in Paris gegründet worden.

„beiden Briefe ersucht Sie Gélics um ein Exemplar Ihres „Buches. Der zweite Brief ist der hier beigeschlossene.

„Auch an Czetz und Karacsay habe ich die Briefe übergeben. „Ersterer reist morgen ziemlich unbefriedigt nach Paris zurück.

„Montag hat Kossuth vor einer großen Volksversammlung, „an welcher mehr als 200,000 Menschen theilnahmen, in einer „vortrefflichen Rede seine republikanischen Ideen entwickelt. „Unter Anderem schleppte das Volk einen großen Galgen in „Prozession herum, unter welchem an mehreren Orten die „„Times" verbrannt wurde. Der Galgen führte die Aufschrift: „„Dies ist das Loos des Lügners!" Man sah ungarische „Fahnen und Cocarden in ungeheurer Anzahl.

„Am 6. November Morgens.

„Ich habe das Absenden meines Briefes verzögert, damit „ich Ihnen über das Loos des „Vereins" Bestimmtes mit„theilen könne. Gestern sprach ich mit Kiß, der sehr dafür „ist, daß der „Verein" fortbestehe. Czetz wurde vor seiner „Abreise seitens Kossuth's mit der Ausarbeitung irgend eines „Kriegsplanes betraut und zog ganz fröhlich von dannen; er „hat seine Ansicht bezüglich des „Vereins" total geändert. Es „wäre sehr gut, wenn Sie, Herr General, dem „Verein" „gegenüber offen Ihre Meinung aussprechen möchten, denn „die jetzige Lage desselben ist sehr unbequem.

„Kossuth wird weder in Manchester noch in Birmingham „seitens des Lord-Mayors offiziell empfangen werden; die„selben erklärten, daß es ihre Pflicht sei, die Angelegenheiten „der Stadt zu leiten und sich in keine politischen Demon„strationen einzulassen. Wie es heißt, wird Kossuth trotzdem „auch diese beiden Städte besuchen.

„Drei Dampfschifffahrts-Gesellschaften machten sich erbötig, „Kossuth nach Amerika überzuführen. Die eine will ihr Schiff „zu jener Stunde auslaufen lassen, wenn es Kossuth beliebt, „ist bereit, nur Kossuth und sein Gefolge einzuschiffen und ver„zichtet auf jede Bezahlung.

„Die hier weilenden Ungarn waren gestern bei Kossuth. „Sie wurden gut empfangen, doch hat Kossuth, da er durch

„Besuche von Engländern viel Zeit verlor, nicht mit jedem „Einzelnen gesprochen, was er schließlich immerhin hätte thun „können. Ich bleibe bis Montag den 10. November in der „Stadt, doch werden mir die Briefe durch Mayer pünktlich „zugeschickt werden. Kossuth will Nordamerika aus seiner neu„tralen Stellung Europa gegenüber herausreißen.

„Gott mit Ihnen!

„M. (Mednyánszky) Sándor."

Eine der Hauptaufgaben, welche sich Kossuth während seiner Rundreisen in England und Amerika setzte, war Ungarn vor einer zweiten russischen Intervention zu bewahren und zu diesem Zwecke England, die amerikanischen Freistaaten und Frankreich, vielleicht auch Deutschland, zur Anerkennung des Prinzips der Nichtintervention zu bewegen. Monstre-Meetings in England und Amerika, Volksversammlungen in Frankreich sollten den Weg hiezu bahnen und die Regierungen zur Nachgiebigkeit zwingen.

Bevor sich Kossuth nach Amerika begab, besprach er diesen Plan mit mehreren seiner englischen Freunde, welche ihm das Versprechen gaben, bis zu seiner Rückkehr das Terrain zur Agitation möglichst vorbereiten zu wollen. Die freie Selbstverfügung über das Staatswesen sollte zwar das unbestrittene höchste und heiligste Recht eines jeden Volkes sein, und jede fremde Einmengung als Verbrechen am Völkerrechte von den andern Staaten verhindert werden. Bis zu diesem Augenblicke jedoch fand diese Doktrin selbst in Frankreich, wo man sie 1830 anregte, nur wenig Anklang. Die Monroe-Doktrin, welche in der nordamerikanischen Union zur Staatsmaxime erhoben wurde, bezieht sich blos auf den amerikanischen Kontinent.

Kossuth führte in den vielen Reden, welche er über die Nichtinterventions-Theorie hielt, als Hauptargument all die traurigen Folgen der Interventionen in Spanien, Neapel und Deutschland an; wie in den Zwanziger- und Dreißiger-Jahren die kaum zur Freiheit gelangten Völker wieder in Fesseln geschlagen wurden, um ein halbes Jahrhundert länger unter der drückendsten Herrschaft unfähiger, rachsüchtiger Souveräne zu

ſchmachten, von welchen Gräueln die Welt in Spanien nach der Wiederherſtellung des abſoluten Regimes im Jahre 1823 Zeuge geweſen; endlich welche Verluſte der Fortſchritt erlitten und welche ungünſtige Wendung die europäiſchen Intereſſen in Folge der ruſſiſchen Intervention in Ungarn genommen. Die Gegner des Prinzips der Nichtintervention führten dagegen an, daß wenn die Franzoſen unter Lafayette und Rochambeau, mit Einwilligung Ludwig XVI., den bedrängten Freiheitskämpfern in Nordamerika nicht zu Hülfe gekommen wären, die Vereinigten Staaten ſehr wahrſcheinlich auch heute noch eine engliſche Kolonie, gleich Kanada, wären, ſicher aber nicht denjenigen Glanzpunkt von Macht und Größe erreicht hätten, der ſie in naher Zukunft ſchon an die Spitze der Völker berufen müſſe; daß ohne die Intervention England's und Frankreich's in Griechenland das arme, bereits halbverblutete Griechenvolk auch heute noch das türkiſche Joch tragen würde; daß die Verfaſſungen in Spanien und Portugal nie zur Wahrheit geworden wären ohne die Intervention England's und Frankreich's; ſchließlich daß durch die Intervention Rußland's in der Türkei ein Theil der chriſtlichen Bevölkerung dieſes Landes in ſeine natürlichen und menſchlichen Rechte wieder eingeſetzt worden ſei.

Die Theorie der Nichtintervention iſt ſomit eine zweiſchneidige Waffe, die bald der Freiheit zum Wohle, öfter aber noch zu ihrem Nachtheile geworden. Für uns Ungarn war die Intervention Rußland's jedenfalls ein Unglück geweſen, weil wir ohne dieſelbe entweder unſere Unabhängigkeit erlangt haben würden, oder aber (wie es achtzehn Jahre ſpäter geſchah) mit der Dynaſtie einen Vergleich hätten ſchließen und uns ausſöhnen können.

Schon ſieben Jahre nach Koſſuth's Reden in England und Amerika trat die Zeit ein, wo wir ſelbſt die Intervention wünſchen mußten; nämlich die Intervention Frankreich's in Italien und Ungarn, an die wir damals unſere einzigen und letzten Hoffnungen knüpften.

So ändern ſich die Verhältniſſe; es laſſen unabänderliche Rechtsgrundſätze ſich niemals dort aufſtellen, wo die Umſtände allein ausſchlaggebend ſind. „Salus reipublicae suprema lex“ wird ſtets der höchſte Grundſatz im Staatenleben bleiben.

Der folgende Brief Mednyánszky's lautete:

„London, 44 Westbourne Grove, 14. November 1851.

„Geehrter Herr General!

„Da ich meinen Ausflug auf's Land um eine Woche ver„schieben mußte, so verließ ich unsern Vetter Mayer und ließ „mich mittlerweile in der Nähe unserer Landsleute nieder, bei „denen die Ernüchterung bezüglich mancher Vorurtheile all„mälig mehr und mehr bemerkbar wird. Ich bereue es auch „nicht, daß ich hier geblieben, denn das fortwährende Hin„und Herrennen unserer Exilgenossen bietet dem aufmerksamen „Beobachter zwar keine Unterhaltung, doch hinreichenden Stoff, „um daraus weise Lehren zu ziehen.

„Wahrlich, die große Masse macht auf mich mit ihrem eifrigen „Jagen nach Aemtern den Eindruck des Gallerie-Publikums, „welches stundenlang vor Eröffnung des Theaters den Ein„gang bestürmt, damit ein Jeder für das Wenige, was er zu „bieten im Stande, für seinen geringen Eintrittspreis, einen „guten, bequemen Platz sich verschaffe.

„Der Tag der Abreise Kossuth's ist noch nicht festgesetzt, „möglich, daß er sich schon nächsten Mittwoch wird einschiffen „können. Da die öffentlichen Demonstrationen ihr Ende ge„nommen haben, macht Kossuth jetzt ernste Vorbereitungen „zur Abreise; seinem Gefolge wird sich an Stelle Horchi's „Péter Nagy als Kanzleidirektor anschließen, auch Hajnik wird „mitgenommen.

„Kossuth wird von den Engländern angebetet; als Beweis „diene hiefür ein Leitartikel des „Morning Advertiser", den „ich hier beischließe. Dieses Blatt ist sehr gemäßigt und hat „nächst der „Times" die meisten Abonnenten. Ich übersende „Ihnen gleichzeitig einen Bericht über die jüngste scandalöse „Sitzung der Polen; Anlaß hiezu gab das Auftreten des Ab„geordneten Ansley, der ein intimer Freund Urquhart's ist.

„Das Benehmen der Cobden-Partei ist geradezu ein scan„dalöses. Cobden selbst hat sich von jeder öffentlichen De„monstration ferngehalten, seitdem er in Erfahrung gebracht, „daß Kossuth — horribile dictu — ein Republikaner sei. Solch

„wankelmüthige Charaktere fallen jedoch bei Entscheidungen „nicht schwer in's Gewicht; Ansley aber ist entschieden ein — ! „Meiner Ansicht nach hat Kossuth auch nicht Recht gethan, „mit seinen republikanischen Ideen so schroff in England auf„zutreten. Es war hiezu keine Noth vorhanden.

„In strategischen Fragen besitzt Vetter das vollste Ver„trauen Kossuth's, der durch ihn einen allgemeinen Kriegs„plan ausarbeiten lassen dürfte. Vetter gedenkt Ihnen hierüber „einige interessante Mittheilungen zu machen, weshalb ich „ihm auch Ihre Adresse gab.

„Thaly wurde mit der Ausbildung der Offiziere eines zu „errichtenden Pioniercorps betraut (!?), er wird 20 bis 25 „Landsleuten täglich mehrere Stunden lang in allen hierauf „bezüglichen Wissenschaften Unterricht ertheilen. — Da hat „Kossuth wieder einmal sich an den richtigen Mann gewandt!

„Den Zahlungsplan hat Kemény bereits ausgearbeitet. „Demnach erhält die Mannschaft täglich 1 Shilling per Kopf, „die subalternen Offiziere 2 Sh., die Stabsoffiziere 2½ Sh., „die Generäle und Minister 3 Sh. Die Frauen bekommen die „Hälfte. Die Gage wird am 1. November bezogen. Ueber„dies wurde einem Jeden eine halbmonatliche Gage als Re„muneration gegeben. — Dies hat die Gemüther ein wenig „beruhigt. — Ich meinerseits habe auf die Unterstützung ver„zichtet.

„Die Aufgabe, mit welcher Czetz betraut worden, ist die „Ausarbeitung eines Planes für einen Volksaufstand.

„Im Laufe dieser Tage wird auch das Emigrations„Comité ernannt werden, welches sich unverweilt an seine „schwere Aufgabe: Vertheilung der Arbeit und Ausarbeitung „eines systematischen Verpflegungsplanes, machen wird u. s. w."

Trotz der vollkommen passiven Haltung, die ich, zufolge des Uebereinkommens mit meinen Gesinnungsgenossen, Kossuth gegenüber beobachtete, konnte ich nicht umhin, in Beantwortung obiger Briefe meiner Verstimmung Ausdruck zu geben, sowohl bezüglich so mancher Rathgeber, welche Kossuth an sich heranzo

auch wegen der unumschränkten Macht, die er sich anzueignen für gut fand und die im grellen Widerspruche mit unserer politischen Vergangenheit und zu den Grundsätzen standen, für die wir kämpften und für die so Viele unserer Besten das Leben opferten. —

Hierauf schrieb mir Mednyánszky:

„Lewisham, am 19. November 1851.

„Geehrter Herr General!

„Es ist unstreitig, daß jener Mann, auf den die Blicke „der ganzen Welt mit Bewunderung und Achtung gerichtet „sind, besonders in der Wahl seiner Vertrauensmänner nicht „die glücklichste Hand besitzt, daß er jetzt viele Rücksichten ver„letzend in der Einbildung seiner Unfehlbarkeit ausschließlich „auf sein Ziel losfteuert; es ist ferner wahr, daß die andern „Führer Anlaß genug haben, wegen seiner Verschlossenheit und „seines Mißtrauens ungehalten zu sein; all dies und noch „vieles Andere zugegeben, müssen wir doch offen bekennen, daß „Kossuth der Einzige unter uns im Stande ist, durch sein „Wirken in England und Amerika zu unserem künftigen Frei„heitskampfe einen sichern Grund zu legen. Und wenn „wir diese Wahrheit einsehen, — und wer könnte sie be„streiten? — liegt uns da nicht die Pflicht ob, nicht nur seine „kleinen menschlichen Schwächen, sondern auch die Selbstüber„hebung zu entschuldigen, wenn er, von seinem Genie und „seiner Phantasie hingerissen, sich für fähig hält, allein, mit „Umgehung eines jeden Andern, die riesigen Vorarbeiten zu „dem kommenden Titanenkampfe ausführen zu können! Des„halb, Herr General, — ich bitte Sie darum und Ihr Pa„triotismus gebietet es Ihnen, — beurtheilen Sie ihn minder „streng. Eine lautere, treuere Vaterlandsliebe habe ich nie „gekannt, als jene, die Sie beseelt, daher weiß ich auch, daß „Sie ohne jeden schweren innern Kampf dem Vaterlande Ihr „verletztes Selbstbewußtsein und Ihre Unabhängigkeitsgefühle „zum Opfer bringen werden.

„Vor einigen Tagen hatte ich eine interessante Unterredung „mit Vetter, die ich theilweise — da ich die Hauptsachen, die „Ihnen wahrscheinlich Vetter selbst mittheilen wird, geheim

„halten muß, — hier wiedergeben will. Vetter besuchte mich;
„da aber bei mir viele Ohrenzeugen waren, lud er mich ein,
„zu ihm zu kommen, wo sich zwischen uns folgendes Gespräch
„entspann: „Haben Sie schon Kossuth Ihre Dienste an-
„getragen?" fragte Vetter. „Ja!" „Möchten Sie nicht in einer
„geheimen Mission abreisen?" „Ja!" „Sie könnten zwar als
„Regierungskommissär in unser Vaterland zurückkehren, aber
„davon will ich nicht reden, das wäre zu gefährlich; aber in
„Italien, wo u. s. w. könnten Sie dort und dort, dies und
„Jenes thun u. s. w." „Auch dazu erkläre ich mich bereit."
„Aber darüber dürfen Sie keinem Menschen Mittheilung
„machen, selbst Klapka nicht!"

„Dies machte mich stutzig und ich entgegnete: „Da ich über-
„zeugt bin, daß in Italien nur Klapka allein an der Spitze
„der Agenden stehen kann, ist es mir unbegreiflich, welche
„Mission diejenige sein mag, die ich vor ihm geheimzuhalten
„habe; ich nehme sie daher auch nicht an. Uebrigens glaube
„ich, daß ich meinem Vaterlande nirgends mit besserm Erfolge
„werde dienen können, als an der Seite Klapka's, der mich
„zu Beginn seiner Thätigkeit unbedingt brauchen wird; ich
„ziehe daher meine Anstellung an seiner Seite einem jeden
„Amte vor!" „Nun, dies ändert die Sache. Aber noch
„etwas . . . ." Dann machte er mir eine höchst interessante
„und wichtige Mittheilung, die ich hier nicht niederschreiben
„kann, welche er aber ohne Zweifel, denn er versprach es mir
„zu thun, auf sicherem Wege zu Ihrer Kenntniß bringen
„wird.

„Von Ihrem Werke haben wir, wie Sie es wohl wissen
„werden, auch mein Exemplar verschenkt, somit kann ich Gé-
„lics keines mehr geben, bis ich nicht welche aus Paris be-
„komme. Emerich (Szabó) weilt noch hier, doch ich weiß nicht,
„wo er wohnt, noch was er hier macht, da ich ihn nicht zu
„Gesicht bekam.

„Verübeln Sie es Kossuth nicht, wenn er Ihre Briefe bis
„jetzt noch nicht beantwortet hat; er ist so überhäuft mit Ar-
„beit, daß diese einen Mann von mittelmäßigem Versta

„schwächerer Körperkraft längst erdrückt haben würde. Daran
„zweifle ich aber nicht, daß er Ihnen später antworten wird;
„er nimmt ja genug Sekretäre mit sich!“

„20. November 1851.

„Wie ich höre, ist Kossuth heute abgereist. Seitdem er
„aus Birmingham zurückgekehrt ist, befaßte er sich hauptsächlich
„mit den Angelegenheiten des Vaterlandes und der Emigration;
„besonders trachtete er aber, das zur Unterstützung nöthige
„Geld aufzubringen. Für den 18. dies 9 Uhr Morgens berief
„uns Kossuth zu sich. Unsere Landsleute erschienen in schöner
„Anzahl und Kossuth hielt an uns eine Ansprache, die beiläufig
„wie folgt lautete:

„Seit meiner Ankunft in England wurde ich mit dreierlei
„Briefen bestürmt: von solchen, in welchen ich um Autografe
„angegangen werde; von amtlichen, schließlich von Anklage-
„briefen. Die letztern stammen ausschließlich aus den Kreisen
„der Emigranten und kamen mir am häufigsten zu. Ich muß
„gestehen, daß ich — wenn ich nach diesen Briefen meine Um-
„gebung beurtheilen wollte — Jeden, der mir nahe steht, als
„einen Spion betrachten müßte; denn es ist Keiner unter
„Ihnen, den man nicht vor mir verleumdet hätte, die Ver-
„leumdung hat selbst meine nächste Umgebung nicht verschont.
„Sie müssen zugeben, meine Herren, daß dies doch schon mehr
„als zu viel ist. Sie haben mir Ihr vollstes Vertrauen an-
„geboten, bauend auf meinen Verstand und meinen Charakter,
„und doch habe ich kaum meine Umgebung gewählt, so beginnt
„schon die Intrigue zu wirken, weil ich nicht Jedermanns
„Wünsche erfüllen konnte. Ich habe bereits offen erklärt, daß
„ich nur an der Spitze einer solchen Partei stehen will, die
„mir ihr volles Vertrauen entgegenbringt; ich glaube auch,
„daß ein Jeder, der sich behufs Unterstützung oder Anstellung
„bei mir vormerken ließ, damit gleichzeitig die Erklärung ab-
„gab, daß er mein Freund sei. Vor Allem will ich Eintracht
„in Ihren Reihen haben, damit nicht unser Ansehen in England
„geschmälert werde. Gegenwärtig kann ich Sie nicht Alle an-
„stellen; auch hiefür wird schon die Zeit kommen. Meiner Unter-

„stützung will ich jedoch nur Diejenigen theilhaftig werden „lassen, die mir anhänglich sind."

„Sodann berührte er mit wenigen Worten das Verhältniß „Rußland's, England's und Frankreich's zu einander. Er hält „den Krieg zwischen Rußland und Frankreich, wenn das letztere „Republik bleiben sollte, für unvermeidlich u. s. w.

„Schließlich kam er wieder auf die Emigration zu sprechen „und sagte, daß er als größtes Uebel derselben die Beschäfti- „gungslosigkeit betrachte, weshalb er dem größeren Theile der- „selben Arbeit geben wolle. Hiezu stehen zunächst zwei Wege „offen: ein Theil möge sich in der Kriegswissenschaft, besonders „im Pionierwesen, ausbilden, ein anderer Theil soll die Waffen- „fabrikation erlernen.

„Herr Oberst Thaly war so freundlich, sich zum Lehrer „des Pionierdienstes anzutragen; demzufolge werden 20 bis „25 Personen sich zu Pionier-Offizieren bilden können. Die „Waffenfabrikation mögen 30 Personen erlernen. Denjenigen, „welche in der einen oder andern Weise thätig sein werden, „wolle er eine höhere Gage anweisen, damit sie mehr Lust zum „Lernen haben. Die Pionierschule möchte er, der geringern „Kosten halber, am liebsten in Belgien errichten, weshalb er „bei dem dortigen (welchem?) Gesandten die nöthigen Schritte „thun werde. Denjenigen, die es nicht nöthig haben, in Eng- „land zu verbleiben, rathe er, sich dort anzusiedeln, wo das „Leben billiger sei. Der in sich die Fähigkeit fühle, dem „Vaterlande in irgend einer andern Weise zu dienen, möge sich „bei Jhász melden. Zur Leitung der Agenden der Emigranten „und zur Vertheilung des Geldes erachte er es nöthig, ein „Comité zu ernennen. Er fühlt sich berechtigt, dieses Comité „selbst zu ernennen, weil die nöthigen Gelder ausschließlich „von ihm beschafft werden müssen. Unter dem Präsidium „Kemény's werden zwei andere Comitémitglieder fungiren, „nämlich Thaly und Gélics. Er schloß mit der Erklä- „rung, daß er von keiner Ambition geleitet werde u. s. w. „und forderte hierauf Jeden, der noch etwas zu sagen habe, „auf, er möge vortreten. Da machte sich Lorand erböt-

„Artillerie-Handbuch in ungarischer Sprache zu verfassen, wo-
„zu er um die nöthigen Quellen bitte, die ihm Kossuth zusagte.
„Schließlich ergriff Graf Paul Eszterházy das Wort. Er sei
„zwar der Letzte, sagte er, der gekommen sei, Kossuth zu begrüßen,
„doch halte er sich für einen eben so guten Patrioten, wie nur
„irgend einer seiner Gefährten es sei. Er fleht Gottes Segen
„herab auf Kossuth's weitere Pfade und spricht mehrere Wünsche
„aus, wie Kossuth in Nordamerika, dessen jungfräuliche Frei-
„heit noch von keinem Tyrannen befleckt worden, wirken möge
„und nimmt dann gefühlvollen Abschied auch im Namen seiner
„Gefährten. (Umarmungen.)

„Ich muß gestehen, daß die Rede sehr gut und energisch
„gehalten war; aus dem Munde Paul's mußte sie um so
„überraschender klingen, weil man sehr daran zweifelte, ob er
„überhaupt beim Abschied zugegen sein werde. Damit war auch
„die Sitzung zu Ende.

„A. Mednyánszky."

Es mögen hier noch einige Zeilen Mednyánszky's folgen, in welchen er von dem Gesammterfolge Kossuth's in England spricht:

„Lewisham, 23. November 1851.

„Geehrter Herr General!

„Beigeschlossen übermache ich Ihnen die jüngste Rede
„Kossuth's, welche hauptsächlich deshalb von großem Inter-
„esse ist, weil sie gleichsam das Résumé all seiner bisherigen
„Reden bildet. Der Ausschnitt ist der „Times" entnommen,
„welche die Rede in ihrem ganzen Umfange veröffentlichte,
„wenn sie auch die Empfangsfeierlichkeiten nach Möglichkeit zu
„verdunkeln bemüht war. Dies kann aber der Sache nicht im
„Geringsten schaden.

„Noch einen Zeitungsausschnitt übersende ich Ihnen, in
„welchem Kossuth als öffentlicher Charakter und Staatsmann
„gefeiert wird. Diese Schilderung bietet deshalb ein vorzüg-
„liches Interesse, weil sie die Gefühle des englischen Volkes
„verdolmetscht. Nie hat noch vor Kossuth in England irgend
„Jemand, sei es ein Einheimischer oder Fremder, ein Monarch

„oder sonst ein hervorragender Mann — in so kurzer Zeit „nicht nur das Herz, sondern auch den Sinn und die Ueber„zeugungen des Volkes zu gewinnen gewußt; und noch dazu „in einer ad hoc erlernten Sprache.

„Einen größeren Sieg, ich meine moralischen Sieg, wird „Kossuth nie mehr, weder sich selbst, noch der Sache, die er „vertritt, zu erringen vermögen, selbst dann nicht, wenn er „dereinst in Budapest seinen Einzug halten sollte!

„Er erhielt in drei Wochen 65 Adressen von mehr als „5 Millionen Menschen, welche, man kann es sagen: die In„telligenz England's vertreten!

„Erhabeneres hat die Welt noch kaum gesehen. Der Empfang „in Amerika kann sich nur dadurch zu einem glänzenden ge„stalten, weil dort die Regierung selbst an die Spitze des „Volkes treten wird u. s. w.

„A. Mednyánszky."

Siebentes Kapitel.

Zustände in Frankreich. — Bruch zwischen dem Präsidenten und der Nationalversammlung. — Der Staatsstreich vom 2. Dezember. — Berichte hierüber und vertrauliche Mittheilungen vom General Johann Czetz.

Kossuth war noch in Kleinasien, internirt zu Kintahia, als die ersten Streitigkeiten zwischen dem Präsidenten der Republik und der Nationalversammlung in Frankreich ihren Anfang nahmen.

Der Zwist nahm stetig zu, bis er endlich jenen Höhepunkt erreichte, wo es leicht vorauszusehen war, daß es zwischen beiden Theilen früher oder später zu einem Zusammenstoße kommen müsse.

Das Benehmen des Prinzen erfüllte den gesetzgebenden Körper mit Besorgniß. Seine Beziehungen zu den höheren Generälen der Armee, die Art und Weise, wie er bei den Truppen

sich populär zu machen strebte, endlich die Propaganda, welche seine Agenten unter den arbeitenden Klassen machten, ließen auf einen Staatsstreich schließen. Ob er seinen Plan durchzuführen im Stande sein werde, war zweifelhaft; daß er ihn versuchen werde, war Jedem klar, der sein Benehmen mit Aufmerksamkeit verfolgte. Die äußerste Linke setzte ihre Hoffnungen auf diesen bevorstehenden Bruch zwischen den beiden Gewalten, der gesetzgebenden und exekutiven, und war überzeugt, daß dieser Streit zur Revolution und zum endlichen Siege der radikalen Republik führen müsse.

Der von den Radikalen so heiß ersehnte Augenblick kam in der That und zwar früher als sie es erwartet hatten. Er brachte aber das Gegentheil von dem, was sie zu erlangen hofften; denn mit dem Eintritt desselben war es auch, und für lange Zeiten, um ihre Freiheit geschehen.

Am 2. Dezember 1851 wurde Europa und die ganze Welt von der Nachricht überrascht, daß der vom Prinz-Präsidenten längst vorbereitete Plan durch eines der blutigsten Attentate, welches die Geschichte kennt, endlich zur Ausführung gebracht worden.

Mein eifriger Korrespondent in Paris war zu jener Zeit General Johann Czetz gewesen, dessen Briefe über die blutigen Tage des Monates Dezember, im Augenblicke der Ereignisse geschrieben, auch heute noch ihr volles Interesse bewahrt haben.

Czetz schrieb mir:

„Paris, am 7. Dezember 1851.

„Lieber Georg!

„Du weißt aus den Zeitungen, was hier am 2., 3. und „4. dieses vorgefallen; ich kann Dir daher nichts Neues „schreiben und beschränke mich auf die Mittheilung meiner „Ansichten über die Ereignisse und einiger Details derselben. „Was den freiheitsliebenden Mann zunächst entmuthigt, was „seine Seele am tiefsten kränken muß, ist die traurige That„sache, daß unter dem Volke, welches sich so stolz „la grande „nation“ nennt, sich kaum einige arme Arbeiter und einige

„Abgeordnete vorfanden, die, ihre Pflicht erfüllend, für die „Ehre der Nation auf den Barrikaden verbluteten. Die „Uebrigen, besonders die Nationalgarde, haben ihre Traditionen „verläugnet und ließen die Ehre und das Leben der Nation „in den Koth treten; der Soldat aber sank auf das Niveau „des rohen Kosaken herab und half mit, die Säbelherrschaft, „le régime du sabre, wie sie es hier nennen, zu begründen. „Fluch, ewige Schande und Spott über sie!

„Dienstags, an jenem berüchtigten 2. Dezember, war es, „daß der wortbrüchige Präsident, treu seinem den russischen „und österreichischen Herrschern gegebenen Worte, er werde „Europa noch vor dem Jahre 1852 retten (das ist ein Faktum), „seine erkauften Spießgesellen auf dem Concorde-Platze und den „Boulevards aufstellte und die Auflösung der Abgeordneten-„Kammer verkündete. Ein allgemeines Entsetzen erfaßte die „Stadt; doch gegen 4 Uhr Nachmittags kam Jeder, der sich „nur bewegen konnte, auf die Boulevards und gab seinem Un-„willen durch nicht enden wollende Ausrufe: „Vive la Ré-„publique!“ Ausdruck. Dies war das erste Zeichen des Unter-„liegens der Nation, denn bis dahin hörte man nur den Ruf: „„Vive la Constitution!“, welcher Ausruf noch so manchen „Söldner hätte bekehren können.

„Die nicht gefangenen Abgeordneten, ungefähr 200 Legi-„timisten, 70—80 Orleanisten, versammelten sich, jede Partei „gesondert, sprachen den Präsidenten des Vaterlandsverrathes „schuldig und verurtheilten ihn; dasselbe that der Kassations-„hof und der Oberstaatsanwalt Boyer besaß Muth genug, „das Urtheil in eigener Person dem Präsidenten einzuhändigen, „wofür er natürlich sofort verhaftet wurde.

„Auch die Bergpartei (la montagne) blieb nicht unthätig; „getreu den Traditionen vom Jahre 1792 versammelte sie „sich, erklärte die Versammlung für permanent, verwahrte sich „in einem an das Volk gerichteten Manifeste gegen die That „des Präsidenten und publizirte gleichzeitig das Urtheil des „Kassationshofes. Dieses Urtheil wurde von jedem Mitgliede

„der Partei unterfertigt und Mittwoch Abends vor dem Café „de Paris affichirt.

„Mittwoch Mittags errichtete man die erste Barrikade in „der Rue Rambuteau; fünf Abgeordnete: Baudin, Schoelcher, „Madier de Montjeau, Bruckner und Esquiros erscheinen mit „der Nationalschärpe, um sich als Deputirte zu erkennen zu „geben, unbewaffnet, ja selbst ohne Stock auf der Barrikade „und haranguiren die Soldaten.

„Nachdem sie ihre Reden beendet, fordert sie ein Oberst „auf, sich zurückzuziehen.

„Schießen Sie, wenn Sie glauben damit Ihre Pflicht zu „erfüllen," war die Antwort, „wir rühren uns nicht von der „Stelle!" Sie kreuzten die Arme und verharrten, Statuen „gleich, in ihrer Stellung. Niemand sonst befand sich auf der „Barrikade.

„Der Oberst kommandirt „Feuer", der Abgeordnete Baudin „fällt todt nieder, ein Anderer wird verwundet, doch rühren „sich die Uebrigen nicht. Der Oberst kommandirt „Zum „Bajonett!" das Militär erstürmt die Barrikade, verwundet „die übrigen Abgeordneten, bietet ihnen einen freien Rückzug „an. Doch keiner rührt sich; sie lassen sich schwer verwundet „gefangen nehmen. Die 300 Arbeiter, die ihnen zur Hülfe „herbeieilen, werden bis auf den letzten Mann niedergemetzelt.

„Dies war der erste Akt, dies der erste Sieg des glor- „reichen Heeres, welches ruhig zusah, wie man seine besten „Führer, die ihm so viel Ruhm und Ehre verschafften, einen „nach dem andern gefangen nahm. Cavaignac, Lamoricière, „Changarnier und Andere wurden noch dazu von Gensdarmen „verhaftet! Dagegen erhielt ein jeder Soldat zwei Franken, „ein jeder Offizier 6 Franken per Tag über seinen Lohn. „Magnan (der Kriegsminister) verkaufte seine Seele um „zwei Millionen; die übrigen Generäle gradatim um einen „ähnlichen Preis; so daß von den 25 Millionen in Gold und „Silber, welche Montag Abends der Nationalbank entnommen „wurden, schon Dienstag Abends kein sous vorhanden war „und Mittwoch Abends die Soldaten von Neuem mit den

„Waffen in der Hand 35 Millionen aus den Kellern der Bank „hervorholen mußten.

„Donnerstags endlich kam der Tag der Entscheidung. Bis „zu den Boulevards des Italiens waren die Barrikaden fertig; „doch nur die armen Arbeiter und Studenten, und auch unter „diesen nur die rein republikanisch gesinnten, ließen sich auf „den Barrikaden niedermetzeln; die Nationalgarden rührten „sich nicht und ebenso gaben die Sozialisten kein Lebenszeichen „von sich.

„So war der Sieg leicht zu erringen und leichter noch „war das Niederschießen der armen Gefangenen, zu Fünfen, „am Place du Carousſel. 300 wurden hier gestern und vor„gestern füsilirt; am allerleichtesten aber war es, nach wahrer „Räubermanier einzelne unbewaffnete Spaziergänger nieder„zustrecken, die hie und da „Vive la Constitution!“ riefen.

„Ladislaus Pongrátz stand neben einem solchen Unglück„lichen und fast hätte ihn das gleiche Loos getroffen.

„Freitags spazieren drei anständig gekleidete Herren in der „Passage de l'opéra. Mit einem Male beginnt ein Offizier „sie mit der flachen Klinge zu bearbeiten; der Eine wendet „sich um und sagt: „Herr, das ist doch zu feig, unbewaffnete „Leute anzugreifen!“ „Was! Feigheit?!“ replizirt der Offi„zier, zieht eine Pistole aus der Tasche und schießt ihn nieder; „auf gleiche Weise tödtet ein Kapitän einen andern Bürger.

„Den Tuillerien gegenüber beschmutzt ein Herr das ange„klebte Plakat. Eine Wache, die zwanzig Schritte davon „entfernt stand, bemerkt es, zielt und schießt den Herrn gleich „einem Hund nieder. Sergeants de Ville ergreifen einen Mann, „der einen struppigen, vernachlässigten Bart trägt, sonst aber „harmlos über eine Brücke geht; sie schlagen ihn buchstäblich „todt und lassen ihn auf dem Pflaster liegen.

„Und so weiter! — Dies ist die Geschichte der großen „Nation und des glorreichen, aufgeklärten Heeres während der „letzten ereignißschweren Tage! So geht der Spruch Napo„leon's in Erfüllung! Freilich hätte er selbst es nie gedacht, „daß sein Neffe der große Meister sein werde, der Europa zu

„den Füßen des Zaren und der Kosaken legen würde; und „was ist die Lehre, die hieraus fließt? Daß, als Gott den „Menschen schuf, er demselben keine größere Plage zum Erb„theil geben konnte, als einerseits die Feigheit, anderseits die „Pflege von unreifen Ideen. Eine solche unreife Frucht war „im Jahre 1848 der Sozialismus und dessen Folge die „jetzige Feigheit und der momentane Sieg eines elenden „Wurmes, eines verworfenen, fatalistischen Abenteurers.

„Ja, ein momentaner Sieg, denn obzwar wir es schon „längst wissen, daß es einen Gott nur im Himmel und „keinen Gott auf Erden gebe, was die Geschichte längst be„wiesen, so dürfen wir trotzdem nicht an der Existenz des „menschlichen Verstandes und der Thätigkeit des menschlichen „Geistes zweifeln. Dieser wird wirken, er wirkt vielleicht schon „jetzt in den Departements, wo es am Ende noch einige ehr„liche Menschen giebt; es ist jedoch schwer zu berechnen, ob „dieses Wirken schon jetzt einen Erfolg haben wird. Uebrigens „ist es auch möglich, daß das Militär in einigen Wochen zur „Besinnung kommt und in echt prätorianischer Weise Jenen „niederschießt, der es nicht genug wird bezahlen können, weil „es ihm nicht mehr möglich sein wird, unter einem schönen „Vorwande zu stehlen. Leider ist auch dies sehr problematisch. „Im besten Falle kann zufolge der Zwistigkeiten der verschiedenen „Parteien ein Bürgerkrieg ausbrechen, doch kann Niemand den „Gang und die Folgen desselben, besonders aber den Einfluß „voraussehen, welchen derselbe auf unsere Angelegenheiten „üben wird. Jedenfalls bringt es die Logik der Reaktion mit „sich, daß auch wir nicht verschont bleiben werden, und daß „in England ein Tory-Ministerium an's Ruder gelangen werde; „der letztere Umstand wird dann den Wendepunkt bilden, und „wenn John Bull sich einmal zu rühren beginnt, dann ist „das Ende der alten Welt gekommen und es beginnt eine neue „Aera für Europa. Aber wann? Vielleicht früher, als wir „es denken, denn wo die Noth am höchsten, ist Gottes Hülfe „am nächsten! Dies widerspricht zwar dem oben Gesagten, „aber nach solchen Ereignissen bleibt dem Menschen der Ver-

„stand stehen, und er muß, um nicht zu fallen, sich an die „Ansichten der Menge anklammern.

„Unter diesen Umständen habe ich mich entschlossen, mich „zunächst nach England zu begeben, dort 3—4 Wochen die „Wendung der Dinge abzuwarten und, wenn diese nicht erfolgt, „an Deine Freundschaft zu appelliren, daß Du mir unter „Deinem Dache einen kleinen Winkel zuweisest, wo ich meine „trüben Tage mit dumpfem Hinbrüten zubringen könne. Gott „segne Dich und gebe Dir Kraft, damit Du Deine Hoffnungen „nicht verlieren und Dich für die Zukunft erhalten mögest. „Es umarmt Dich

„Dein Jancsi (Czetz)."

„Paris-Auteuil, den 16. Dezember 1851.

„Mein lieber Georg!

„Wieder schreibe ich Dir aus Paris, obzwar auch ich zu „Beginn der Ereignisse Deiner Meinung war und mich nach „London begeben wollte; da ich aber bald sah, daß man uns „hier in Ruhe läßt, habe ich meine Abreise verschoben und nach „reiflichem Ueberlegen kam ich zu folgendem Entschlusse:

„In Anbetracht dessen, wie die Dinge in Frankreich stehen, „hauptsächlich aber in Anbetracht des schon jetzt mit Bestimmt- „heit vorauszusehenden Umstandes, daß bei der bevorstehenden „Wahl das Vorgehen des Präsidenten von mindestens 4 Mil- „lionen Stimmen gutgeheißen werden wird (so groß ist die „Furcht vor dem Sozialismus!), bin ich überzeugt, daß viele „Jahre verstreichen werden, bevor in Frankreich eine neue „Revolution ausbricht, und daß wir zu einer Lopez-Expedition „nach Ungarn weder mit Rath noch mit That etwas beizu- „tragen in der Lage sind. — Nachdem ich ferner aus sicherer „Quelle erfahren habe, daß unsere Landsleute in England nach „dem großen éclat, mit dem sie aufgetreten, nunmehr keinen „F o n d mehr haben, so daß wegen totalen Geldmangels schon „im Dezember keine Emigrations-Gage ausgezahlt wurde — „erachte ich es für eine Pflicht, sowohl meiner eigenen Person, „wie auch meinem Vaterlande gegenüber, für meine Zukunft „selbst zu sorgen, mir selbst das tägliche Brod zu verdienen,

„um mich so für jene Zukunft zu erhalten, welche nach den „hiesigen Ereignissen um so gewisser eintreffen muß, nur daß „es nicht vorauszusehen ist, ob in 5, in 10 oder in 50 Jahren!

„Mein Plan ist somit, hier zu verbleiben, mit Hülfe meiner „Freunde mir eine Anstellung, sei es als Uebersetzer bei irgend „einem Schriftsteller, sei es als Erzieher in einer Familie „oder als Sprachmeister, zu verschaffen. Ich weiß zwar, wie „schwer diese Laufbahn ist, doch will ich sie betreten, denn ich „kann und will nicht von Almosen leben. Ich begebe mich „demnach „vorläufig auf unbestimmten Urlaub", wie es Més- „záros nach der Schlacht bei Temesvár gethan, und zeige dies „auch schriftlich dem Gouverneur an, damit die Aehnlichkeit „vollkommener werde. — Ich weiß nicht, ob Du meine Ab- „sichten billigst, jedenfalls erwarte ich Deine aufrichtige Meinungs- „äußerung. Du möchtest gerne wissen, wie die Dinge hier „stehen? La peur et la terreur blanche règnent! (Es herrscht „die Furcht und der weiße Schrecken.) Dies drückt in wenigen „Worten Alles aus. Die Bourgeoisie sagt: „l'achat et la „vente marchent, donc il faut le réélir"! (Der Handel geht, „darum muß man ihn wiederwählen.) Die Legitimisten meinen: „ „Dies ist Wasser auf unsere Mühle, daher wählen wir ihn „jetzt, wir werden schon seine Fehler zu unserem Vortheile „ausnützen." — Die Demokraten sind zersplittert, Einer be- „schuldigt den Andern und, statt mit vereinten Kräften auf- „zutreten, hassen sie sich gegenseitig aus tiefster Seele; ein „Theil von ihnen wird sich der Abstimmung entziehen und „vermehrt in dieser Weise die Stimmenanzahl für den Präsi- „denten, der andere Theil wird gegen ihn stimmen. Die So- „zialisten hingegen sagen: „Das Alles ist Komödie, uns allein „gehört die Zukunft!" Und sie haben Recht, denn ihre Ideen „sind der einzige Hebel, mit welchem man für die Barrikaden „Krieger werben kann. — Der Soldat ist Herr der Si- „tuation, er bestiehlt die Schatzkammer, sauft sich einen Rausch „an und ist stolz darauf, daß er die Gesellschaft gerettet! Die „ehrlichen Leute schweigen.

„Cavaignac verbringt in Ham seine Flitterwochen, denn

„Fräulein Odier besaß soviel Charakterfestigkeit, als Cavaignac „sie ihres Versprechens entheben wollte, zu erklären: sie wolle „sein Loos theilen, wenn auch im Exil. — Solche Fälle wieder„holen sich jetzt oft; es sind dies die letzten Athemzüge des „dahinsterbenden ritterlichen Sinnes der Nation, die Franzosen „selbst nennen aber das Ganze „resistance anécdotique“ und „dies ist es auch u. s. w.

„Sonntag am 28. Dezember 1851.

„Mein lieber Georg!

„Ich habe mit der Beantwortung Deiner beiden jüngsten „Briefe bis heute gezögert, um Dir positive Mittheilungen „machen zu können. Nun bin ich in der Lage, Dich zu ver„ständigen, daß Alles so kam, wie ich es vorhergesagt habe; „nämlich die Nation hat mit 7 Millionen Stimmen gegen „700,000 das Vorgehen des Präsidenten gutgeheißen; also es „fällt in Frankreich auf zehn ehrliche Männer ein nichts„würdiger Ruhestörer!

„Welch' glückliches Land, das seinem Willen so frei, so „stolz Ausdruck verleihen darf und zudem unter vollster Ju„takthaltung des allgemeinen Stimmrechtes! Warum stellt nicht „die Wiener Regierung Ungarn auf eine ähnliche Probe? Ihre „Stellung würde so eine gesetzliche Basis gewinnen — wer „könnte ihr dann etwas anhaben? Oder wären vielleicht die „uncivilisirten Ungarn naiv genug, in umgekehrtem Verhält„nisse ihrer Meinung Ausdruck zu geben?!

„O wie zurückgeblieben sind doch diese orientalischen Völker! „Und was noch mehr ist, sie wollen von dem civilisirten Eu„ropa gar nichts lernen! Wir aber bereichern unsere philo„sophische und historische Weisheit und kommen zur Erkennt„niß, welche Wohlthat dieses allgemeine Stimmrecht für die „Völker sei! Wir wollen diese neuere Erfahrung ad notam „nehmen für die Zukunft — nicht wahr?!

„Im Uebrigen herrscht hier, Dank der centralisirten Frei„heit, vollkommene Ruhe. In bester Ordnung werden die „Schiffe ausgerüstet, welche in kurzer Zeit einige tausend „Menschen nach Cayenne bringen werden — damit die civili-

„sirte Welt keinen Mangel an Pfeffer leide und sich auch die „Neger einmal in ihrem Leben des Anblicks der schönen Füß„chen der Französinnen erfreuen mögen, denn auch die weib„lichen Einwohner des Gefängnisses „St. Lazare" werden da„hin deportirt — „par exception" — wie sie sagen.

„Anderseits soll auch der Gottlosigkeit der Welt ein Ende „gemacht werden, denn die väterliche Fürsorge versieht nach „und nach den Kultus mit Kathedralen, sowie z. B. hier mit „dem Pantheon, das katholische Marseille aber mit Geldvor„schüssen! Hiedurch wird zwar der Staatsfond ein wenig her„genommen werden; damit sich dies aber ausgleiche und die in „größerer Anzahl ernannten neuen Generäle und Generalstabs„offiziere eine Beschäftigung finden, soll nun gleichzeitig gegen „Piemont oder Belgien oder gar gegen Beide der Krieg be„gonnen werden. Und weshalb auch nicht? Wer es so gut „versteht, Ueberraschungen zu bereiten, in dessen Gehirn können „auch noch größere Kriegspläne ausgekocht werden, und wo „gab es auf Erden einen „Kaiser", der nicht Schlachten ge„wonnen hätte? Die hiesigen Kreise, in erster Reihe die unser„seits hochgeschätzte, geistreiche Gräfin (Comtesse d'Agoult) „setzen dies als ganz gewiß voraus und schreiben den in den „deutschen Blättern wahrnehmbaren Umschwung hauptsächlich „diesem Umstande zu. Für mich wäre das Unangenehmste an „der Sache, wenn sie en passant Deinen Meierhof*) plün„dern würden, denn ich habe schon kombinirt, daß, sobald Du „Landmann wirst, ich mich bei Dir als Knecht anstellen lasse, „mit der einen Bedingung, daß Du mir ein paar schöne Ochsen „überlassest, denn ich schätze diese Thiere hoch, seitdem die feu„rigen arabischen Reitpferde unter mir scheu geworden und ich „mir gelegentlich meines letzten Sturzes fast das Genick ge„brochen hätte.**) En attendant werde ich deutsche Lektionen „geben; es ist zwar möglich, daß ich bis zur ersten Lektion, „die ich bekomme, mich einem neuen Diätsystem werde unter-

*) Ich wollte einen in der Schweiz miethen.

**) Czetz stürzte kurz vor Ende des siebenbürgischen Feldzuges vom Pferde, brach sich das Bein und blieb seitdem hinkend.

„ziehen müssen, dem nämlich, keine warmen Speisen zu mir „zu nehmen, und nur jeden zweiten oder dritten Tag, wenn ich „eine Einladung erhalte, deren welche zu genießen, was mich „vielleicht vor dem Schicksal des Zigeunerpferdes schützen*) „wird. Wer wagt, der gewinnt! Und ich wage es, mit dem „Elend den Kampf aufzunehmen, hoffe, es auch besiegen zu „können.

„Deine Bücher werde ich zusammensuchen und sie Dir dem„nächst einsenden; wenn Du aber „Die Anemonen" und einen „Band von Feßler's Geschichte bei Gorove lassen wolltest, „würdest Du ihn sehr verpflichten, denn er will im Laufe des „Winters ein Werk beenden, welches nicht nur zum Ruhme „unseres Vaterlandes beitragen, sondern letzterem auch in an„derer Weise nützlich werden soll.

„Die Weihnachten habe ich sehr traurig zugebracht. Meine „Wohnungsmiethe geht zu Ende und ich habe kein Geld, um „die nächste zu zahlen, muß mich somit nach einer andern „Wohnung umschauen. Mögest Du Deine Tage freudiger ver„bringen! Wenn Du derzeit über einiges Geld verfügst, sende „mir welches à conto jenes ewigen Anlehens, welches Deine „Freundschaft in meinem Herzen deponirt hat. Wer weiß, ob „sich das Schicksal nicht wendet und dann eröffne ich Dir „einen unbeschränkten Kredit — freilich wünsche ich, daß Du „niemals in die Lage kommest, auf diesen anstehen zu müssen.

„Deinem Wunsche gemäß werde ich Dir alle acht Tage „schreiben, bald rhapsodisch, wie oben, bald im philosophischen „oder historischen Style, jedoch immer so, daß Du mich ver„stehen kannst. — Wenn einmal die Stunde des Handelns „schlagen wird, will ich der Erste sein, der dich hievon in „Kenntniß setzen wird.

„Man behauptet, daß der Erzbischof von Paris irrsinnig „sei, weil er mit „Nein" gestimmt habe und von dem für den

*) Anspielung auf eine bekannte Anekdote: Ein Zigeuner wollte sein Pferd an's Hungern gewöhnen; als es eines Tages verendete, wehklagte der Besitzer und meinte: jetzt da es doch so schön zu hungern verstand, mußte dieses Unglück eintreten.

„2. Januar anberaumten Te Deum nichts wissen wollte. Man „wird den Armen zu seiner Erholung auf's Land schicken. Recht „geschieht ihm, wozu ist er ein ehrlicher Mensch! — Unser „Freund, Meister Pam (Palmerston) ist wirklich gestürzt wor„den! — Ich freue mich dessen, denn er wird gewiß den Dingen „eine andere Wendung geben, wenn er nämlich, wie ich es „voraussetze, in drei Monaten wieder als Premier im Minister„Fauteuil sitzt.

„Eine Karawane der Unsrigen ist im Begriff, nach Jersey „überzusiedeln, darunter Edmund Beöthy, Lázár Mészáros, „Alexander Teleky und Nikolaus Katona; ich wünsche ihnen „eine glückliche Reise und gute Unterhaltung im Hauptquartier „des polnischen Emigranten-Heeres!

„Doch ich will lieber hier das trockene Brod essen, als „mich aus diesem Exil auch noch auf jene Zauberinsel zu ver„bannen — heute will ich nicht mehr schreiben und wünsche „Dir nur noch ein glückliches neues Jahr u. s. w.

„Jancsi (Czetz)."

Achtes Kapitel.

Uneinigkeit in der Emigration. — Versuch, Kossuth zur Annahme unseres Programmes zu bewegen. — Graf Kasimir Batthyány und Bartholomäus Szemere greifen Kossuth öffentlich an. — Briefe hierüber von Alexander Mednyánszky, Graf Karacsay, Teleky, Oberst Nikolaus Kiß de Nemeskér und Czetz.

Die Uneinigkeit, welche sich in der Emigration schon vor der Abreise Kossuth's nach Amerika zeigte, nahm bald größere Dimensionen an und es stand deren vollständige Zersetzung zu befürchten, wenn den persönlichen Anfeindungen und dem fortwährenden Hader kein Ende gemacht wurde. Daß dies unserer Sache nicht zum Nutzen gereichte, im Gegentheil die Sympathien, welche man uns entgegenbrachte, bedeutend abkühlen müsse, war selbstverständlich.

Auch die Nachrichten, welche ich über Koſſuth's Thätigkeit in Amerika erhielt, ſo ſehr ſie auch meiner National-Eitelkeit ſchmeicheln mochten, waren nicht geeignet, mich mit beſonders kühnen Hoffnungen für die Zukunft zu erfüllen; ich ſah in den Koſſuth dargebrachten Huldigungen den Ausdruck der Bewunderung, welche ein freies Volk dem Vorkämpfer der Freiheit Ungarn's zollte; in den zu brauſenden, enthuſiaſtiſchen Demonſtrationen aber ein leeres Strohfeuer, das von ſelbſt wieder erlöſchen müſſe, ohne für unſere Zukunft etwas Erſprießliches zurückzulaſſen. Meine Ueberzeugung war und blieb, daß unſere Zukunft von ganz andern Bedingungen abhänge und vor Allem die Einigkeit in der Emigration nothwendig ſei.

Die Folge hievon war, daß einige meiner Freunde und ich uns zu dem Verſuche entſchloſſen, Koſſuth zur Annahme unſeres bereits beſprochenen Progamms zu bewegen, um ſo aus der Paſſivität, zu welcher ſein Benehmen uns zwang, heraustreten und unſere Kräfte mit den ſeinigen vereinigen zu können.

Die Diktatur eines Einzelnen konnten und wollten wir nicht annehmen, blieb aber Koſſuth an der Spitze eines von dem Vertrauen der geſammten Emigration erkorenen Comité's, ſo vermochte Niemand gegen ihn aufzutreten; er konnte das Ziel, nach dem er ſtrebte, ohne auf die Einen oder Andern Rückſicht zu nehmen, mit ganzer Kraft verfolgen und die Eintracht unter uns ungeſtört erhalten.

Ich ſchrieb in dieſem Sinne Koſſuth und theilte meinen Freunden in London den Inhalt meines Briefes mit, ſie erſuchend, mir darüber ihre Meinung mitzutheilen. Bevor ich jedoch noch ihre Antworten erhielt, trat ganz unerwartet ein peinliches Ereigniß ein, welches leider nur zu klar bewies, wie begründet meine Befürchtungen waren.

Der mit Beſorgniß geahnte Bruch erfolgte früher, als man es erwartet hatte. Zwei frühere Miniſterkollegen Koſſuth's, Graf Kaſimir Batthyány und Bartholomäus Szemere richteten in der engliſchen Preſſe offene Briefe an Koſſuth, in welchen ſie dieſen auf das Allerrückſichtsloſeſte anzugreifen keinen Anſtand nahmen.

Die Veröffentlichung dieſer Briefe erfolgte zwar ſchon in

den letzten Tagen des Jahres 1851, die Rückwirkung derselben machte sich jedoch bis spät in's Jahr 1852 fühlbar, weshalb ich der peinlichen Angelegenheit erst hier gedenken will. Die nachfolgenden Briefe meiner Leidensgenossen im Exil drücken die Entrüstung aus, welche das Auftreten des Grafen Kasimir Batthyány und seines unglücklichen Rathgebers, Bartholomäus Szemere, bei der Emigration allerorten hervorgerufen. Einige derselben enthalten außerdem die Antwort auf meine Anfrage: ob es nicht an der Zeit wäre, Kossuth dazu zu bewegen, seine Wirksamkeit unseren Ansichten anzupassen! Die meisten sind aber deshalb von historischem Interesse, weil sie einerseits die Thätigkeit Kossuth's in Amerika näher beleuchten, anderseits den Hoffnungen Worte verleihen, welche ein großer Theil der Emigration an diese Thätigkeit knüpfte.

Der Erste, der mir die traurige Mittheilung über Batthyány's und Szemere's bedauernswerthes Auftreten machte, war Alexander Mednyánszky; sein Brief lautete:

„London, 30. Dezember 1851.

„Ich wüßte nicht, womit ich Ihnen in diesen hoffnungs-
„losen, traurigen Tagen ein besseres Neujahrsgeschenk machen
„könnte, als indem ich Ihnen die von Kossuth in Irvinghouse
„gehaltene Rede im vollen Wortlaut einsende. Mein Brief
„wird hierdurch ein besonderes Interesse erhalten, aber auch
„die Rede fällt schwer in die Waagschale unseres Schicksals,
„und wenn auch nicht, so können wir doch nicht umhin,
„in unserer, mit dem Untersinken bedrohten Lage einen jeden
„Strohhalm als Faden jenes Rettungsseiles zu betrachten, an
„welches uns anzuklammern wir gezwungen sind. Nachdem aber
„unsere Freuden nie ungetrübt sein können, schließe ich hier
„in einem offenen Schreiben des Grafen Kasimir Batthyány
„eine Neujahrs-Hiobspost ein.

„Was sollen wir zu der That jenes Menschenkindes sagen,
„das Denjenigen, der unser in Todesgefahr schwebendes Leben
„retten will, eben in dem Augenblicke mit dem Dolche bedroht,
„wo die Rettung beginnen soll? Herr General finden in diesem
„Schreiben den Ausdruck der unterdrückten Wuth, der ver-

„letzten Eitelkeit und der persönlichen Ruhmgier, welche selbst „um den Preis der Entwürdigung des Vaterlandes bemüht ist, „sich ein Publikum zu schaffen. Wenn wir schon für eine ge„raume Zeit eines Dritten Eitelkeit über uns ergehen lassen „müssen, so erdulden wir sie doch lieber als Gesang der Nach„tigall wie als Lärm des Sperlings, der deshalb vom Dache „in die Welt hinauszwitschert, um den Gesang der Ersteren „verstummen zu machen.

„Wird sich auch nur Einer unter den guten Patrioten ent„schließen, die Batthyány-Szemere-Partei in ihrem das Vater„land vernichtenden Wirken zu unterstützen?

„Mit Recht kann ich ihr Wirken ein vatermörderisches „nennen, denn, wer das einzige Werkzeug, welches die Mittel „zur Rettung des Vaterlandes noch herbeizuschaffen im Stande „ist, seines Ansehens berauben will und zwar durch das un„zeitgemäße Enthüllen welch' wahrer Thatsachen immer, dessen „Dolch trifft nicht nur dieses Werkzeug, sondern auch die schutz„lose Brust des armen, niedergebeugten Vaterlandes!

„Doch, was nützt mein Lamentiren, ich bin ja nur der „millionste Theil eines Atoms! Und wenn meine Seele auch „betrübt ist, wie sie es noch niemals war, seitdem ich das „bittere Brod der Verbannung genieße, wenn ich auch leide, „wie nur ein treuer Sohn seines Vaterlandes leiden kann, der „dieses ohne Eitelkeit und ohne Eigennutz liebt, so vermag ich „es doch nicht, dem Laufe des Schicksals eine andere Wendung „zu geben; es wird daher besser sein, wenn ich schweige.

„Indem ich Ihnen ein glückliches neues Jahr wünsche, „bleibe ich Ihr treuer Freund

„Alexander Mednyánszky m. p."

Dem Grafen Karacsay, der sich gleichzeitig in London aufhielt, den aber die in der Emigration herrschenden unerquicklichen Zustände dazu veranlaßten, sich von derselben gänzlich fern zu halten, hatte ich die an anderer Stelle angeführten Programmpunkte eingesandt, welche ich Kossuth zur Annahme empfehlen wollte, um auch seine Ansicht hierüber zu vernehmen und ihn, falls er dieselben billige, zu veranlassen, daß er meine Ansichten

seinem intimen Jugendfreunde, dem Grafen Gregor Bethlen, einsende, der sich als Adjutant im Gefolge Kossuth's in Amerika befand.

Ich wußte nur zu gut, daß es kein Leichtes werden dürfte, Kossuth zur Annahme der unsererseits gestellten Forderungen zu bewegen, und befürchtete, daß wenn ich Kossuth hierüber schreibe, seine Umgebung meine Absichten mißdeuten und Kossuth eventuell glauben machen könnte, daß ich es auf einen offenen Bruch mit ihm abgesehen.

Um diesem vorzubeugen, wollte ich, daß Karacsay die Lage der Dinge Bethlen klar auseinandersetze und ihn hauptsächlich davon überzeuge, daß es unser sehnlichster Wunsch sei, mit Kossuth vereint dem Vaterlande zu dienen, und daß es uns nicht in den Sinn gekommen, gegen ihn auftreten zu wollen.

Sollte er auf unsere Ansichten nicht eingehen wollen, so würden wir uns ganz einfach wie bisher so auch fernerhin passiv verhalten.

Karacsay billigte im vollsten Maße meine Intentionen, wie dies aus dem nachfolgenden Auszuge seines am 31. Dezember 1851 an mich gerichteten Briefes ersichtlich ist. In diesem Briefe bespricht Karacsay auch das Auftreten des Grafen Kasimir Batthyány und obzwar er zu jener Zeit kein unbedingter Anhänger Kossuth's war, verurtheilte doch auch er den gegen den Exgouverneur gerichteten Angriff.

„London, 31. Dezember 1851.

„Mein lieber Freund!

„Um Deinem Wunsche nachzukommen, beeile ich mich, „Deinen Brief vom 25., nachdem ich selben wiederholt gelesen, „zu beantworten.

„Ich kann Dir meine Freude nicht beschreiben, die ich bei „Empfang Deiner Zeilen empfunden, gerade zur Zeit, da wir „hier in der höchsten (wenn auch sehr verschiedenartigen) Auf„regung sind, wegen des in der gestrigen Nummer der „Times" „erschienenen Artikels von Kasimir Batthyány.

„Die Massen wüthen und ich meinerseits kann Dich nur „versichern, daß mir dieser Zwischenfall sehr weh thut, weil

„ich leider den Nutzen nicht einzusehen im Stande bin, der „daraus für unsere Sache entsprießen soll. Die eifrigsten „Freunde Kossuth's sind zornentbrannt und wollen Kasimir „zertreten, vernichten. Doch wie wollen sie dieses anfangen? „Mit welchen Argumenten? Werden sie die gegen Kossuth vor„gebrachten Beschuldigungen widerlegen können? Ich kann „mir die Replik nicht anders vorstellen, als daß dieselbe ein „persönlicher Gegenangriff sein wird. Es ist auch die Präten„sion aufgetaucht, daß diese Erwiderung im Namen der ganzen „Emigration zu veröffentlichen sei und wer sich dem wider„setze, das anathema infidelitatis auf sich ziehen solle.

„Schmerzerfüllt sehen wir, wie Wenige es unter uns gibt, „welche, die Strahlen trügerischen Sonnenglanzes meidend, „ihr persönliches Interesse den Interessen des Vaterlandes zu „opfern geneigt wären und die durch ihr Benehmen die Prin„zipien, welche sie vertreten sollten, nicht verläugnen würden.

„Es bedarf keines zu großen Scharfblickes, um einzusehen, „daß das jetzige Vorgehen Kossuth's zwecklos und unrichtig „sei; deshalb ist es die Pflicht der Wenigen, die ihre Selbst„ständigkeit bewahrt haben, ihn auf das Unrichtige seines Vor„gehens aufmerksam zu machen und ihn, wo möglich, von den „gefährlichen Abwegen zurückzubringen.

„Nachdem Du mich mit Deinem Vertrauen beehrt hast „und meine Ansicht zu vernehmen wünschest, gehe ich auf die „Details Deines Programmes über.

„Ich kann mir keine Machtstellung ohne Rechtsbasis denken; „die eine stützt sich auf „Gottes Gnaden", die andere auf die „Konstitution; außer dieser gibt es nur noch einen Rechtstitel, „wenn man dies so nennen darf, das „jus fortioris".

„An dem ersten und zweiten Punkte Deines Programmes „müssen wir festhalten; denn ohne Rechtsverletzung kann weder „Kossuth noch irgend Jemand bei uns Diktator oder Gou„verneur werden.

„Der dritte Punkt ist eine natürliche Folge der vorher„gehenden. Mit der Leitung der Agenden soll ein aus würdigen „Männern, die ihre Rechte noch nicht aufgegeben haben, be„stehendes Komite betraut werden.

„Der vierte Punkt, die Emigration betreffend, ist von „minderer Bedeutung; um so wichtiger ist der nächstfolgende; „denn mögen auch die Schicksale des kommenden Freiheits„kampfes welch' glückliche Wendung immer nehmen, so wird „es immerhin lange dauern, bis das Vaterland von den Fein„den so weit gesäubert sein wird, um zur Wahl von Abgeord„neten schreiten zu können. Doch sei dieser Zeitraum auch ein „kurzer, auf die Bildung des ersten Provisoriums wird die „Volksvertretung keinen direkten Einfluß ausüben können.

„Wer soll nun dieses Provisorium bilden? Niemand als „die vom Feinde verdrängten Mitglieder der nationalen Regie„rung: die Minister, unsere bevollmächtigten Gesandten im „Auslande und unsere Generäle.

„Ich weiß es, daß auch Du die Popularität, welcher „Kossuth's Name sich in unserem Vaterlande erfreut, in vollem „Maße würdigst und daß Du auch dem zustimmen würdest, „daß er seine abgelegte Würde wieder antrete; doch möchte ich „dies an Bedingungen knüpfen: 1) daß er diese Würde nur „in unserer Mitte und nicht der Welt gegenüber zur Geltung „bringe; 2) daß er nur dann seinen Titel gebrauche, wenn „im Vaterlande der Schlachtenruf ertönt; endlich 3) daß er „seine Macht zwischen den gesetzlich vorgeschriebenen Grenzen „übe; diesbezüglich möchte ich gern den Beschluß und die In„struktionen kennen, mit welchen die Machtsphäre des Gou„verneurs umschrieben wurde.

„Der letzte Punkt kann sich nur auf die Fortsetzung unseres „unterbrochenen Freiheitskampfes beziehen; unser einziges Be„streben ist ja nur dahin gerichtet, daß wir unser Vaterland „in die Lage versetzen, in welcher das Volk seine Vertreter „selbst wählen und sein Schicksal selbst leiten könne; dann „wird Jedermann seiner Stimme Geltung verschaffen und wie „er will auf gesetzlichem Wege um den Sieg seiner politischen „Ueberzeugung kämpfen können.

„Leider sind wir dahin gekommen, eine Opposition bilden „zu müssen; doch sind wir dies unserem Vaterlande und unserer „Selbstachtung schuldig; jetzt ist es noch an der Zeit, weil die

„Verschmelzung noch ohne namhafte gegenseitige Opfer er„folgen kann. Auf meine Mitwirkung, soweit es meine Fähig„keiten gestatten, kannst Du zählen; freilich kann ich in meiner „bescheidenen Stellung keine zu großen Dienste leisten. Ver„ständige mich, ich bitte Dich, über Alles ausführlich, damit „ich in der Lage sei, einen entsprechenden Kommentar auszu„arbeiten, den ich Bethlen einzusenden gedenke, da ich dem „Jugendfreunde derbe Wahrheiten sagen kann, die Ihr — „ohne die Artigkeit zu verletzen — dem Lajos nicht sagen könnet. „Um dies thun zu können, muß ich über Alles wohl unter„richtet bleiben.

„Gott mit Dir, mein lieber Freund u. s. w.

„Karacsay."

Graf Ladislaus Teleky hielt den Zeitpunkt zur Uebersendung unseres Programmes an Kossuth nicht für geeignet, besonders wegen des eben erfolgten Angriffes seitens Batthyány's und Szemere's, welche Teleky von seinem Standpunkte auf das Entschiedenste verurtheilte. Aus jeder Zeile seines hierauf bezüglichen schönen Briefes ist der Schmerz ersichtlich, welchen ihm dieser unglückliche Zwischenfall verursachte; aus jedem Worte leuchtet seine lautere, große, uneigennützige Vaterlandsliebe hervor. Teleky bespricht in diesem Schreiben auch die Ereignisse in Frankreich und welche Folgen er an dieselben knüpfen zu können glaube. Er schrieb:

„Zürich, am 4. Januar 1852.

„Mein lieber Freund!

„Hier sende ich Dir die Artikel zurück, die Du mir einzu„senden die Freundlichkeit hattest.

„Dieselben enthalten wahrlich traurige Nachrichten. Auch „ich bin der Ansicht, daß die Unabhängigkeit unseres Vater„landes nicht in solcher Weise zu erlangen sei. Daß der „Kongreß sich endlich entschlossen hat, Kossuth offiziell zu „empfangen, ist mir bekannt, doch theile ich Deine Ansicht, daß „sein Auftreten in New-York der ungarischen Sache eher ge„schadet als genützt habe.

„Der vierte Punkt, die Emigration betreffend, ist von „minderer Bedeutung; um so wichtiger ist der nächstfolgende; „denn mögen auch die Schicksale des kommenden Freiheits„kampfes welch' glückliche Wendung immer nehmen, so wird „es immerhin lange dauern, bis das Vaterland von den Fein„den so weit gesäubert sein wird, um zur Wahl von Abgeord„neten schreiten zu können. Doch sei dieser Zeitraum auch ein „kurzer, auf die Bildung des ersten Provisoriums wird die „Volksvertretung keinen direkten Einfluß ausüben können.

„Wer soll nun dieses Provisorium bilden? Niemand als „die vom Feinde verdrängten Mitglieder der nationalen Regie„rung: die Minister, unsere bevollmächtigten Gesandten im „Auslande und unsere Generäle.

„Ich weiß es, daß auch Du die Popularität, welcher „Kossuth's Name sich in unserem Vaterlande erfreut, in vollem „Maße würdigst und daß Du auch dem zustimmen würdest, „daß er seine abgelegte Würde wieder antrete; doch möchte ich „dies an Bedingungen knüpfen: 1) daß er diese Würde nur „in unserer Mitte und nicht der Welt gegenüber zur Geltung „bringe; 2) daß er nur dann seinen Titel gebrauche, wenn „im Vaterlande der Schlachtenruf ertönt; endlich 3) daß er „seine Macht zwischen den gesetzlich vorgeschriebenen Grenzen „übe; diesbezüglich möchte ich gern den Beschluß und die In„struktionen kennen, mit welchen die Machtsphäre des Gou„verneurs umschrieben wurde.

„Der letzte Punkt kann sich nur auf die Fortsetzung unseres „unterbrochenen Freiheitskampfes beziehen; unser einziges Be„streben ist ja nur dahin gerichtet, daß wir unser Vaterland „in die Lage versetzen, in welcher das Volk seine Vertreter „selbst wählen und sein Schicksal selbst leiten könne; dann „wird Jedermann seiner Stimme Geltung verschaffen und wie „er will auf gesetzlichem Wege um den Sieg seiner politischen „Ueberzeugung kämpfen können.

„Leider sind wir dahin gekommen, eine Opposition bilden „zu müssen; doch sind wir dies unserem Vaterlande und unserer „Selbstachtung schuldig; jetzt ist es noch an der Zeit, weil die

„Verschmelzung noch ohne namhafte gegenseitige Opfer er-
„folgen kann. Auf meine Mitwirkung, soweit es meine Fähig-
„keiten gestatten, kannst Du zählen; freilich kann ich in meiner
„bescheidenen Stellung keine zu großen Dienste leisten. Ver-
„ständige mich, ich bitte Dich, über Alles ausführlich, damit
„ich in der Lage sei, einen entsprechenden Kommentar auszu-
„arbeiten, den ich Bethlen einzusenden gedenke, da ich dem
„Jugendfreunde derbe Wahrheiten sagen kann, die Ihr —
„ohne die Artigkeit zu verletzen — dem Lajos nicht sagen könnet.
„Um dies thun zu können, muß ich über Alles wohl unter-
„richtet bleiben.

„Gott mit Dir, mein lieber Freund u. s. w.

„Karacsay."

Graf Ladislaus Teleky hielt den Zeitpunkt zur Uebersendung unseres Programmes an Kossuth nicht für geeignet, besonders wegen des eben erfolgten Angriffes seitens Batthyány's und Szemere's, welche Teleky von seinem Standpunkte auf das Entschiedenste verurtheilte. Aus jeder Zeile seines hierauf bezüglichen schönen Briefes ist der Schmerz ersichtlich, welchen ihm dieser unglückliche Zwischenfall verursachte; aus jedem Worte leuchtet seine lautere, große, uneigennützige Vaterlandsliebe hervor. Teleky bespricht in diesem Schreiben auch die Ereignisse in Frankreich und welche Folgen er an dieselben knüpfen zu können glaube. Er schrieb:

„Zürich, am 4. Januar 1852.

„Mein lieber Freund!

„Hier sende ich Dir die Artikel zurück, die Du mir einzu-
„senden die Freundlichkeit hattest.

„Dieselben enthalten wahrlich traurige Nachrichten. Auch
„ich bin der Ansicht, daß die Unabhängigkeit unseres Vater-
„landes nicht in solcher Weise zu erlangen sei. Daß der
„Kongreß sich endlich entschlossen hat, Kossuth offiziell zu
„empfangen, ist mir bekannt, doch theile ich Deine Ansicht, daß
„sein Auftreten in New-York der ungarischen Sache eher ge-
„schadet als genützt habe.

„Mit einem langsamen Vorwärtsschreiten würde er das Ziel,
„nach dem er strebt, viel sicherer erreichen können. Jetzt wird
„die ganze Kraft darauf verschwendet, daß man ihm einen recht
„feierlichen Empfang bereite; später, wenn es sich um etwas
„Ernsteres handeln wird, werden die Kräfte bereits ermattet sein.

„Ich wußte es, daß sich Lajos nicht bessern wird; ich habe
„dies wiederholt in meinen Briefen ausgesprochen.

„Nun, wir wollen das Unsere versuchen, wenn er nach
„Europa zurückkehrt; ihm jetzt zu schreiben, wäre, glaube ich,
„nutzlos.

„Ich meinerseits will stillschweigend die in Amerika er-
„zielten Erfolge abwarten; solltest Du jedoch anderer Meinung
„sein, schreibe es mir, — dann will ich mich, wenn es mög-
„lich ist, Deiner Ansicht anschließen, — wir sind ja Bundes-
„genossen auf Leben und Tod! Auch Horváth (Michael) hat
„unsere Punkte, welche ich ihm in der von uns früher be-
„sprochenen Weise mitgetheilt habe, für sehr gut befunden und
„erklärt, daß er sich unseren Prinzipien gerne anschließe.

„Uebrigens wäre es auch schwer, unser Programm zu be-
„kämpfen; Kossuth selbst wäre kaum im Stande, etwas da-
„gegen einzuwenden; aber wenn wir ihm schreiben, so wird er
„uns nicht antworten, unsere Briefe Niemandem zeigen, son-
„dern über uns so sprechen, als wären wir Leute, mit denen
„es schwer sei, auszukommen, und wir könnten uns gegen
„diesen Vorwurf nicht vertheidigen; deshalb wollen wir noch
„warten, mein geliebter Freund, nicht wahr?

„Während wir mit Kossuth so zart umzugehen gedenken,
„sind Andere schon in der Oeffentlichkeit gegen ihn aufgetreten
„und zwar mit einem von Leidenschaft diktirten Artikel in der
„„Times", diesem von dem österreichisch-russischen Absolutismus
„mit Geld erkauften Organe unserer Feinde!

„Hast Du, mein theurer Freund, den am 30. Dezember
„in der „Times" erschienenen Artikel des Kasimir Batthyány
„gelesen? Deine eifrigen Londoner Korrespondenten haben
„Dir den Artikel gewiß eingeschickt, weshalb ich selben hier
„nicht beilege.

„Kasimir greift darin Kossuth und die Revolutionspartei „schonungslos an; er häuft Anklagen auf Anklagen und glaubt „— ist dies nicht unbegreiflich? — er glaubt damit dem Vater„lande zu dienen! Er hat vergessen, die Frage an sich zu „richten, welchen Andern wir auf das Piedestal, wohin die „öffentliche Meinung Kossuth gestellt hat, bringen sollen, wenn „wir ihn von dort in solcher Weise herunterreißen?

„Wen oder was, welche Person, welches Prinzip? Dürfen „wir denn Kossuth's Prinzipien verdammen, ohne andere auf„zustellen?!

„Nein, dies Alles hat er nicht bedacht, er ließ sich von „seiner Leidenschaft hinreißen, — nur so kann ich mir seinen „Fehltritt erklären, denn ich kenne ihn als einen ehrlichen, „loyalen Mann. Ich bedaure ihn! Auch sich selbst hat er „geschadet, vielleicht sich selbst am meisten!

„Schon deshalb, weil Kossuth eben jetzt in solcher Weise „angegriffen wurde, müssen wir ihm Zeit lassen und die ernsten „Unterhandlungen mit ihm auf einen geeignetern Zeitpunkt „verschieben.

„Nicht wahr, mein Theurer?

„Die Ereignisse in Frankreich werden immer verwickelter; „Gott weiß, wie sich dies Räthsel lösen wird! Du wirst ja „wohl wissen, daß Mészáros seinen Aufenthaltsort auf die „Insel Jersey verlegte. Er kann das Leben in Paris nicht „länger ertragen. Die Nachrichten, welche mir aus Paris „zukommen, lauten übrigens sehr sonderbar. Diejenigen un„garischen Emigranten, die wir kennen, läßt man in Ruhe. „Persigny, der große Bonapartist, hat Kasimir Batthyány be„sucht. Mehrere sprechen in ihren an mich gerichteten Briefen „die Ueberzeugung aus, daß man unsere Landsleute in Paris „überhaupt unbelästigt lassen werde. Von anderer Seite wird „mir mitgetheilt, daß man zwei ungarische Emigranten — die „ich übrigens nicht kenne — eingefangen habe; der Eine der„selben, ein gewisser Tury, soll sich über die französischen Ver„hältnisse unvorsichtig geäußert haben, der Andere, Namens

„Ordódy, trachtete angeblich nach dem Leben des Präsidenten.
„Ich verstehe die ganze Geschichte nicht!

„Der Präsident läßt aller Orten die Aufschrift: Liberté, „Egalité, Fraternité ausstreichen und den napoleonischen Adler „als Fahne ausstecken. Schon recht so! er soll nur eilen „zu leben!

„Jedenfalls glaube ich nicht, daß Europa im Laufe des „ganzen Jahres den Frieden werde aufrecht erhalten können. „Ich sehe immer nur die eine Alternative vor uns, das heißt „vor Frankreich und Europa, deren ich in meinem jüngsten „Briefe Erwähnung that. Entweder, oder! Und wir können „nur gewinnen, was auch immer geschehe, da wir ja nichts „mehr zu verlieren haben!

„Wir gleichen dem Gefangenen in den „zwei Pistolen", „der, als das Komitatshaus brannte, ausrief: „Ich gebe es „nicht um hundert Gulden, daß ich nichts besitze."

„Und nun Gott befohlen! Ich eile, um den Brief recht- „zeitig zur Post zu bringen.

„Schreibe recht bald. Entschuldige, daß ich so verwirrt „schreibe, aber ich bin noch immer leidend. Wie könnte es „auch anders sein! Die göttliche Vorsehung hat sich vielleicht „von uns gänzlich abgewandt. Doch nein, nein! — ich kann „es nicht glauben! — Gott mit Dir! Es umarmt Dich „mit Liebe

„Dein treuer Freund

„Ladislaus Teleky."

Hier ein Auszug aus einem zweiten Briefe des Grafen Karacsay, um zu zeigen, wie das Auftreten Szemere's und des Grafen Kasimir Batthyány selbst von den persönlichen Freunden des Letztern beurtheilt wurde. Karacsay schreibt:

„London, am 5. Januar 1852.

„Mein lieber Freund!

„Heute habe ich ein an Nikolaus (Oberst Kiß) gerichtetes „Schreiben von Julius (Graf Andrássy) gelesen, in welchem „*dieser* seine Meinung über den Artikel Batthyány's ausspricht.

„Andrássy mißbilligt nicht nur denselben — wer könnte ihn „auch gutheißen — er bricht den Stab über den Verfasser „und erklärt, daß er sich für die Zukunft unmöglich gemacht „habe. Andrássy behauptet, daß sich Batthyany ganz in der „Gewalt Szemere's befinde und auch sein Auftreten auf Ver„anlassung des Letzteren geschehen sei.

„Glaube mir, dieser Mensch (Szemere) ist ein wahres „Räthsel. Mit seiner jüngsten That hat er trotz seines großen „Verstandes dem Fasse den Boden ausgeschlagen.

„Ich höre, daß man in Wien große Konzessionen für Un„garn plant — was weißt du davon? Ich sehne mich über„haupt sehr nach Deinen Berichten.

„Zähle stets auf Deinen treuesten

„Freund Karacsay."

Während des Aufenthaltes Kossuth's in Amerika wirkte Oberst Nikolaus Kiß de Nemeskér als sein Vertreter in London. Von demselben erhielt ich unter andern Mittheilungen anfangs Januar auch die folgende, in den kühnsten Farben gehaltene Schilderung der Erfolge Kossuth's in Amerika.

„London, am 7. Januar 1852.
„10 Conduit-Street Regent-St., London.

„Mein lieber Freund!

„Ich habe unaussprechlich viel zu thun, deshalb antworte „ich so spät und auch jetzt nur kurz; doch ich zähle auf Deine „Nachsicht, denn Du weißt, daß ich meine Zeit gut, nämlich „zum Wohle des Vaterlandes verwende — so weit es meine „schwachen Kräfte erlauben.

„Du bist zufrieden mit Kossuth's Vertretern in London „und Paris, und ich widerspreche Dir insofern, als ich be„haupte, daß er mich für Paris und Julius (Graf Andrássy) „für London hätte ernennen sollen. N'est-ce pas?

„Du urtheilst zu strenge über Kossuth, mein lieber Freund; „glaube mir, daß er nicht aus Eitelkeit, wenigstens nicht so „sehr aus Eitelkeit als aus Berechnung sich entschlossen hat,

„Bethlen und Ihász Uniformen machen zu lassen, und die „Folgen beweisen es, daß er klug gehandelt hat, denn dies „übte in Amerika einen mächtigen, aber sehr mächtigen Ein„druck.*)

„In England wäre dies unvorsichtig, ja sogar gefährlich „gewesen, aber den Eigenthümlichkeiten der Yankees ist es sehr „angemessen. Dies sagte mir Lemmi, der italienische Sekretär „Kossuth's, der heute mit Aufträgen von ihm aus Amerika „zurückgekehrt ist. Er sagt auch, daß es unbeschreiblich sei, „wie begeistert man in Amerika für Kossuth sei.

„Sie halten ihn für einen Propheten, für Christus. In „jeder Stadt sind 5—10 ungarische Comités; ganz Amerika, „ohne Parteiunterschied, liegt ihm zu Füßen. 21 der größten „Banquiers New-York's haben es übernommen, eine Anleihe „von 10 Millionen Dollars zu verschaffen, außerdem stehen „ihm schon ungefähr 200,000 Dollars in Baarem zur Ver„fügung; 20,000 Dollars hat er zu verschiedenen Zwecken „bereits nach Europa gesandt.

„Kossuth predigt schon in den Kirchen und Einige wollten „sogar eine neue Kossuth-Religion gründen.

„In jeder Kirche Amerika's ist eine Sammelbüchse (money „box) mit der Aufschrift: „for the hungarian liberty" an„gebracht und Jedermann trägt sein Schärflein dazu bei. Diese „Sammlung wird zu immensen Summen anwachsen.

„Alles wird schon vorbereitet, was für einen Krieg nöthig „ist. Du verstehst mich ja? Nicht wahr? Dies will ich nicht „klar auseinandersetzen, ich sage nur: Alles, Tuch, Schuhe, „u. s. w.

„Du sagst, es sei schade, daß er den Gouverneurtitel wieder „angenommen.

„Die Folgen heißen auch diese seine That gut. Mit dem „nächsten Schiffe wird die Nachricht in Europa eintreffen, daß „der Kongreß in Amerika die Unabhängigkeit

*) Ich gestehe, daß ich es mit der Sache, welche Kossuth in Amerika verfolgt, nicht vereinbar fand, sich stets vor zwei in goldgestickten Uniformen gekleideten ungarischen Obersten begleiten zu lassen.

„Ungarn's und Kossuth als dessen gesetzlichen „Gouverneur offiziell anerkannt habe.

„Siehst Du nun, lieber Freund, daß ich Recht hatte, zu „behaupten, daß all' das, was mit Kossuth in Amerika geschieht, „unglaublich, unbeschreiblich sei. Die Gesandten sämmtlicher „Monarchien haben Washington verlassen! Mit einem Worte, „ich bin nicht im Stande, Dir Alles niederzuschreiben, denn „mein Brief nähme kein Ende und ich habe bei Gott keine „Zeit; es ist 3 Uhr Morgens.

„Ich weiß nicht, ob der Brief Kasimir Batthyány's un„vernünftiger oder unpatriotischer sei, l'un et l'autre!

„Er behauptet, daß Kossuth seit April 1849 ein Demagog „gewesen sei, obgleich er im April in das Kossuth'sche Mini„sterium einzutreten keinen Augenblick zögerte, er sagt ferner, „daß er kein Recht habe, den Gouverneurtitel zu tragen, „und doch hat er in Widdin das Komorner Patent contra„signirt, welches Kossuth als Gouverneur unterzeichnet „hat,*) deshalb sage ich, daß der Brief weit unvernünftiger „als unpatriotisch sei.

„Ich bin mit meiner gegenwärtigen Lage zufrieden. Ich „habe mir eine solche Stellung geschaffen, daß mir Niemand „nahe treten kann.

„Die erste Bedingung, welche ich Kossuth stellte, war, daß „ich mit der Emigration gar nichts zu thun habe.

„Dein treuer Freund

„Nikolaus Kiß."

---

*) „Das „Komorner Patent" bezieht sich auf die Ernennung Hennigson's, eines verabschiedeten englischen (oder amerikanischen) Offiziers, zum Oberbefehlshaber von Komorn.

Hennigson, der mit Depeschen von Pulszky und Teleky zu Kossuth gesandt wurde, fand Letztern nicht mehr in Ungarn, sondern bereits auf türkischem Boden, als Flüchtling in Widdin. Hier wußte Hennigson dem vom Schicksal gebrochenen Gouverneur die Lüge vorzuspiegeln, daß, wenn sich Komorn nur einige Wochen noch hielte, England ganz sicher zu Gunsten Ungarn's interveniren würde. So wenigstens lautete es in dem Ernennungsdekrete, welches Kossuth dem Fremden ausstellte und welches auch Kasimir Batthyany unterzeichnete. Dieser sehr bedauerliche Schritt Kossuth's wurde in der gehässigsten Weise gegen ihn von Szemere ausgebeutet."

Auch einen Brief meines Freundes Czetz lasse ich noch folgen, der hier besonders deshalb am Platze sein dürfte, weil er die Motive angibt, die den Grafen Batthyány bewogen haben, öffentlich gegen Kossuth aufzutreten.

„Paris, den 8. Januar 1852.

„Mein lieber Georg!

„Deine herzlichen Zeilen von 5. dies haben mir viel Ver„gnügen bereitet, erstens, weil ich schon dachte, daß Du ver„reist seiest oder mir überhaupt nicht schreiben wolltest, zweitens, „weil Du dasselbe, aber in gelungenerer Form ausgedrückt „hast, was ich vor einigen Tagen an Karacsay geschrieben.

„Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen: alle drei „Koryphäen, die Du benannt, haben das Ihrige zu dem helden„müthigen Selbstmorde beigetragen. Szemere hat den Artikel „aufgesetzt, seit Wochen fertig mit sich herumgetragen und den „geeigneten Augenblick erlauert, in welchem er mit demselben „herausrücken konnte.

„Dembinski und Bisztranowski drangen so lange in die „alte Frau,*) bis Kasimir die Geschichte satt bekam, den Artikel „unterzeichnete und ihn nach London absandte. Voilà l'affaire!

„Deinen Entschluß, Ludwig (Kossuth) in der angedeuteten „Weise zu schreiben, billige ich vollkommen.

„Du bist in der Lage es zu thun, deshalb unterlasse es „auch nicht; auch ich habe es schon berührt, wenn auch in „sanfterer Weise.

„Was soll ich Dir über die hiesigen Zustände schreiben? „Wenn der Mensch gewahr wird, daß das Thermometer der „Hoffnungen auf Null gesunken, da fängt er an zu philoso„phiren.

„Wir können Aristoteles und Plato nicht Dank genug „wissen, daß sie die Philosophie begründet haben; die Fran„zosen verbinden die beiden Schulen mit den Lehren Epikurs „und lassen mit stoisch-epikuräischem Cynismus die glänzenden

*) Gräfin Batthyány.

„Bankette, die großen Empfänge in den Tuillerien, die „Théâtre paré's u. ſ. w. ruhig über ſich ergehen.

„Auch die Nationalgarden freuen ſich, daß ſie aufgelöst „werden, wenigſtens brauchen ſie nicht mehr Wache zu ſtehen. „— Das geht, wie Du ſiehſt, Alles ſehr gut! Ich dachte und „befürchtete nur, daß ſie nach dem Siege gemäßigter ſein „würden; doch wie es ſcheint, iſt der Erfolg ein ſolcher Dä„mon, der nicht nur Ludwig Koſſuth, ſondern auch ſeinen Gegen„füßler Napoleon III. hinreißt.

„Die franzöſiſchen Ereigniſſe haben allem Anſcheine nach in „Amerika einen mächtigen Eindruck geübt, und wenn Ludwig bis„her die Subſkriptionen noch nicht behoben, ſo werden dieſe ge„wiß von nun an ſtetig abnehmen, wenn ſie nicht ganz aufhören „werden. Meiner Anſicht nach täuſcht ſich Koſſuth, wenn er „glaubt, daß Amerika in Folge ſeiner Agitation Europa den „Krieg erklären werde. — Es gibt zwar nichts Unmögliches „auf Erden, dies erfahren wir täglich; aber es iſt unſtreitig, „daß der Menſch zum zweiten Male ſeine Börſe nicht gerne „öffnet. Wer daher mit Wenigem nicht zufrieden, wird ſchließ„lich nichts bekommen.

„Aus all' dieſem folgt, daß es jetzt am zweckmäßigſten „wäre, die heiligen, erhabenen Gefühle reiner Vaterlands- und „Rechtsliebe und der Ehrenhaftigkeit im Kreiſe einiger guter „Freunde zu kultiviren, ſeine moraliſche Kraft intakt zu er„halten, alle perſönlichen Streitigkeiten zu verachten und zu „allen Opfern bereit zu ſein, wann und wo immer dieſe noth„wendig werden ſollten. Auf mich kannſt Du in dieſem Sinne „immer rechnen, ebenſo, wie auch ich auf Dich zähle; denn „es iſt eine große Wohlthat, wenn man im Elend Jemanden „hat, der uns verſteht und zu würdigen weiß. Ergo con„fiance et amitié, for ever!

„Es umarmt Dich Dein treuer Freund

„Johann (Czetz)."

Neuntes Kapitel.

Tod Baron Wolfgang Kemény's. — Fernere Briefe von Mednyánszky, Teleky, Kiß und Czetz über die Erfolge Koſſuth's in Amerika und die fortgeſetzten Wirren in der Emigration. — Rückkehr Koſſuth's aus Amerika.

In Folge der fortwährenden Verdächtigungen und Angriffe, die ſchließlich ihren Weg in die Londoner Tagesblätter fanden, mußte einer der Beſten, der durch Koſſuth zum Präſidenten des Emigrationscomité's ernannte Baron Wolfgang Kemény, im Exil ſein Leben beſchließen, das er ſo opferwillig der Sache gewidmet.

Mednyánszky ſchrieb mir hierüber:

„London, den 6. Januar 1852.

„Soeben habe ich dem alten Wolfgang Kemény den letzten „Liebesdienſt erwieſen.

„Ich komme von ſeiner Bahre, auf der er ſo ruhig ſchlum„mert, als fühle er ſich beſſer jetzt wie im Leben. Geſtern er„folgte ſein Tod und zwar ganz plötzlich. Er kam kerngeſund „von der Poſt nach Hauſe und ſetzte ſich nieder, um den „offenen, in den Zeitungen erſchienenen Brief Toulmin Smith's „anzuhören, in welchem er wegen Geldmanipulationen in der „gemeinſten und unſchicklichſten Weiſe angegriffen wurde. Békey „(ſein Sekretär) überſetzte ihm den Brief; doch kaum hatte er „einige Zeilen geleſen, als der Alte in ſeinen Stuhl zurück„ſank und nach einigen ſchweren Athemzügen verſchied. Das „Ganze dauerte kaum einige Sekunden. — Man ſagt, daß der „Alte ſehr empfindlich geweſen und daß er ſich jede geringe „Unannehmlichkeit, die er als Präſident nicht vermeiden konnte, „ſtark zu Herzen nahm. T. Smith's Brief war der letzte „bittere Tropfen, welcher den bis an den Rand gefüllten „Schmerzenskelch überlaufen machte. — Der Alte hatte das „Leben ſo gerne und er mußte ſo früh zur Mahlzeit eilen, „wo, wie Hamlet ſagt: „Der Menſch nicht ſpeist, ſondern „geſpeist wird.“ Es blieb ihm nicht einmal ſo viel Zeit, daß „er zum Schluß über das Leben und ſeine Thorheiten nach

„Herzensluſt hätte lachen können. Samſtag den 8. wird man „ihn beſtatten. Friede ſeiner Aſche!

„Armer Verbannter! fremdes Brod, fremdes Lager, fremdes „Grab, wie kalt und ſchaurig dies Alles iſt. Hier fällt mir „das Loos des armen Orosz ein, der gerade vor Jahresfriſt „einem ähnlichen traurigen Schickſale erlag. „Dans l'exile le „cœur se brise ou se bronze!“

„A. Mednyánsky.“

Das Einzige, was die vollſtändige Auflöſung in der Emigration noch hintanhielt, waren die kühnen Hoffnungen, die man an Koſſuth's Thätigkeit in Amerika knüpfte. Hier die Mittheilungen, welche ich von Mednyánszky erhielt:

„London, 9. Januar 1852.

„Es beſteht ein Volksglaube bei uns zu Hauſe, daß, wenn „es dem Teufel gefällt, man auch an einem Strohhalm er„ſticken kann und zwar an dem Eiſendraht, den er heimlich „durch denſelben zieht.

„Den jüngſt aus Amerika kommenden guten Nachrichten „zufolge wird auch dort der Strohhalm in kurzer Zeit zu „einem ſolch zähen Knittel werden, an welchem ganz Oeſter„reich erſticken dürfte. Wie es ſcheint, hoffen Sie ſehr wenig „von dem Einfluß, welchen Koſſuth's Reden üben und wes„halb? Weil der Himmel zu ſehr umwölkt iſt und unter den „paar hundert Emigranten nicht alle den gleich ſchönen Cha„rakter an den Tag legen. All dies zugegeben, können Sie „doch nimmermehr läugnen, was die Geſchichte mit zahlloſen „Beiſpielen erhärtet: die bezaubernde Macht der Rede auf das „Gemüth.

„Ich will nicht weit greifen und keine kleinen Beiſpiele „anführen, aber ich frage: Was hat dem Chriſtenthum die „Herzen der Menſchheit geöffnet? Was hat die Kreuzzüge, „was die Reformation vorbereitet, wenn nicht die zündende „Macht der Rede, der aus derſelben hervorleuchtende Strahl „der Wahrheit, der Jung und Alt mit ſich fortreißt und zu „unſterblichen Thaten aneifert?

Neuntes Kapitel.

Die Heirat. — Reise nach Italien. — Rückkehr nach Weimar. Tod der Mutter. Ehe mit Christiane Vulpius. — Die Freundschaft mit Schiller. — Schillers Übersiedelung nach Jena.

Die Briefe der vierundzwanzigjährigen Schriftstellerin und Mutter, die Goethe jetzt in die innersten Kapitel seines Lebens, in seine Ehe mit Christiane Vulpius einweihen, sind ein Dokument für die Charakterentwicklung Goethes, ein Beitrag zur Psychologie des Genies, das sich in Fesseln schlägt. Sie sind aber auch ein Dokument für die Geschichte der deutschen Frau.

Christiane schreibt aus Jena:

„Jena, den 6. Januar 1788.

Endlich habe ich Dir zum Neujahr schreiben können, liebster Freund, aber ich bin so traurig dabei gewesen, daß ich es Dir nicht sagen mag. Gestern war der Tag, wo ich mich ganz elend fühlte. Ich kann beinahe nicht die Zeit mit Worten ausdrücken, wie mir da zu Mute war. Ich habe mich recht gesehnt, Dir nur ein Wort zu schreiben, aber ich konnte nicht. Ich habe mich recht gequält, daß ich Dir nicht schreiben konnte

„Herzensluſt hätte lachen können. Samſtag den 8. wird man „ihn beſtatten. Friede ſeiner Aſche!

„Armer Verbannter! fremdes Brod, fremdes Lager, fremdes „Grab, wie kalt und ſchaurig dies Alles iſt. Hier fällt mir „das Loos des armen Orosz ein, der gerade vor Jahresfriſt „einem ähnlichen traurigen Schickſale erlag. „Dans l'exile le „cœur se brise ou se bronze!“

„A. Mednyánsky.“

Das Einzige, was die vollſtändige Auflöſung in der Emigration noch hintanhielt, waren die kühnen Hoffnungen, die man an Koſſuth's Thätigkeit in Amerika knüpfte. Hier die Mittheilungen, welche ich von Mednyánszky erhielt:

„London, 9. Januar 1852.

„Es beſteht ein Volksglaube bei uns zu Hauſe, daß, wenn „es dem Teufel gefällt, man auch an einem Strohhalm er„ſticken kann und zwar an dem Eiſendraht, den er heimlich „durch denſelben zieht.

„Den jüngſt aus Amerika kommenden guten Nachrichten „zufolge wird auch dort der Strohhalm in kurzer Zeit zu „einem ſolch zähen Knittel werden, an welchem ganz Oeſter„reich erſticken dürfte. Wie es ſcheint, hoffen Sie ſehr wenig „von dem Einfluß, welchen Koſſuth's Reden üben und wes„halb? Weil der Himmel zu ſehr umwölkt iſt und unter den „paar hundert Emigranten nicht alle den gleich ſchönen Cha„rakter an den Tag legen. All dies zugegeben, können Sie „doch nimmermehr läugnen, was die Geſchichte mit zahlloſen „Beiſpielen erhärtet: die bezaubernde Macht der Rede auf das „Gemüth.

„Ich will nicht weit greifen und keine kleinen Beiſpiele „anführen, aber ich frage: Was hat dem Chriſtenthum die „Herzen der Menſchheit geöffnet? Was hat die Kreuzzüge, „was die Reformation vorbereitet, wenn nicht die zündende „Macht der Rede, der aus derſelben hervorleuchtende Strahl „der Wahrheit, der Jung und Alt mit ſich fortreißt und zu „unſterblichen Thaten aneifert?

„Mit dieſem unwiderſtehlichen Zauber der Rede wird Koſſuth „das junge Amerika zu einem Kreuzzuge für die Freiheit be„geiſtern, und dieſer mein Glaube wird bei mir mit jeder „neuen Nachricht, welche von dem rapiden Steigen der Fluth „der Begeiſterung jenſeits des Ozeans ſpricht, zur feſten „Ueberzeugung. Die greifbare Frucht der Begeiſterung iſt „zunächſt die Thätigkeit jener Tauſende von Comité's, welche „die materielle Unterſtützung unſerer Sache in die Hand ge„nommen, und dies muß ſelbſt der größte Zweifler für einen „großen Erfolg anſehen. Der „nervus rerum gerendarum", „das Geld, fließt von allen Seiten in Strömen zu und gelingt „es dem Einfluſſe Koſſuth's erſt, einen ſolchen Mann auf den „Präſidentenſtuhl zu bringen, der die von ihm gepredigte Po„litik um jeden Preis befolgen wird; dann, dann werde ich an „Diejenigen herantreten, die faſt mit Bedauern auf ſeine gegen„wärtige, alle menſchlichen Kräfte überſteigende Thätigkeit blicken, „nur um ſie zu fragen, ob ſie endlich an die Gegenwart des „feurigen Drachen auf Erden glauben, der, wie es in der hei„ligen Schrift zu leſen, mit der Zunge des heiligen Geiſtes „die Apoſtel beſeelte.

„Kiß hat Ihnen die Rückkunft Lemmi's gewiß angezeigt. „Die Nachrichten, die er mit ſich brachte, ſind wahrlich ver„blüffend gut und wenn nur die Hälfte davon wahr iſt, ſo „können wir die feierliche Anerkennung der Unabhängigkeit „unſeres Vaterlandes durch den Kongreß ſchon in der nächſten „Zeit mit Sicherheit erwarten. Dieſer Schritt dürfte ſehr „ernſte Folgen haben.

„Amerika kann zufolge ſeiner Lage einer jeden Drohung „Europa's Trotz bieten.

„Gott mit Ihnen! u. ſ. w.

„Alexander Mednyánszky."

Vielleicht Keinen unter uns betrübte der Zwieſpalt in der Emigration tiefer, wie Ladislaus Teleky. Wie ſtark ſeine empfindliche Seele darunter litt, beweiſt ſein nachfolgender Brief. Er, der mit jeder Faſer ſeines edlen Herzens an der heiligen Sache hing, war voll von traurigen Ahnungen und wollte ſelbſt

den Schein vermeiden, an diesem Gezänke theilzunehmen. Wenn er trotzdem selbst das Auftreten Kasimir Batthyány's für den Fall zu verzeihen sich bereit erklärt, als dasselbe unserer Sache eventuell einen Nutzen bringen könnte, so ist dies nur ein um so schönerer Zug seiner lauteren Vaterlandsliebe.

„Zürich, 11. Januar 1852.

„Empfange meinen herzlichen Dank für deine interessanten „Mittheilungen! Auch ich habe in London Korrespondenten, die „mir die wichtigsten Nachrichten aus Amerika kurz zur Kenntniß bringen, aber nur sehr selten senden sie mir Zeitungsartikel ein und es wäre doch nöthig, auch die Details zu „kennen.

„Wenn Du auch von nun an das, was Du für wichttg „hältst, mir einsenden wolltest, würde ich Dir dafür sehr verbunden sein.

„Kasimir Batthyány's Auftreten ist in der That ein sehr „unglückliches Ereigniß; je mehr ich darüber nachdenke, um „so mehr betrübt mich dasselbe. Was geschehen, kann nicht „mehr gut gemacht werden. Die Kluft, welche zwischen Kasimir „und Kossuth entstanden, bleibt unüberbrückbar.

„Wie ich höre, soll man auf den Artikel bereits geantwortet „haben; ich habe jedoch die Erwiderung noch nicht zu Gesicht „bekommen. Ich ahne — weil ich es für natürlich, wenn „auch nicht für schicklich finde —, daß in derselben Kasimir B. „wahrscheinlich auch persönlich sehr scharf angegriffen worden. „Hierauf wird nun dieser ebenso scharf antworten, und so wird „der Bruderkampf, der Kampf der Patrioten unter sich, kein „Ende nehmen. Unsere Kräfte, die wir in so kritischen Zeiten „gegen unsere wahren Feinde gebrauchen sollten, werden und „müssen dadurch abgenützt werden. Ich bin entschlossen — „geschehe, was immer — keinen Ungarn anzugreifen, ausgenommen die notorischen Vaterlandsverräther. Ein Jeder „handle nach seiner Ueberzeugung; ich meinerseits werde zwar „traurigen Herzens, jedoch mit gekreuzten Armen dem Bürgerkriege zusehen, betheiligen daran werde ich mich nicht; den

„Fall ausgenommen, daß sich die Möglichkeit zu einem Aus-
„gleiche biete, was aber vorderhand nicht wahrscheinlich.

„Ich habe Kasimir unter Anderm auch geschrieben, daß die
„ungarfeindlichen reaktionären Blätter sein Auftreten außer-
„ordentlich billigen.

„An Kossuth werde ich auch schreiben, ich bereite mich schon
„lange dazu vor, doch konnte ich es bis jetzt nicht thun, weil
„meine Gedanken zerstreut und ich nicht im Stande bin, sie zu
„sammeln.

„Der politische Himmel ist umwölkt, es ist mir noch un-
„möglich, mich zu orientiren. In einigen Wochen reise ich
„nach Bern. Ich werde trachten, daselbst mit den französischen,
„englischen und amerikanischen Gesandten in Berührung zu
„kommen; vielleicht kann ich von diesen Etwas erfahren. Den
„amerikanischen Gesandten glaube ich zu kennen.

„Ich halte den Frieden Europa's ganz und gar nicht für
„gesichert. Der Präsident Frankreich's wird, wenn nur irgend
„möglich, auch in der äußern Politik dem Beispiele seines
„Onkels folgen. Und wir brauchen vorläufig nichts, als einen
„europäischen Krieg, woraus sich später Alles entwickeln kann.

„Kasimir's (Batthyány) Prinzipien theile ich nicht im Ent-
„ferntesten. Ich mißbillige seine Politik; sollten jedoch seine
„Artikel zur Folge haben, daß das Elysée, aber was sage ich,
„dieses ist ja schon zum Tuillerien-Palast geworden, mit ihm
„zu kokettiren begänne, dann könnte er in der That unserer
„Sache noch nützen. Wir werden sehen, wie sich die Ver-
„hältnisse gestalten! Bonaparte wird jedenfalls bestrebt sein,
„einen Theil der Emigration für sich und für seine Pläne zu
„gewinnen. Ein Theil der in Paris lebenden Italiener hofft
„von ihm Vieles. Von ihm selbst hoffe ich Nichts, durch ihn
„sehr Vieles. Es kann geschehen, daß er uns gegen seinen
„Willen wird nützen müssen und deshalb ist es Pflicht, den
„Verlauf der Dinge mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

„Den Tod des armen Wolfgang Kemény habe ich schon
„erfahren. Die Nachricht hat mich sehr schmerzlich berührt.
„Er war ein guter, ehrlicher, treuer Mann, ein lauterer Cha-

„rakter. Gott wollte es nicht, daß er die Morgendämmerung „unſerer Freiheit erlebe! Vielleicht wird es auch mir ſo er„gehen, der heilige Boden wird meine Gebeine nicht aufnehmen! „Ich bin ſchon darauf vorbereitet, daß meine ſterblichen Reſte „in fremder Erde ruhen werden!

„Die zweite Nachricht, Máy betreffend, habe ich auch mit „Bedauern geleſen; eine ſolche Unvorſichtigkeit iſt unverzeihlich. „Wenn Du Koſſuth ſchreibſt, ſo wäre es gut, auch dieſe Frage „zu berühren. Schreibſt Du ihm über andere Sachen, wie „z. B. über die Punkte, über die wir uns verſtändigt haben, „ſo glaube ich kaum, daß dies viel nützen wird. Thue, wie „es Dir am beſten ſcheint, mein theurer Freund; ich glaube „jedoch, daß man bei Koſſuth mehr perſönlich als brieflich aus„zurichten vermag.

„Auf die Artikel des Fürſten Eſterházy und Guſtav Bat„thyány's habe ich geantwortet und zwar ſchonungslos; die „Antwort habe ich Dudley Stuart eingeſchickt.

„Wir werden ſehen, ob ſie erſcheinen wird.

„Schreibe mir, ich bitte Dich, eheſtens; wir müſſen in fort„währendem Verkehr bleiben.

„Es umarmt Dich u. ſ. w.

„L. Teleky."

Wenn ſelbſt Teleky aus den Verhältniſſen Europa's, beſonders aber aus den veränderten Zuſtänden in Frankreich, etwas Hoffnung auf eine beſſere Wendung der Dinge ſchöpfen zu dürfen glaubte, ſo nahm es mich nicht Wunder, wenn die Optimiſten unter uns bereits den Schall der Kriegstrompete zu vernehmen glaubten. An ihrer Spitze ſtand Nikolaus Kiß, von deſſen Briefen ich einige hier folgen laſſe. Sie liefern den Beweis, wie gerne ſelbſt der kluge und vernünftige Menſch an das glaubt, was er im Herzen wünſcht.

„London, den 28. Januar 1852.

„Es iſt mir bekannt, daß Dich Alexander Mednyánszky „über die hieſigen Ereigniſſe informirt und deshalb ſchreibe ich „Dir ſo ſelten und ſo kurz. Heute iſt Szerelmey mit der „Nachricht hier angekommen, daß Du Dich wohlbefindeſt,

„doch etwas fett zu werden beginnest; nur zu! Das Kriegs-
„leben wird schon Dein „embonpoint“ etwas schwinden machen
„und glaube mir, mein lieber Freund, wir werden in nicht
„gar zu ferner Zeit den Schall der Kriegstrompete vernehmen.
„Wenn wir einen tiefern Blick auf die Ereignisse in Frank-
„reich werfen, so müssen wir zu der Ueberzeugung gelangen,
„daß Bonaparte sich zum Kriege gezwungen sehen wird, und
„ist der erste Kanonenschuß abgefeuert, so findet er aller Orten
„seinen Wiederhall.

„Hier in England stehen die Dinge auf einem Punkte, wo
„Niemand vorauszusagen im Stande ist, welche Wendung
„sie nehmen können. Dienstags wurden die beiden Kammern
„eröffnet. Die mit dem Parlamentsleben vertrauten Freunde
„behaupten, daß in diesem Jahrhunderte noch kein so stürmisches
„Parlament beisammen gewesen, wie es das gegenwärtige zu
„werden verspricht. Es dürfte schon in wenigen Wochen auf-
„gelöst werden und die Neuwahlen werden eine immense radi-
„kale Majorität in die Kammer bringen.

„Unlängst habe ich nach allen Seiten hin geschrieben, daß
„der Kongreß Kossuth als Gouverneur empfangen und die
„Unabhängigkeit Ungarn's aussprechen werde.

„Ich glaube auch Dir in diesem Sinne geschrieben zu
„haben. Ich muß nun diese Nachricht dahin richtig stellen,
„daß zwar viele Einzelstaaten dies bereits gethan haben, wie
„z. B. Ohio, Maryland und andere, der Kongreß jedoch
„noch nicht.

„Im Uebrigen ist es eine Lüge, was manche Blätter über
„Ludwig (Kossuth) schreiben, daß er nämlich erklärt habe, seine
„Reise nach Amerika sei eine zwecklose gewesen. Er ist im
„Gegentheil sehr zufrieden mit den Resultaten und auch ich
„habe mit Freude aus den Zeitungen erfahren, was mir üb-
„rigens Ludwig schon vor Monatsfrist geschrieben, daß die
„Unionsregierung die Kriegsflotte vermehre, in ungeheuern
„Massen Munition anhäufen lasse und schließlich, zur Ver-
„stärkung der Flotte im mittelländischen Meere, bereits drei
„Linienschiffe entsandt habe.

„Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich habe, bei meiner „Treu! so viel zu thun, daß ich nicht weiß, wo mir der „Kopf steht.

„Die hiesige Emigration lebt jetzt in Frieden.

„Der Brief Kasimir's (Batthyány) schien im ersten Augen„blick ein großes Uebel zu sein, doch glaube mir's, derselbe „hat keinen zu tiefen Eindruck auf die öffentliche Meinung in „England hervorgebracht. In Amerika hat er sogar gut ge„wirkt. Die Leute sagen dort: „So scheint es denn, daß selbst „der beste Graf kein guter Patriot sein könne"; es ist dies „zwar absurd, doch die Yankees denken eben so.

„Ich trage mich, Deine Person betreffend, mit großen „Plänen herum und hoffe, Dir schon in Bälde hierüber Mit„theilungen machen zu können; ich hoffe, daß Du zufrieden „sein wirst mit Deinem Dich hochachtend liebenden Freund

„Nikolaus Kiß, m. p."

Die Begeisterung, die man unserer Sache in Amerika entgegenbrachte, begann nach und nach zu erlöschen und Czetz schrieb mir hierüber aus Paris:

„Paris, den 29. Januar 1852.

„Ich bin im Besitze Deines Schreibens vom 22. dieses, „und muß leider gestehen, daß Deine Ahnungen Dich nicht „getäuscht haben. Der „Globe" meldete gestern aus Amerika, „daß der dem Kongreß gestellte Antrag, demzufolge den un„garischen Emigranten seitens der Regierung eine jährliche „Subvention zu Theil werden sollte, mit 126 gegen 45 Stim„men abgelehnt wurde.

„Dies ist ein Echec für Kossuth, aber ein noch größeres „Unglück für unsere armen Landsleute. Es wird dies Allen, „wie ich hoffe, zur nützlichen Lehre dienen. Wollen wir aber „gerecht sein, so müssen wir zugeben, daß der Fehler weniger „darin zu suchen, daß der Antrag abgelehnt wurde, als in der „Uebereilung, daß ihn Kossuth überhaupt stellen ließ. Wer die „Amerikaner nur halbwegs kennt, mußte voraussehen, daß „das Abgeordnetenhaus, welches einerseits den Anforderungen „der Diplomatie, anderseits dem Willen des Volkes gerecht

„werden muß, in solchen Fragen sehr vorsichtig zu sein pflegt,
„denn es will sich mit Keinem von Beiden unnütz verfeinden.

„Dann sind sie auch durch das Beispiel der Warschauer
„Polen belehrt worden, welchen der Kongreß seinerzeit 400,000
„Acres Land geschenkt, auf dem sich nicht mehr als drei
„Polen ansässig gemacht. Später haben auch diese Drei die
„Kolonie verlassen und heute ist New-Varsovie ausschließlich
„von fleißigen Yankees bewohnt. Machen wir daher aus der
„Mücke keinen Elephanten. Uebrigens heißt es, daß die Privat-
„spenden um so reichlicher fließen. (sic?!)

„Es freut mich, daß wir vollkommen gleicher Ansicht sind
„und Du mir zur selben Zeit dasselbe schriebst, was ich Dir
„hierüber geschrieben.

„Jancsi (Czetz m. p.)."

Auf die ersten Artikel Szemere-Batthyány's hatte ihr gewesener Ministerkollege Vukovits geantwortet, und wie es vorauszusehen war, veranlaßte diese Erwiderung die beiden Ersteren zu einem neuen und noch viel erbitterteren Angriff, über dessen Wirkung auf die Emigration und die Absichten, diesen Angriffen zu begegnen, mir Czetz wie folgt berichtete:

„Paris, den 4. Februar 1852.

„Ich muß Dir abermals eine traurige Nachricht mittheilen.
„Leider scheinen wir dazu verurtheilt, nur traurige Erfahrungen
„machen zu müssen; das heitere Leben ist Andern beschieden.

„Gedulden wir uns, denn es ist des Mannes würdig, die
„Bitterkeiten des Lebens ruhig zu ertragen.

„Kasimir Batthyány und Bartholomäus Szemere wollen
„aus der ungarischen Emigration um jeden Preis einen pol-
„nischen Club machen. Die „Times" und der „Examiner"
„bringen in ihren vorgestrigen Nummern zwei neue Briefe,
„einen von Batthyány und den andern von Szemere, welche
„Kossuth in der schonungslosesten, ja schändlichsten Weise an-
„greifen.

„Batthyány gibt sich mit Kossuth allein nicht zufrieden,
„er greift Jedermann an, der es mit ihm hält und vereint
„mit ihm zum Besten des Vaterlandes wirken will. Beide

„Briefe ſcheinen wie die frühern einen und denſelben Ver-
„faſſer zu haben, nämlich Szemere, nur daß der mehr kom-
„promittirende die Unterſchrift Batthyány's trägt, während
„unter dem mit mehr Verſtand geſchriebenen der Name des
„geweſenen republikaniſchen Miniſterpräſidenten glänzt.

„Ich will mich nicht über den Inhalt dieſer Briefe aus-
„laſſen, ſie werden Dir gewiß zugeſandt worden ſein; ich theile
„Dir nur mit, welchen Eindruck dieſelben auf uns Alle mach-
„ten. Die Indignation iſt allgemein und unſere Freunde be-
„ginnen einzuſehen, daß es am vernünftigſten ſei, ſo zu han-
„deln, wie ich es ſchon ſeit dem Erſcheinen der erſten Briefe
„gethan, d. i. Batthyány und Szemere nicht mehr zu kennen,
„wo und bei welcher Gelegenheit immer man mit ihnen zu-
„ſammentreffe. Doch mehr noch, man muß die Angelegenheit
„auch vor der Oeffentlichkeit beſprechen, zu welchem Behufe in
„London ſoeben eine Erwiderung aufgeſetzt wird, die es klar
„legen ſoll, daß dieſe beiden Herren ganz allein und vereinzelt
„in der Emigration daſtehen. Man wird ſie auffordern, Die-
„jenigen zu nennen, in deren Namen und mit deren Vollmacht
„ſie ihr Wort erhoben, und wenn ſie keine Namen angeben
„können, wird die Welt wiſſen, daß ſie keine Partei hinter
„ſich haben. Auch an die Emigration wird der Aufruf er-
„gehen, es möge Jeder ſich nennen, der die Anſichten Bat-
„thyány's und Szemere's theilt. Die Streitigkeiten werden
„hiemit ein Ende nehmen, denn individuelle Anſichten einzelner
„Menſchen erheiſchen keine öffentliche Widerlegung.

„Unlängſt war der Adjutant Jérôme's, Kapitän Zgli-
„nicki,*) bei mir; es will mir ſcheinen, als ob er uns für die
„Politik Napoleon's gewinnen möchte, — nun, wir wollen
„ſehen, was ſich machen läßt. Ueber dieſen Gegenſtand will
„ich Dir ſ. Z. ausführlicher ſchreiben u. ſ. w.

„Jancſi Czetz m. p.“

*) Zglinicki, ein franzöſiſcher Generalſtabs-Offizier polniſcher Abkunft, hatte bis zur Kapitulation unter mir in Komorn gedient. Nach Frankreich zurückgekehrt, gelang es ihm, ſeinen früheren Rang in der Armee wieder zu erlangen.

In der Emigration Uneinigkeit, gegenseitige Verdächtigungen in der Heimat, das Wüthen der Reaktion, so daß dort die Kerker zu enge werden, um all Diejenigen zu fassen, die sich in das Joch der Fremdherrschaft nicht gutwillig fügen wollten; — wahrlich! es war dies eine Zeit, in der selbst dem Muthigsten die Lust zum Leben verging.

Die übertrieben günstigen Nachrichten brachten viele unserer Landsleute dazu, sich in die unüberlegtesten Wagnisse zu stürzen, was so Mancher von ihnen mit dem Leben büßen mußte. Die Mittheilungen, welche ich Kossuth dies betreffend zukommen ließ, blieben unbeantwortet; möglich auch, daß sie nie bis zu ihm gelangten, denn sonst würde er sicher nicht beigetragen haben, die Zahl der Märtyrer zwecklos zu vermehren. „Il faut arroser le sol," aber nur dann, wenn uns die Hoffnung winkt, daß, wenn so angefeuchtet, er auch sichere Früchte bringen werde; in unserer damaligen Lage aber war dies, bei Gott, nicht zu erwarten!

Ich schrieb auch an meinen Freund, Nikolaus Kiß, hierüber.

Ob dieser meine Ansichten Kossuth warm genug an's Herz gelegt, ob er die von mir empfohlenen Rathschläge mit den hinreichenden Gründen unterstützt habe, ist mir unbekannt geblieben. Er gab mir die Versicherung, es gethan zu haben, und ich glaube, daß es so geschehen.

Die darauf folgenden Ereignisse überzeugten mich jedoch, daß es vergeblich gewesen, meine Stimme zu erheben, vergeblich eine Annäherung zwischen Teleky, mir und Kossuth anzustreben; unsere Beziehungen blieben gespannt und es kam zu keiner Verständigung.

Die Feinde Kossuth's wollten diese Meinungsdifferenzen zu ihren Zwecken ausbeuten und bedienten sich derselben als Waffe bei ihren unerbittlichen Angriffen gegen ihn; unter solchen Umständen blieb mir und den mit mir Gleichgesinnten nichts übrig, als das Programm, zu dessen Annahme wir Kossuth vermögen wollten, fallen zu lassen, damit aber auch der Einmengung in die innern Angelegenheiten der Emigration bis auf Weiteres gänzlich zu entsagen.

Was dies Mal nicht möglich war, das brachten die Umstände sechs Jahre später von selbst zu Stande. Da erst war es uns vergönnt — Teleky und mir — auf Grundlage desselben Programmes mit Kossuth gemeinschaftlich zu wirken und es trat keine Störung mehr ein, bis durch ein unerbittliches Geschick Teleky aus unserer Mitte gerissen wurde. Doch auch zur Zeit, als unsere Ansichten uns getrennt hielten, waren wir stets gegenseitig davon überzeugt, daß Jeder von uns, mit Hintansetzung aller persönlichen Interessen, blos dem uns Allen gemeinschaftlichen größeren Ziele lebte.

Die politische Zurückgezogenheit, zu der ich mich so verurtheilt sah, unterbrach keineswegs den brieflichen Verkehr mit meinen Freunden. Diese ließen mir auch weiterhin ihre Mittheilungen zukommen und so bin ich im Stande, das düstere Bild unserer peinlichsten Periode in der Verbannung mit der Erzählung dessen zu vervollständigen, was sich in London bis zur Rückkehr Kossuth's aus Amerika zutrug.

Nach dem Tode des alten Kemény und dem Rücktritte des Grafen Paul Esterházy wurde mit der Leitung der Emigrationsangelegenheiten in London General Kmèty betraut. Kmèty gab sich mit aller Hingebung der undankbaren Aufgabe hin, seinen nothleidenden Landsleuten neue Hülfsquellen zu öffnen, da nach Einstellung der Subventionen aus Amerika und nach Auflösung des anglo-ungarischen Comité's diese vollständig versiegt waren.

Es gelang ihm, dies theilweise durchzusetzen. Die englische Regierung wies 1000 Pfund Sterling dazu an, um einer größern Zahl brodloser ungarischer Emigranten die Auswanderung nach Amerika zu ermöglichen. Es fanden sich jedoch nur 45, die hievon Gebrauch machen wollten, „die Uebrigen," schrieb mir Mednyánszky, „hoffen, nach der Rückkehr Kossuth's wieder ohne Mühe das himmlische Manna sammeln zu können."

Am 26. Juli endlich kehrte Kossuth aus Amerika zurück und von da an war es in den Kreisen der Londoner ungarischen Emigration ruhiger und um so ruhiger, je mehr die Hoffnungen auf eine nahe Befreiung schwanden.

Der beste Lehrmeister, die Noth, zwang die Meisten, mehr

um's tägliche Brod als um Politik sich zu kümmern, und als ich einige Jahre später in Geschäftsangelegenheiten wieder nach London kam, da fand ich kaum mehr als ein Dutzend Ungarn, die sich auf das Beste unter einander vertrugen und von keinem Streit mehr etwas wissen wollten.

Zehntes Kapitel.

Die politische Lage Europa's im Jahre 1852. — Zustände in Paris. — Napoleon III. läßt sich zum Kaiser proklamiren. — Ich nehme meinen bleibenden Aufenthalt in Genf. — Mein Werk „Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen". — Görgey's Buch: „Mein Leben und Wirken in Ungarn". — Die ungarische Emigration in Genf. — Ein Blick auf die Geschichte Genf's. — Konservative und radikale Genfer. — James Fazy.

Der politische Himmel Europa's blieb nach dem Staatsstreiche vom 2. Dezember eben so umwölkt wie früher und die Gemüther von derselben Besorgniß erfüllt.

Ueber die Pläne und Absichten des Präsidenten der sogenannten französischen Republik zirkulirten die sonderbarsten Gerüchte, welche allüberall Glauben fanden, besonders aber bei Denen, die seinen abenteuerlichen Sinn und seinen blinden Fatalismus kannten.

Zur Charakteristik der unglaublichen Dinge, welche damals in der Pariser Gesellschaft ganz ernst besprochen wurden, diene hier der Auszug aus einem Briefe Czetz's vom 18. Februar 1852:

„Gestern speiste ich bei unserer lieben Gräfin d'Agoult; „dort sagte man mir, daß laut einer aus London einge„troffenen Nachricht das Loos Belgien's entschieden sei.

„Das dumme belgische Volk soll seiner Unabhängigkeit „müde sein und nichts sehnlicher als die Annektirung Belgien's „an Frankreich wünschen.

„Die belgiſche Armee wünſcht in Paris Garniſon halten „zu können; die Abgeordneten zeigten ſich bereit, in den Senat „einzutreten oder andere Aemter einzunehmen; — ja, die Be„ſtechung ſoll ſo weit gehen, daß von den Miniſtern nur „zwei gegen die Einverleibung wären. In dieſem Falle will „der Präſident Antwerpen an Holland abtreten, damit Eng„land bei der Transaktion ein Auge zudrücke. Der König der „Belgier ſoll ſchon nach Antwerpen überſiedelt ſein."

In demſelben Briefe heißt es ferner, daß zwei Regimenter der franzöſiſchen Infanterie genügen würden, um der Unabhängigkeit Belgien's ein Ende zu machen.

Zur Ausführung des ganzen Planes ſoll der 24. Februar oder ein anderer hiſtoriſcher Jahrestag gewählt werden.

Die peinliche Ungewißheit währte in Frankreich das ganze Jahr hindurch.

Von Zeit zu Zeit deuteten Anzeichen dahin, daß der Präſident, dem Beiſpiele ſeines Onkels folgend, den Krieg wolle; bald wieder ſprach er Friedensworte, welche die Handelswelt in volle Sicherheit wiegten.

Im Monate Mai wurde Paris durch die Nachricht überraſcht, daß in der Familie Bonaparte eine vollſtändige Ausſöhnung ſtattgefunden habe; man ſchloß daraus, daß demnächſt das „Empire" proklamirt werden würde. Auch die Emigration begann der Präſident an ſich zu ziehen, obgleich ſeine Perſon dieſer nur wenig Vertrauen einflößte.

Wir ſtanden in Verbindung mit dem Prinzen Napoleon (Jérôme), von deſſen liebevollen Geſinnungen wir überzeugt waren; mit den Tuillerien kamen wir erſt nach Jahren in Berührung.

Im November desſelben Jahres fiel endlich die Entſcheidung. Napoleon vertauſchte den Präſidentenſtuhl mit dem Kaiſerthron und von da an nahm ſeine Politik eine beſtimmte Richtung, an die wir nach und nach einige ſchwache Hoffnungen zu knüpfen begannen.

In England, wo im Laufe des Jahres 1852 zwei Miniſterien nach einander fielen, war dieſelbe Unſchlüſſigkeit zum Re-

gierungsprinzip geworden. Auch von dieser Seite warteten wir vergeblich auf einen Hoffnungsstrahl besserer Zukunft.

Ich verbrachte nahezu das ganze Jahr 1852 in Genf. Das zweite Werk, welches ich schrieb, „Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen", war in diesem Jahre vollendet worden, ohne daß ich dafür in irgend einer Weise entschädigt worden wäre. Dasselbe ward, kaum erschienen, auch fast aller Orten schon konfiszirt.

Es war dies um so empfindlicher für mich, als meine Ressourcen zur Neige gingen und ich keine weiteren Erwerbsquellen vor mir sah. Von diesem Werke blieb mir nur die Genugthuung, daß es später als Hülfsquelle all' Denjenigen diente, die über die Geschichte unseres Freiheitskampfes geschrieben, von Michael Horváth und Rüstow angefangen bis auf Gelich und Szerelmey, welch' Letzerer die meisten Thaten zu seiner: „Magyarország Kronikájá" aus demselben schöpfte.

Einige Monate nach Veröffentlichung meines Werkes erschien auch das Buch Görgey's „Mein Leben und Wirken in Ungarn".

Meine Freunde nahmen früher davon Kenntniß, als ich, und erzürnten sich nun mehr noch über Görgey, als sie es früher über Szemere und Batthyány waren.

Ich wurde von allen Seiten bestürmt, mit einer unnachsichtigen Kritik darauf zu antworten. In der That war auch ich nicht wenig entrüstet, als ich das Buch zur Hand nahm und daraus ersah, in welch' cynischer Weise von Görgey selbst die heikelsten Fragen behandelt wurden. Ich blieb lange unentschlossen, ob ich dem Wunsche meiner Freunde entsprechen solle oder nicht; da aber mittlerweile in verschiedenen Broschüren und Blättern andere meiner Landsleute, in erster Reihe General Kmety, sich derselben Aufgabe unterzogen, so wollte ich in meiner eigenen Sache nicht Angeklagter und Richter werden und beschloß mein Urtheil über Görgey's Buch auf eine geeignetere, spätere Gelegenheit zu verschieben.*)

*) Erst im Vorjahre wurde mir Gelegenheit, Görgey's Angriffe gegen mich damit zu vergelten, daß ich mich Denjenigen anschloß, die ihn durch

Mittlerweile hatte die Zahl unserer Landsleute in Genf allmälig zugenommen. Die Gräfin Batthyány, die Wittwe des unglücklichen Grafen Ludwig Batthyány, war mit ihren Kindern dahin gekommen und hatte die reizende Villa Boissière gemiethet, wo sie, in Trauer versunken, der Erziehung ihrer Kinder lebte. Die Gräfin Georg Károlyi war ihr mit zweien ihrer Kinder gefolgt und hatte ihre Wohnung in der Vorstadt Plainpalais genommen. Auch Paul Almássy und seine Gattin kamen dahin. Von den Parisern kamen sehr oft die Grafen Ladislaus Teleky und Julius Andrassy zu Besuch nach Genf. Außerdem waren von Ungarn der Bischof Michael Horváth, Nikolaus Puky, Graf Karácsay, Dionys Dessewffy, Podhorszky und Andere anwesend. Bischof Horváth gab den Kindern der Gräfin Batthyány Unterricht, Podhorszky wurde Erzieher bei Almássy, Puky gründete eine Buchdruckerei zur Herausgabe ungarischer Werke, Dessewffy wurde Uhrmacher und ich schrieb, um nicht ganz unbeschäftigt zu bleiben, unter fremden Namen von Zeit zu Zeit in deutsche und französische Blätter, die, aus Sympathie für mich, meine Aufsätze besser honorirten, als sie es in Wirklichkeit werth waren; außerdem forschte ich in den Bibliotheken und Archiven Genf's nach Dokumenten, welche möglicherweise einiges Licht auf die Reformation in Ungarn werfen konnten.

Die Genfer Akademie, welcher Calvin als Lehrer vorstand, war im sechszehnten Jahrhundert die evangelisch-reformirte Hochschule für britische, französische und italienische Jünglinge. Von Studirenden aus Ungarn wurde sie nur selten oder nie besucht, daher auch die Seltenheit von Schriftstücken, welche sich auf Ungarn beziehen. Nicht minder interessirten mich alle Dokumente und Geschichtswerke, welche sich auf die Vergangenheit der kleinen Republik bezogen, deren Bürger ich werden wollte, und hier fand ich, daß in dem kleinen Rahmen der Geschichte Genf's sich Alles treu und klar wiederspiegelt, was sich in großen Staaten zugetragen, und so auch alle Wehen, die mit der Geschichte aller Völker verbunden sind.

eine offene und männliche Erklärung von dem öffentlichen Verdachte des Verrathes am Vaterlande loszusprechen wagten.

Die größten Leiden, welche Genf zu erdulden hatte, fielen aber nicht in die Zeitperiode seiner burgundischen und savoyischen Gewalthaber, von welchen es sich mit Hülfe der Berner loszureißen vermochte, wohl aber in die Zeit der Wirksamkeit desjenigen Mannes, der heute Genf's höchsten Ruhm bildet und auf den es mit Recht so stolz ist: in die Zeit Johann Calvin's. Calvin, der so viel beigetragen, um in andern Ländern der Freiheit die Bahn zu brechen, zeigte sich in seinem eigenen Lande als ein unerbittlicher Gegner derselben.

Nach Genf berufen, bald verbannt, dann wieder zurückberufen, verblieb er daselbst bis zu seinem Tode, um mit eiserner Hand die Regierung zu leiten, welche demokratisch war. Die unter seinem Einflusse zu Stande gekommene Verfassung beherrschte nicht nur das gesammte öffentliche, sondern auch das häusliche Leben, führte Sitten- und Glaubenszwang ein und untersagte die unschuldigsten Spiele und Vergnügungen. Wehe dem, der in der Taufe seinen Kindern einen andern als biblischen Namen gab.

In den Strafen waltete die willkürlichste Strenge. In wenigen Jahren — so schreiben die Genfer Geschichtsschreiber und nicht etwa Papisten — wurden 76 Personen verbrannt, 880—890 eingekerkert, 58 hingerichtet; die Mehrzahl der Letzteren der Hexerei oder der Pestverbreitung angeklagt; — der arme Servet, weil er es gewagt, seine Meinung offen auszusprechen, wurde lebendig verbrannt und dasselbe Schicksal würde auch Socinius getroffen haben, wenn er nicht, rechtzeitig von seinen Freunden gewarnt, von seiner Reise nach Genf abgestanden wäre. Mit einem Worte, Calvin hat in Genf jedem freiern Denken und Handeln den Krieg erklärt und es muß als Gottes Wunder angesehen werden, daß dennoch aus dieser Korrektionsanstalt ein Völkchen hervorging, wie es deren nur wenige auf Erden gibt. Zurückgehalten von allen profanen Vergnügungen, sah sich dasselbe gezwungen, in der Arbeit, in der Kunst und Wissenschaft, im Handel und der Industrie Ersatz zu suchen.

Es gibt kein Land von so geringem Umfange und so kleiner Bevölkerung wie es Genf ist, welches eine so große Zahl von

Gelehrten und Künstlern ersten Ranges aufzuweisen hätte und ebensowenig läßt sich irgend eine Stadt von gleicher Bewohnerzahl auch nur annähernd mit Genf vergleichen in Bezug auf seinen Reichthum, auf die zahlreichen Bildungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten, welche es besitzt und die stets fortschreiten und keinerlei Zeichen von Verfall an sich tragen.

Die Verfassung, welche der Reformator seinen Mitbürgern gab, trug, wie aus all' dem ersichtlich ist, eben keine schlechten Früchte; aber sie hätte auch mit mildern Mitteln durchgeführt werden können und es thut dem Menschenfreunde wehe, zu sehen, daß auch er, der große Mann, im Namen des Erlösers, statt die Nächstenliebe zu pflegen, solchen Blutvergießens sich schuldig machte. Verglichen mit dem, was die spanische Inquisition oft in einem Jahre zu vollbringen wußte, ist dies freilich noch wenig!

Das von Calvin begründete Staatswesen bestand unangetastet nahe an 200 Jahre. Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts erwachte jedoch ein freierer Sinn und eine frischere Lebenslust wieder in den Bürgern Genf's. Es kam zu Unruhen, zu Kämpfen und diese währten so lange, bis das Volk wieder zu seinem Rechte gelangte. Die Zeit dieser Unruhen wurde von Voltaire als „Sturm im Glas Wasser" bezeichnet. Er hatte Unrecht, denn für jeden Genfer waren sie von derselben Wichtigkeit, welche die große französische Revolution für jeden Franzosen hatte.

Im Jahre 1798 wurde Genf zu Frankreich geschlagen. Es ward die Hauptstadt des Departements „du Léman". Nach dem Wiener Kongresse wurde Stadt und Gebiet als Kanton und Republik wieder hergestellt und der schweizerischen Eidgenossenschaft einverleibt.

Die neue, nach 1815 eingeführte Verfassung war zwar liberal, doch einem Theile der Bevölkerung nicht demokratisch genug.

Nach verschiedenen kleineren Reibungen und blutigen Zusammenstößen zwischen den beiden Parteien kam es endlich im Jahre 1846 zu einer entscheidenden Revolution, welche mit dem vollständigen Siege der Radikalen endete.

Es war dies der letzte blutige Kampf zwischen den Bürgern Genf's, die seitdem in Friede und Ruhe leben und sich des Vollgenusses ihrer Freiheiten erfreuen.

Bei unserer Ankunft in Genf fanden wir an der Spitze der Regierung James Fazy, den Führer der radikalen Partei.

Derselbe war tödtlich gehaßt von den Aristokraten, aber ebenso beliebt unter seinen Parteigenossen. Die Ersteren, welche den obern Stadttheil bewohnten, hielten sich in ihren Palästen und prachtvollen Villen ostentativ von uns zurück, während die Freunde Fazy's uns mit brüderlicher Liebe in ihrer Vaterstadt entgegenkamen. Fazy selbst bot Alles auf, um uns den Aufenthalt in Genf so angenehm als möglich zu gestalten.

Natürlich schlossen auch wir uns aus Dank dafür der radikalen Partei an und suchten in ihrem Kreise unsere Freunde.

Von Genf aus konnten wir unsere Verbindungen mit unsern Landsleuten leichter erhalten, als von Paris oder London. Es kamen sehr oft Freunde in die Schweiz, mit denen wir zusammentrafen und die uns über das Leben in Ungarn Nachrichten brachten.

Die reizende Lage der Stadt, die leichte Verbindung nach allen Richtungen hin, die herrlichen Ausflüge, das angenehme soziale Leben, die unbeschränkte Freiheit, welche wir genossen, alles dies ließ uns Genf so lieb gewinnen, daß selbst Diejenigen, welche später nach Ungarn zurückkehrten, diese ihre zweite Heimat nur mit schwerem Herzen verließen.

Elftes Kapitel.

Der Mailänder Aufstandsversuch Mazzini's. — Meine Reise zu ihm nach Lugano. — Mißlingen des gewagten Planes und Folgen davon. — Sieg der Reaktion in Europa. — Die ersten Anzeichen der orientalischen Wirren. — Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei. — Mein und mehrerer Freunde Entschluß, uns nach Konstantinopel zu begeben. — Abreise von Marseille. — Reiseschilderungen aus meinem Tagebuche. — Malta; meine Erkrankung daselbst.

Es war in Genf im Januar 1853, als ich ganz unerwartet durch einen Besuch überrascht wurde. Ein Abgesandter Mazzini's brachte mir einen Brief von diesem, in welchem er mir mittheilte, er sei in Lugano, im Kanton Tessin, um von dort den Aufstand in Mailand und den andern oberitalienischen Städten zu organisiren, und daß dieser Aufstand demnächst ausbrechen werde.

Er forderte mich auf, wenn mir an der Sache meines Landes etwas gelegen sei, sogleich zu ihm zu kommen.

Im Hotel zu Lugano werde mich Jemand erwarten und sogleich zu ihm führen.

Ich war seit meinem letzten Besuche, welchen ich Mazzini in London abstattete, in keinem brieflichen Verkehre mehr mit ihm, war somit erstaunt über seine Aufforderung, glaubte aber dennoch ihr Folge leisten zu müssen, um mich nicht dem Vorwurfe auszusetzen, ich hätte mich in einem so entscheidenden Augenblicke, wo es sich um das Loos von Tausenden meiner Landsleute handeln konnte, von jeder Mitwirkung feige zurückgezogen. Das eben ist das Schicksal Derjenigen, die für ihr Vaterland das Beste erstreben wollen, daß sie oft auch gegen ihre Ueberzeugung handeln und sich opfern müssen!

Ich trat sogleich meine Reise an, die eine höchst beschwerliche war; dieselbe fiel in den strengsten Winter. Die Gotthard-Pässe, durch die ich allein auf Schweizerboden von Genf nach Lugano gelangen konnte, waren verschneit, somit unpraktikabel. Die Fahrt über den St. Gotthard konnte nur in kleinen einspännigen Schlitten bewerkstelligt werden und dauerte mehrere Tage.

Endlich kam ich glücklich in Lugano an, wo ich, kaum im Gasthof abgestiegen, auch schon von jenem Freunde Mazzini's, den er mir in seinem Briefe bezeichnet hatte, angesprochen und sogleich in einem Wagen zu ihm geführt wurde. Ich fand den alten Verschwörer in einem abgelegenen Hause. Das Zimmer, welches er bewohnte, war ebenso geräumig als komfortabel eingerichtet.

Er stand vor einem mit Papieren und Landkarten bedeckten Tische, derart in Gedanken versunken, daß er mein Eintreten kaum bemerkt hatte.

„Eh bien, me voilà!" rief ich ihm freundlich zu, „was gibt es für mich zu thun?" Worauf er mir den ganzen Plan, welchen er ausgearbeitet und seit zwei Jahren mit der größten Zähigkeit verfolgt hatte, klar auseinandersetzte.

Es sollte zuerst der Aufstand in Mailand ausbrechen und mit Blitzesschnelle sich dann nach allen anderen Städten hin verbreiten. „Das Gelingen stehe außer Zweifel," sagte er, „denn „alle Pompiers seien für die Sache gewonnen; von den Bürgern „der größte Theil; die Jugend und endlich die in den italienischen „Städten garnisonirenden ungarischen Truppen."

Ich stand verblüfft da und fragte Mazzini, ob er wirklich mit vollem Ernste an das Gelingen seines so kühnen Planes glaube und seine Hoffnungen daran knüpfe? ob in Piemont zur Unterstützung eines solchen Aufstandes nichts vorbereitet worden sei? Endlich gestand ich ihm aufrichtig, daß ich mich der Illusion nicht hingeben könne, daß die ungarischen Truppen gleich bei Beginn der Bewegung mit den Aufständischen fraternisiren würden, da sie, strenge überwacht, selbst bei dem besten Willen dies zu thun außer Stand sein würden. Auch die Bürger Mailand's, von Piemont gewarnt, dürften sich kaum so kopfüber in ein ähnliches Abenteuer stürzen.

Mazzini lächelte zu meinen Bemerkungen und sprach: „Nun, wir wollen sehen!"

Unser Gespräch nahm hierauf eine andere Wendung.

Für den nächsten Tag gaben wir uns um Mittag Rendezvous. Mazzini glaubte, um diese Stunde bereits die erste Nachricht aus Mailand erwarten zu dürfen.

Als ich bei ihm erſchien, fand ich ihn höchſt aufgeregt.

„Noch immer keine Nachricht!“ rief er aus, „kommen Sie des Abends wieder!“

Und als ich des Abends wieder erſchien, da fand ich ihn vollends gebrochen und in Verzweiflung. Der Aufſtand in Mailand war mißlungen, der Angriff auf die Citadelle abgeſchlagen und hunderte von Perſonen in's Gefängniß geworfen.

„Alles iſt verloren!“ ſeufzte er auf; „unſere Anordnungen „ſind nicht pünktlich ausgeführt worden; weiß Gott, was nun „geſchehen wird!“

Ich bedauerte ihn von Herzen; er hatte ſich von ſeiner maßloſen Einbildungskraft hinreißen laſſen, meinte es aber redlich mit ſeinem Vaterlande.

Die Demüthigung, welche er erlitt, war eine vernichtende für ihn.

Von dieſem Tage an war die republikaniſche Partei in Italien ihres Anſehens beraubt und ungefährlich für die Regierung in Turin geworden, wo Cavour alle Fäden der nationalen Bewegung allein in die Hand nahm.

Mazzini kehrte nach der bittern Enttäuſchung, welche er erlebt, nach London, ich aber auf demſelben Wege, auf dem ich gekommen war und mit denſelben Schwierigkeiten über den St. Gotthard nach Genf zurück, um dort meinen Freunden Kunde zu geben von den traurigen Vorfällen, von welchen ich Zeuge geweſen. Möglich, daß das raſche Mißlingen eines ſo gewagten Planes ein Glück war für unſere Landsleute in Italien ſowohl, ſowie für unſere Freunde in der Heimat.

Nach dem mißglückten „coup de main“ auf der Citadelle von Mailand herrſchte Ruhe in Europa. Die Reaktion hatte ihr Werk vollbracht; ſie war geſättigt von dem Blute Derjenigen, die ihr Vaterland geliebt, Begeiſterung für Recht und Freiheit gezeigt hatten.

Ein Theil der Patrioten Frankreich's, Italien's, Deutſchland's und Ungarn's ſchmachtete in den Kerkern, der andere trieb ſich brodlos in der Fremde herum. In Frankreich herrſchte unumſchränkt der Cäſarismus, in Deutſchland mit derſelben Willkür

Preußen und Oesterreich, Italien lag zu Boden geschmettert, mit Ausnahme Piemont's, wo allein noch halb versteckt, die Flamme genährt wurde, die später zur Befreiung und Einigung der ganzen Halbinsel führte.

Es herrschte Ruhe in Europa, eine drückende, für uns Verbannte um so beunruhigendere Ruhe, da sie uns befürchten ließ, die Völker könnten sich nach und nach an diesen Zustand gewöhnen und, wie in früheren Zeiten, so auch in der Zukunft sich als Sklaven wieder glücklich fühlen.

Während der ersten zwei Jahre unserer Verbannung tröfteten wir uns mit der Hoffnung auf die Festigung der Republik und den Fortschritt der liberalen Ideen in Frankreich. Der Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 machte diesen Illusionen ein Ende.

Da kam plötzlich vom Norden her das erste Zeichen einer besseren Wendung der Dinge.

Im Frühjahr des Jahres 1853 glaubte Czar Nikolaus den Augenblick gekommen, um zur Durchführung der von ihm und seinen Vorfahren so zähe und ausdauernd verfolgten Politik im Orient einen neuen Schritt wagen zu können. Die etwas gespannten Beziehungen unter den Großmächten, die Nachgiebigkeit der Pforte gegenüber Oesterreich, die zweifelhaften Erfolge der Türken in Montenegro — Alles mit einem Worte bewog ihn, an die Türkei plötzlich Forderungen zu stellen, die, wenn sie von diesen angenommen worden wären, 11 Millionen christlicher Unterthanen des Sultans unter die direkte Oberhoheit Rußland's gebracht hätten. Der Divan weigerte sich, auf dieselben einzugehen und es erfolgte die Besetzung der Donaufürstenthümer durch russische Truppen. Diese kriegerische Demonstration und das tiefverletzende Auftreten des Admirals Mentschikoff in Konstantinopel brachten jedoch das Gegentheil von dem hervor, was sie bezwecken sollten, und statt die Pforte zur Nachgiebigkeit zu bewegen, beschleunigten sie nur den Bruch. Rußland wurde aufgefordert, seine Truppen aus den Fürstenthümern zurückzuziehen und da es dieser Aufforderung nicht nachkommen wollte, erklärte die Türkei dem übermüthigen Angreifer den Krieg.

Die Nachricht von dem Ausbruche der Feindseligkeiten in der Türkei brachte natürlich uns Ungarn sämmtlich in Bewegung.

Mehrere, worunter auch Graf Ladislaus Teleky, hatten den Sommer über in dem Bade Evian am Genfersee zugebracht.

Auf unsere Einladung kamen auch andere Freunde dahin und es wurde beschlossen, daß ich nach Konstantinopel gehen solle, um daselbst der hohen Pforte meine und meiner Kameraden Dienste anzubieten. Wir erachteten dies als Pflicht, eingedenk der gastlichen Aufnahme, welche unsere verfolgten Freunde und Landsleute im Jahre 1849 auf türkischem Boden fanden und sahen überdies in der Schwächung Rußland's eine Chance mehr für unsere Sache. In Folge dieses Beschlusses reiste ich am 15. Oktober über Lyon nach Marseille ab, um mich von dort nach Konstantinopel einzuschiffen.

In Marseille wäre ich aber bald um mein Reisegeld gekommen. Von der Douane in's Hotel zurückkehrend, nahm ich plötzlich wahr, daß ich mein Portefeuille bei der Visitation meiner Effekten zurückgelassen habe. Es war ein ziemlich ansehnlicher Betrag darin. Glücklicherweise fand das Portefeuille ein ehrlicher Arbeiter, der mir athemlos nachlief und es mir in dem Augenblicke übergab, als ich bereits auf die Polizei gehen wollte, um daselbst die nöthigen Nachforschungen anstellen zu lassen.

„Herr!" sagte er mir, „Sie haben das Portefeuille auf der Douane vergessen; ich fand es dort und bringe es Ihnen, nachdem ich mit schwerer Mühe Sie endlich erreichen konnte."

So viel Ehrlichkeit rührte mich und ich hätte dem braven Manne gerne, wenn ich selbst reicher gewesen wäre, den ganzen Inhalt des Portefeuille's überlassen; so mußte ich mich begnügen, ihm ein bescheidenes Geschenk zu machen und ihm für seine Freundlichkeit und Redlichkeit zu danken. Ob wohl jeder Millionär ebenso wie dieser arme Arbeiter gehandelt haben würde!?

Ueber die Reise von Marseille nach Konstantinopel lasse ich mein Tagebuch sprechen, dessen Blätter ich zufällig noch besitze.

21. Oktober 1853 Abends, am Bord des „Leonidas".

Um 2 Uhr Nachmittags lichteten wir die Anker, das Wetter war uns günstig.

Welch' ein herrlicher Anblick! Zuerst der Wald von Masten im Hafen, dann die beiden den Eingang schützenden mächtigen Forts, hierauf die kahle, ausgezackte, die wunderlichsten Formen bildende Felsenküste, hie und da in ihren Klüften und Ritzen üppige Gärten bergend, endlich die Inselgruppe in Mitte der schönen Bucht, auf einer derselben das berühmte Château d'Iff, das Alles umflossen von dem wunderbaren Lichte des südlichen Himmels; später, bereits auf hoher See, der überwältigende Anblick der untergehenden Sonne, der gestirnte Himmel, das Plätschern der an den Schiffswänden sich brechenden sanften Wellen, das Zurückbleiben der Küste, endlich ihr gänzliches Verschwinden! ..... Adieu, ihr Berge, ihr letzten Ausläufer der Alpen, Adieu, schönes Genf! Adieu, Ihr biedern Freunde, die ich dort zurückgelassen! Ich denke an Euch! — Möge der Allmächtige während meiner Abwesenheit Euch unter seinen Schutz nehmen und ich Euch glücklich wiederfinden! —

22. Oktober Abends, in der Meerenge von S. Bonifacio zwischen Korsika und Sardinien.

Gegen 2 Uhr nach Mitternacht änderte sich das Wetter. Die See fing an höher zu gehen und des Morgens schlugen die Wogen bis über das Verdeck herauf, mit unserm Fahrzeug ihr muthwilliges Spiel treibend. Ich blieb im Bette, hoffend, der Seekrankheit so am besten zu entgehen. Auch gelang mir dies halb und halb, indem es diesmal bei einem starken Kopfleiden sein Bewenden hatte.

Um 3 Uhr Nachmittags bekamen wir Korsika zu Gesicht. Wir hatten die ganze Insel von Nord gegen Süd vor uns und bewunderten ihr schönes Gebirge, das terrassenförmig vom Ufer bis zu den schneebedeckten Kuppen im Innern der Insel emporsteigt. Ich sah im Geiste all' die Thäler und Schluchten, die felsigen Abhänge und die nur dem Jäger zugänglichen Pfade dieses wilden Gebirgslandes und begriff nun vollkommen den Charakter seiner Bevölkerung und wie dieselbe Jahrhunderte lang — trotz ihrer geringen Zahl — ihren Unterdrückern Trotz bieten und zu wiederholten Malen das Joch der Fremdherrschaft *abschütteln* konnte.

Das unterdrückte Korsika rächte sich später an dem eroberungssüchtigen Kontinent, indem es ihm das Geschlecht der Napoleoniden gab.

23. Oktober.

Den ganzen Tag über schönes Wetter. Wir haben nichts, an dem sich das Auge weiden könnte, als ringsum das Meer und über uns den blauen Himmel. Die Hitze ist unausstehlich, sowohl auf dem Verdeck wie in der Kabine.

24. Oktober, 5 Uhr Nachmittags.

Von früh 7 Uhr bis jetzt hatten wir die eben so schöne als unglückliche Insel Sizilien uns zur Linken. Nun endlich verlieren wir sie aus dem Gesichte und eilen südwärts Malta zu. In Malta gedenke ich einige Tage, wahrscheinlich bis zur Ankunft des nächsten Marseiller Dampfers, zu verweilen. Arbeiten zur Ausfüllung dieses Intermezzo's habe ich mehr als genug.

Malta, den 25. Oktober.

Der starke Südwind hat uns eine schlechte Nacht und einen noch schlechteren Morgen gebracht. Unsere Ankunft in Malta ward dadurch um 8 Stunden verspätet, und statt um 2 Uhr nach Mitternacht, wie uns dies der Kapitän versprach, liefen wir erst gegen 10 Uhr Morgens ein.

Etwa eine halbe Stunde vor uns sahen wir den Dampfer, auf welchem sich Podhorszky*) befinden sollte, von Messina kommend, dem Hafen zueilen. Ein günstiger Zufall, denn so brauchten wir uns nicht erst lange zu suchen, sondern mußten uns gleich beim Landen im Hafen begegnen.

Wie unangenehm aber war ich überrascht, als ich von dem guten Podhorszky keine Spur, weder im Hafen, noch auf dem Schiffe, noch sonst irgendwo fand. Endlich ging ich in die Stadt auf das Dampfschifffahrtsbureau, wohin man indeß die Liste der Passagiere gebracht hatte; der Name Podhorszky war aber auch dort nicht zu finden.

---

*) Mit Podhorszky sollte ich in Malta zusammentreffen.

Was mochte ihn wohl davon abgehalten haben, sich in Genua einzuschiffen? Waren es Anstände von Seite der Behörden?*)

Und nun etwas über meine ersten Eindrücke von Malta. Seit 7 Uhr Morgens fortwährend gegen den heftigen Südwind ankämpfend, hatten wir die kahlen, baumlosen, den trostlosesten Anblick gewährenden Inseln uns zur Seite, von welchen die westlichste Gozzo, die mittlere Comino und die östliche die eigentliche Insel Malta war. Schon fing es mich zu verdrießen an, so früh mein Bett verlassen zu haben, als sich das Bild bei einer leichten Wendung des Schiffes plötzlich änderte, und wir La Valette, die Hauptstadt Malta's, mit seinen mächtigen Festungswerken, mit seiner Häusermasse, mit seinen Thürmen und Kuppeln amphitheatralisch vor uns liegen sahen, ein Anblick, der selbst Diejenigen auf dem Schiffe entzückte, die Konstantinopel und Neapel gesehen.

26. Oktober.

Die Malteser heißen ihre Insel „il fiore del mondo" und verhungern dabei. Mit so blindem Wahne hängt der Mensch an seiner Geburtsscholle. — Die Anhänglichkeit der Malteser ist aber doppelt auffallend, wenn man bedenkt, daß dieses arme Völkchen eigentlich nie höhere vaterländische Interessen kannte, sondern stets der gemißhandelte Sklave fremder Herren war. Es ist interessant, die Reihenfolge dieser letzteren seit dem grauen Alterthume bis auf den heutigen Tag durchzugehen. — Zuerst setzten sich die Phönizier in den Besitz der Insel, dann die Griechen, hierauf die Karthaginenser, auf diese die Römer, die Gothen, dann wieder die Griechen und so fort Araber, Normannen, Spanier, der aus allen Nationen zusammengesetzte Johanniterorden, Franzosen und endlich die gegenwärtigen Besitzer, die Engländer. — Keinen Tag seiner ganzen Vergangenheit, kein Blatt der Geschichte, das der Malteser sein eigen nennen könnte. Ueberall erscheint er blos als das geduldige Lastthier fremder Herren. Welch' trauriger Gedanke für die Denkenden und Fühlenden unter ihnen. Dazu ein abscheuliches Kauderwälsch als Sprache, ohne

*) Podhorszky wurde in der That in Genua wegen Mangel eines ordentlichen Passes an der Einschiffung verhindert.

Literatur, der einfachsten Grundregeln ermangelnd, ein Gemenge vom Arabischen, Griechischen, Italienischen, Spanischen und Normännischen, und der kleinste Theil unter ihnen kaum des Italienischen mächtig. — Alle moralischen Leiden werden aber dem armen Malteser durch seinen schönen Himmel und das köstlichste Klima ersetzt. Letzteres ist in der That wunderbar.

Im Sommer steht das Thermometer gewöhnlich auf 25° und übersteigt nur äußerst selten 28°, im Winter sinkt es beinahe nie unter 8° herab. Die von der See kommenden Lüfte machen die heißesten Sommertage erträglich, während der Nordwind durch seine wohlthuende Reinigung der Atmosphäre für die geringe Kälte, die er manchmal mit sich bringt, mehr als hinreichend entschädigt. In diesem Augenblicke z. B. habe ich alle Fenster offen und schreibe in Hemdärmeln. Des Nachts schlafe ich gleichfalls bei offenen Fenstern. Ueberhaupt haben wir jetzt, Ende Oktober, eine Zeit hier, wie wir sie in Genf im Monate Juni haben.

Abgesehen von seiner schönen, malerischen Hauptstadt, ist Malta nichts weniger als pittoresk. Das, was man hier suchen muß, sind daher auch nicht großartige Naturszenen, sondern historische Erinnerungen, Denkmäler der einstigen Ordensherrschaft und übrig gebliebene Spuren glänzender männlicher Tapferkeit und Hingebung. Malta besteht ganz aus seiner Geschichte und seiner politischen Wichtigkeit. Außerdem ist es nichts als ein ausgebrannter, kahler Felsen.

27. Oktober.

Den angenehmsten Eindruck in Malta machte auf mich die eigenthümliche Bauart der Häuser, die ebenso freundlich als nett und dem Klima vollkommen angemessen ist. Auf der ganzen Insel gibt es kein Dach; den Platz des Daches nimmt eine Terrasse ein, wo man gewöhnlich die Abendstunden verbringt. Jedes Haus, wenn noch so klein, hat seinen schönen geräumigen Balkon, gewöhnlich mit Blumen verziert und der Lieblingsaufenthalt des Malteser schönen Geschlechtes.

Das Leben nähert sich am meisten dem spanischen, in Wohnart sowohl wie in Tracht und Sitte, nur daß die Malteser Damen

keineswegs so reizend wie die spanischen Sennorita's, sondern im Gegentheil häßlich und ungraziös sind. So wie die Sprache, so scheinen auch die Menschen in Malta ein Gemenge von arabischem, spanischem, italienischem und weiß Gott welchem Blut zu sein. Das arabische schlägt bei dem Landvolke am meisten hervor, in der Stadt, wo zwei Jahrhunderte hindurch die fremden Ritter in die Race gepfuscht, weniger. Am komischsten aber nehmen sich so ein Paar englische Blauaugen unter dem pechschwarzen arabischen Haar, oder umgekehrt über den pechschwarzen Augen das englische Flachshaar aus; Erscheinungen, denen man auch nicht selten begegnet und die der handgreiflichste Beweis sind, daß es der britische Löwe auch in Malta nicht verschmäht, der Racenverbesserung seinen Tribut zu zollen.

Ich habe mir heute die Kirchen und öffentlichen Gebäude angesehen, worunter außer der Kathedrale nichts bemerkenswerth ist. Die Kathedrale hat ein höchst unbedeutendes, einfaches Aeußeres, um so reicher und glänzender aber ist das Innere derselben ausgestattet. Wohin sich auch das Auge in diesem Tempel wendet, überall begegnet es reicher Vergoldung, dem schönsten Marmor, herrlichsten Freskogemälden. Was mich aber mehr als dies interessirte, das waren die Grabmäler sämmtlicher Ordensgroßmeister, die sich in den Seitenkapellen der Kirche befinden und die Grabplatten von vierhundert der tapfersten Ritter, deren Gebeine unter dem Fußboden der Kirche ihre Ruhestätte gefunden.

Es gewährte ein eigenes Gefühl, sich in Mitte der Ueberreste so vieler tapfern Krieger zu wissen, und beinahe schien es mir, als ob die Schatten der La Valette's und L'Isle d'Adam's, der beiden größten Krieger des Ordens, mir zuwinkten, um mich in meinen Plänen zu bestärken, trotzdem es für mich diesmal gilt, den Bund mit ihren einstigen Todfeinden zu schließen.

28. Oktober.

Soeben komme ich von einem Ausfluge in's Innere der Insel zurück. Die Dörfer, durch die wir kamen, waren alle nett und freundlich, die Häuser solid wie aus Felsen gehauen, Balkon und Terrasse wie in der Stadt, die Kirchen der kleinsten Dörfer

manchmal mit Kuppeln und Doppelthürmen versehen, so groß und prächtig, wie es bei uns in Ungarn nur wenige Domkirchen sind; aber welch' einen seltsamen Kontrast gegen diesen äußern Schein von Reinlichkeit und Wohlhabenheit bilden die in schmutzige Fetzen gehüllten, halbverhungerten Bewohner und diese Unzahl von Bettlern, auf die man bei jedem Schritte stößt! Unwillkürlich frägt man sich, ob es nicht besser gewesen wäre, das Geld und den Schweiß dieses Bettelvolkes zur Errichtung von gemeinnützigen, sein materielles Wohl verbessernden Anstalten, als auf all' diese schönen Kirchen und Kapellen zu verwenden?

Trotz des unsäglichsten Fleißes der Malteser Landwirthe ist der Anblick der Insel, besonders um diese Jahreszeit, der traurigste, den man sich nur denken kann. Die ungeheuren, meist zu Umzäunungen benützten Kaktuspflanzen und eine Art von Zwergbäumen mit blaßgrünem Blatt bilden außer den wenigen schönen Gärten der Insel die einzige Vegetation, die das müde Auge zu erspähen vermag. Orangenbäume gibt es viele, aber sämmtlich in Gärten abgeschlossen und auch dort nicht im freien Boden wachsend, sondern in Vasen gehegt und gepflegt.

Die Malteser Orangen sind übrigens, Dank dieser künstlichen Pflege, die besten, die es in der Welt gibt.

Trotz Orangen, Kaktusfrüchten und Granatäpfeln, trotz des milden Klima's, des schönen Himmels und der kühlenden Meereslüfte, trotz Balkonen, Terrassen, Häfen und Schiffen, trotz weiß Gott nicht welcher Annehmlichkeiten noch, ist mir doch der verlassenste Winkel am Genfersee zehnmal mehr werth, als die ganze „fiore del mondo" mit Gozzo und Comino zusammen genommen.

So lange ich im Auslande weilen muß und ich es kann, wird stets Genf oder ein Punkt am Genfersee mein dauernder Aufenthalt bleiben.

In Città vecchia, der einstigen Hauptstadt der Insel, sah ich mir die Katakomben und die Grotte des heiligen Paulus, letztere mit zwei wunderschön gearbeiteten Statuen dieses Landespatrons der Malteser, an.

Die Katakomben sind unterirdische, in Felsen gehauene Gänge, welche den ersten Christen zu Andachtsübungen, zur A

ihrer Todten und von Zeit zu Zeit vor ihren blutdürſtigen Verfolgern als Zufluchtsſtätte diente. Mein Führer durch dieſes ungeheure Labyrinth von Gallerien und Gräbern war der Glöckner von St. Paul, ein ziemlich roh ausſehender, ſtarker Bengel. Wir hatten Jeder eine dünne Wachskerze in der Hand, von denen bald die eine, bald die andere verloſch. Am Ende eines langen, engen Ganges angekommen, dachte ich mir: wie, wenn es dieſem Kerl einfiele, die beiden Lichter auszublaſen und mir mit einem ſicheren Stoß den Garaus zu machen? In ſo ein altchriſtliches Grab geworfen, würde um meinen Leichnam kein Hahn mehr krähen; und ich blieb etwas zurück, um mich wenigſtens gegen jeden Ueberfall zu decken. In den Katakomben von Malta liegen zu bleiben, dazu fühlte ich trotz meines Lebensüberdruſſes noch immer keine rechte Luſt in mir.

1. November.

Seit meinem Ausfluge nach Città veechia bis heute lag ich elend krank darnieder. Vor einer Stunde raffte ich mich zum erſten Male wieder auf, um meine Briefe nach Genf zu vollenden. Ich hatte vor, meine Reiſe von hier auf einem engliſchen Kriegsdampfer fortzuſetzen; daraus wird nun nichts, und ſo muß ich den franzöſiſchen Dampfer „Egyptus" abwarten, der den 5. ankömmt.

Würde das Schickſal anders über mich entſchieden, die Parzen mir den Lebensfaden ſchon hier durchſchnitten haben, ſo hätte nie Jemand erfahren, was aus mir geworden, denn ich reiste mit fremdem Paſſe und hatte keinerlei Papiere bei mir. Man würde mich als Friedrich Verney — das war mein entlehnter Name — unter dem ſchönen blauen Himmel, den ich noch wenige Tage früher ſo ſehr bewundert, beerdigt haben. Glücklicherweiſe hatte ich das zur Beſtattung nöthige Geld bei mir, und ſo wäre wenigſtens dieſer letzte Akt anſtändig vor ſich gegangen.

Zwölftes Kapitel.

Aus meinem Tagebuche (Fortsetzung). — Begegnung mit Czetz. — Abfahrt von Malta. — Syra. — Smyrna. — Die Dardanellen. — Ankunft in Konstantinopel. — Erster Besuch bei Baron Tecco; seine vertraulichen Mittheilungen. — Die Ereignisse an der Donau. — Sir Stratford Canning. — Die türkische Reformpartei. — Baron Bruck. — Ungarische Offiziere in türkischen Diensten.

---

8. November 1853. Im Hafen von Syra.

Ich verließ Malta am 5. November und traf, bevor ich mich noch eingeschifft hatte, zu meiner Freude noch General Czetz, der, meinem Rufe folgend, sich gleichfalls nach Konstantinopel begab.

Wir konnten die Reise gemeinschaftlich fortsetzen und die Nachrichten, die er mir aus Genf und Paris brachte, trugen nicht wenig dazu bei, mein ziemlich aufgeregtes Gemüth wieder zu beruhigen.

Am 5. und 6. ging die See stets hoch, was mich bei meinem sehr geschwächten Zustand viel leiden machte.

Ich blieb theils auf dem Verdeck, theils in der Kabine liegen, nahm weder Speise noch Trank zu mir und begann mich erst am 7. wieder zu erholen. — Den 7. war den ganzen Tag hindurch bis in die sinkende Nacht die See glatt wie ein Spiegel und das Schiff glitt dahin so ruhig, wie wenn es auf dem Genfersee oder donauabwärts von Preßburg nach Pest gegangen wäre. — Gegen zehn Uhr früh bekamen wir, an diesem Tage zum ersten Mal seit unserer Abfahrt von Malta, wieder Land zu Gesicht. Es war dies die Küste von Arkadien und das uns zunächst liegende Vorgebirge des Kap Modon in der Nähe des berühmten Navarin, wo vor 26 Jahren die englisch-französische Flotte den Russen den Dienst erwies, die türkisch-egyptische zu zerstören.

Zwischen Mittag und Abend durchschnitten wir den Golf von Koron und umschifften das Kap Matapon. Man hatte uns auf der ganzen Reise so viel von den beständigen Windstößen

und Stürmen erzählt, die in der Nähe dieses Kaps ihr loses Spiel treiben, daß wir mit wahrer Seelenruhe zurückblickten, als wir dasselbe hinter uns hatten. Die Sonne ging prächtig unter und ward ersetzt durch den langsam aufsteigenden Mond, bei dessen Scheine wir eine Unzahl von Schiffen gespensterhaft an uns vorübersegeln sahen, zumeist griechische Küstenfahrer, die den Wind für sich hatten und die an Schnelligkeit unserm Dampfer nur wenig nachstanden.

Bald stieg Cythere, das heutige Cerigo, uns zur Linken aus den Wellen empor; hie und da zeigten sich Lichter, theils an den Mastspitzen von Schiffen, theils in den Wohnungen der verschiedenen, bald größeren, bald kleineren Inseln, an denen wir vorüberfuhren; Matrosen und Passagiere sangen. Alles auf dem Verdeck war lustig und heiter; da sah man plötzlich die ganze Gesellschaft sich in Gruppen theilen, die Frauen mit ihren Erkorenen — ja sogar einen alten polnischen Emigranten mit der Schiffsköchin schäckern. — Czetz und ich, wir setzten uns in einen Winkel, theilten uns gegenseitig unsere Eindrücke mit und plauderten bis Mitternacht.

Ich erzählte Czetz Manches von meinen letzten Erfahrungen und wie unter einer ehrlich aussehenden Hülle sich gar oft ein elender Schurke verstecke. Einzelne Enthüllungen haben Czetz nicht wenig überrascht und wir kamen überein, von nun an in unsern Beziehungen etwas mißtrauischer zu werden. Der gute Vorsatz, leider, währte nicht zu lange.

Syra, 9. November.

Das Schiff hielt hier länger an, als wir vermuthet, und so konnte ich den gestrigen Abend und die Nacht auf dem Lande zubringen und durch einen zwölfstündigen tüchtigen Schlaf mich zur Weiterreise stärken. Syra liegt amphitheatralisch an dem Gebirgsabhange der gleichnamigen kleinen Insel und bietet beim Einlaufen in den Hafen ein freundlich schönes Bild dar. Setzt man aber den Fuß in die engen, schmutzigen Straßen der Stadt, so gewahrt man bald, daß man sich bereits im Orient befinde, wo von Außen und in der Ferne Alles malerisch und *romantisch*, in der Nähe Alles Prosa und Enttäuschung ist. —

Die Nationaltracht wird kaum noch von den niederſten Volksklaſſen getragen; Kaufleute und Beamte haben die europäiſche Kleidung angenommen und das Militär gar iſt in baieriſche Jacken und Mäntel gewickelt. Von Frauen bekamen wir blos einige häßliche alte Weiber zu Geſicht — jüngere Frauen und Mädchen ſcheinen, der orientaliſchen Sitte gemäß, den Blicken der Fremden entzogen, zu Hauſe bleiben zu müſſen. Was den Typus der Bevölkerung betrifft, ſo zeigt ſich auf den erſten Blick, daß dieſes Inſelvolk nicht die Nachkommen derjenigen Männer bildet, die vor 30 Jahren Griechenland's Freiheit zu erkämpfen wußten, ſondern daß ihre Väter höchſtens mit einigen Drachmen dazu beizuſteuern verſtanden.

Vor unſerer Abfahrt kam der Kapitän des engliſchen Kriegsdampfers „Furie" an unſer Schiff gefahren, der uns die Nachricht mittheilte, daß die Feindſeligkeiten an der Donau an mehreren Punkten zugleich ausgebrochen und die Türken bisher im Vortheil geblieben ſeien.

An Bord unſeres Schiffes traf ich auch mehrere rumäniſche Verbannte, die gleichfalls ihren Weg nach Konſtantinopel nahmen, darunter die beiden Brüder Golesco, deren Bekanntſchaft ich in Paris gemacht hatte. Dieſelben hatten ihr Vaterland im Jahre 1848, gleich nach der geſcheiterten Bewegung in Bukareſt, verlaſſen und waren ſomit meine Schickſalsgenoſſen.

Das gemeinſame Unglück bringt die Herzen näher. Wir ſprachen von der Zukunft unſerer Länder, von der Abſchüttelung des drückenden Joches, welches auf demſelben laſtete; von ihren gemeinſamen Intereſſen als Nachbarſtaaten, von den Gefahren, die ihre Zukunft bedrohten und von der Nothwendigkeit einer gegenſeitigen Verſtändigung, wenn dieſelben beſchworen werden ſollten. Die Folge dieſer und ähnlicher Geſpräche war, daß die Idee einer Donauſtaaten-Conföderation in uns auftauchte, in die auch Serbien eintreten ſollte. Wir waren überzeugt, daß keines von den drei Ländern dem gemeinſamen Drucke Rußland's und Oeſterreich's zu widerſtehen die Kraft oder die Macht beſitze.

Wir kämpften zu jener Zeit für die Unabhängigkeit unſeres

Vaterlandes, welches unter der österreichischen Willkürherrschaft seufzte; es war aber auch die Möglichkeit vorhanden, daß es früher oder später zu einem Ausgleiche zwischen Ungarn und Oesterreich kommen könnte, in welchem Falle das Protektorat dieses neuen Staatenbundes dem gekrönten Könige von Ungarn zukommen sollte.*)

Smyrna, 10. November.

Um 10 Uhr Morgens (9.) den Hafen von Syra verlassend, nahmen wir unsere Richtung gegen Tyros und von dort, vom besten Wetter begleitet, gegen Chios. Um 5 Uhr Nachmittags hatten wir diese unglückliche Insel, den Schauplatz der fürchterlichsten Blutspuren während des griechischen Befreiungskampfes, vor unseren Augen. Von den 120,000 Bewohnern, die diese schöne Insel bewohnten, sind kaum 8000 dem Racheschwert der Türken entronnen, deren Nachkommen nur kümmerlich ihr Leben fristen. Wir fuhren an der Bucht vorüber, wo Canaris, Griechenland's größter Seeheld, mit seinen Brandern die Blutthat der Türken rächte, indem er das Admiralschiff ihrer dort vereinigten Flotte mit einigen andern Schiffen in die Luft sprengte.

Morgens 4½ Uhr langten wir nach einer ziemlich ruhigen Nacht hier in Smyrna an. Ich stieg nicht an's Land und entschloß mich, dieses Vergnügen den Andern zu überlassen. Es sind hier fünf österreichische Kriegsschiffe im Hafen, deren Equipage sich zum Theil in der Stadt ergeht, und denen so ein Fang

*) Diese Idee wurde in einer eigenen Broschüre von mir später behandelt, fand jedoch nur wenig Anklang in Ungarn, so zwar, daß sowohl ich, wie auch Kossuth, der nur theilweise darauf einging, dieselbe fallen lassen mußten. Wir gaben sie um so leichter auf, als gleich nach dem Kriege, von dem Augenblicke an, wo Rumänien seine Unabhängigkeit erlangt hatte, das Gefühl der Interessengemeinschaft und der guten Nachbarschaft daselbst dem alten Hasse gegen Ungarn und den uns so feindlichen dakorumänischen Tendenzen Platz machte. Mich will es aber auch heute noch bedünken, daß die österreichisch-ungarischen Staatsmänner früher oder später denselben Gedanken aufzunehmen sich gezwungen sehen werden, wenn nicht an Stelle der von uns geträumten Donaustaaten-Conföderation in Wirklichkeit ein Balkan-Staatenbund mit Rumänien an der Spitze und unter Rußland's Protektorate erstehen soll.

Mit welchem Eifer Rußland nach diesem letzten Ziele strebt, hiefür bedarf es keiner Beweise; es wäre sonderbar, wenn man im Auswärtigen Amte zu Wien allein keine Kenntniß davon hätte.

wie meine Wenigkeit eben ein gelegener Ersatz für die Demüthigung wäre, die sie in der Costa'schen Angelegenheit erfuhren. Ich halte meine Mission für viel zu wichtig, als daß ich sie meiner Neugierde zu Lieb' auf's Spiel setzen würde.

Gallipoli, 11. November.

Vor drei Stunden passirten wir die berühmten Dardanellenschlösser, sie sind kaum der Rede werth. Wichtig aber sind die von den Türken später aufgeführten Befestigungen, die, von hier angefangen, etwa eine Stunde lang sich an beiden Ufern hinziehend, aus sechs ungeheuern Strandbatterien, jede von 40—45 Geschützen, bestehen. Alles was türkenfeindliche Berichte über die Unzulänglichkeit und den schlechten Zustand dieser neuen Werke sagten, ist erlogen; denn sie sind nicht nur sämmtlich vortrefflich erhalten, sondern werden überdies fortwährend verstärkt und würden jedenfalls jeder, wenn noch so starken Flotte, mit der leichtesten Mühe den Eingang verwehren können.

Die Fahrt durch die Dardanellenstraße erinnerte mich lebhaft an unsere Donaufahrten, die beiden Küsten — rechts die asiatische, links die europäische — an die beiden Ufer der untern Donau zwischen Belgrad und Orsova.

Würden mich nicht die Hunderte von großen Kauffahrern, welchen man hier wie vor London in der Themse begegnet, und die 500 türkischen Redif's (Landwehrmänner), die wir in Smyrna auf das Schiff nahmen, in meinen Illusionen gestört haben, ich würde mich bei unserer Ankunft vor Gallipoli in der That am Donaufer bei Orsova geglaubt haben.

Auf unserer Fahrt von Smyrna bis hieher war mir Muße gegeben, die Vertheidiger des Korans, oder diesmal besser der Rechte ihres Sultans, näher in's Auge zu fassen. — Es waren meist starke, aus dem Innern Anatolien's gekommene Leute, sämmtlich den Typus ächter Stocktürken an sich tragend. Nicht wie in den Jahren 1828 und 1829, wo man sie in Ketten zur Einreihung nach Konstantinopel schleppten mußte, kamen sie diesmal sämmtlich freiwillig, voll Heiterkeit und Kampflust auf den ersten Aufruf ihres Großherrn.

Es ist der Instinkt, der es den Türken sagt, daß es sich

um ihre Existenz handelt, daß sie diesmal ihre ganze Kraft, ihre ganze Energie, den ganzen Fanatismus ihrer Altvordern wieder anfachen müssen, wenn Stambul, das herrliche, wunderbare Stambul mit seinen Kuppeln, Minareten, Todtenfeldern und Cypressen auch ferner ihre Hauptstadt bleiben soll.

Es war ein schöner Herbsttag, als wir am 12. November vor der Serailspitze Anker warfen. Die unzähligen Minareten mit ihren vergoldeten Halbmonden erglänzten unter den ersten Strahlen der Morgensonne; ein Wald von Mastbäumen starrte aus dem Bosporus und vom goldenen Horn uns entgegen; die dunklen, ernsten Cypressenhaine auf dem asiatischen Ufer in Scutari, die Prinzen-Inseln rechts und die wunderbare Perspektive vom Marmarameer bis zu dem beiden Schlössern Rumili- und Anatoli-Hissa weit oben am Bosporus — wer könnte diesen zauberhaften Anblick, wenn er ihn genossen, jemals vergessen! Aber gleich darauf trat von alldem das Gegentheil ein, als wir im Innern der Stadt zu Fuß die kothigen Straßen durchwaten mußten, welche zu unserm Hotel führten.

14. November.

Nach meiner Ankunft war es das Erste, einen alten Kameraden, den italienischen Major Peroni, aufzusuchen, der seinerzeit als Rittmeister bei einem österreichischen Kavallerieregimente, später in der italienischen Armee diente, nach der Schlacht bei Novarra aber nach Konstantinopel gekommen war und hier seinen bleibenden Aufenthalt genommen hatte. Durch Peroni, der mit dem sardinischen Gesandten, Baron Tecco, sehr befreundet war, kam ich mit Letzterem in Verbindung.

Baron Tecco gab mir Aufschlüsse über die Zustände in der türkischen Hauptstadt und über die großen Schwierigkeiten, welche mir bevorstünden, um angesichts der Wachsamkeit der Diplomatie irgend einen Einfluß auf die Kriegführung üben zu können. Der Gesandte war trotzdem voll Hoffnung für die Zukunft und der Ueberzeugung, daß sich demnächst Alles ändern, die Westmächte an dem Kriege gegen Rußland unter allen Umständen Theil nehmen und in diesem Falle sich auch Sardinien ihnen anschließen werde.

Ueber die letzten Ereignisse an der Donau theilte mir Tecco Folgendes mit.

Am Tage der Kriegserklärung der hohen Pforte zählten die Russen in den Donaufürstenthümern und Bessarabien drei Armeecorps, — zusammen in der Stärke von 120,000 Mann, von denen jedoch 12,000 krank in den Spitälern lagen. — Das 4. und 5. Corps hielten die Wallachei besetzt, das 3. Bessarabien. Ihre Hauptkraft stand zwischen Bukarest und der Donau — eine detachirte Armeedivision in der kleinen Wallachai, — und ihr vorgeschobenster Posten daselbst, Widdin gegenüber, vor Kalafat.

Die Türken ihrerseits hatten die Haupstärke zwischen Rustschuk, Silistria nnd Schumla konzentrirt, ihr rechter Flügel stand vor Varna und hatte Abtheilungen bis an die Donaumündungen vorgeschoben; ihr linker, gänzlich getrennt von der Hauptmacht und selbstständig agirend, hatte Widdin und Umgebung besetzt. Die Gesammtstärke der Türken in Europa kann auf 160,000 Mann angeschlagen werden.

Am 28. Oktober wurden die Feindseligkeiten in der kleinen Wallachei eröffnet. Ismail Pascha, der in Widdin kommandirt, setzte mit mehreren Bataillonen über die Donau, verdrängte den schwachen russischen Beobachtungsposten vor Kalafat und setzte sich in den Besitz dieser Ortschaften, an deren Befestigung er sogleich Hand anlegen ließ.

Ernster ging es in der großen Wallachei, und zwar am 2. November bei Oltenizza, zu. Omer Pascha beschloß, sich hier einen Uebergangspunkt über die Donau zu sichern und führte diesen Plan mit ebenso viel Geschick als Kühnheit aus.

In der Nacht vom 1. zum 2. setzten einzelne türkische Abtheilungen in Schiffen über die Donau, überrumpelten den auch hier zu schwach besetzten Posten von Oltenizza und begannen sich in der Ortschaft zu verschanzen.

Tags darauf erschienen die Russen mit einer Armeedivision (15—16,000 Mann), um die Türken aus Oltenizza zu verdrängen und sie wieder über die Donau zurückzuwerfen. Omer Pascha hatte die Abtheilung in Oltenizza indeß bis auf 4000 Mann verstärkt,

die nun, zum Empfang der Russen bereit, diese festen Fußes erwarteten und ihr Feuer erst auf kürzeste Distanz gegen die tiefen Angriffskolonnen eröffneten. Zu gleicher Zeit von einer Strandbatterie der Donauinsel Turtukai in der Flanke beschossen, sahen sich die Russen nach wiederholten vergeblichen Angriffen zum Rückzug genöthigt, den sie in ziemlicher Unordnung auf der Straße nach Bukarest ausführten.

Oltenizza ist kaum 6 Meilen von Bukarest entfernt und somit steht Omer Pascha die Straße dahin offen. Ob er den ersten Elan seiner Truppen benützen und mit ganzer Kraft über die verblüfften Russen herfallen oder sich vorläufig blos auf die Behauptung von Oltenizza beschränken wird, müssen die nächsten Tage zeigen, — denn in einem oder dem andern Falle muß es sehr bald zur Entscheidung kommen, da die Russen um keinen Preis die Türken in dem Besitz eines so wichtigen Punktes am rechten Donauufer belassen dürfen.

Ich unterbreche hier mein Tagebuch, um auf dasselbe später wieder zurückzukommen.

Tecco bot sich an, mich bei dem englischen Gesandten Sir Stratford Canning einzuführen. Ich nahm den Antrag gerne an und wir gingen an einem Sonntage in's englische Gesandtschafts-Hotel, wo wir von dem Gesandten auf das Freundlichste empfangen wurden.

Sir Stratford Canning war das Musterbild eines höhern Diplomaten. Seine imponirende Gestalt, der schön geformte Kopf, das klare, ruhige Auge, die abgewogenen und dennoch warmen Worte, die er sprach, gewannen bei der ersten Begegnung den Besucher. Man sah, daß unter dieser eisigen Hülle ein edles Herz schlug und es war dies auch der Fall, denn nie ist auch in spätern Jahren Lord Stratford Redcliffe seinen liberalen politischen Grundsätzen untreu geworden.

Der alte Herr kannte die Türkei seit vierzig Jahren. Er kam zuerst im Jahre 1809 als Gesandtschaftssekretär der englischen Botschaft nach Konstantinopel, wurde 1815 bei dem Wiener

Kongresse verwendet, später mit wichtigen Missionen nach Washington und St. Petersburg betraut und im Jahre 1826 zum Botschafter bei der hohen Pforte ernannt, wo er Zeuge war von dem Eindrucke, welchen die Vernichtung der türkisch-egyptischen Flotte im Hafen von Navarin auf Sultan Mahmud und auf die türkische Bevölkerung machte.

Nach einer Abwesenheit von 14 Jahren übernahm er denselben Posten und hatte solchen auch zur Zeit unseres Unabhängigkeitskampfes inne.

Im Jahre 1849, als es sich um die Auslieferung der ungarischen Flüchtlinge handelte, war es besonders seiner energischen Haltung zu verdanken, daß die Pforte dem Drängen der beiden Nordmächte nicht nachgab.

Ich dankte ihm für diesen großen Dienst, welchen er meinen Landsleuten erwiesen, und drückte ihm meinen Wunsch aus, in einer meiner Vergangenheit entsprechenden Mission, sei es auf dem europäischen oder dem asiatischen Kriegsschauplatze, von der hohen Pforte verwendet zu werden, hinzufügend, daß auch andere meiner in Europa noch weilenden Kameraden bereit wären, für die Dauer des Krieges in türkische Dienste zu treten. Er erwiderte, daß er Alles aufbieten wolle, damit diesem meinem Wunsche entsprochen werde, und meinte, daß es am besten wäre, wenn man mich mit dem Oberkommando der Armee in Asien betrauen würde, wo die Dinge sehr schlecht stünden und Uneinigkeit zwischen den Führern herrsche.

Lord Redcliffe — wir wollen ihn fürderhin so nennen — war keineswegs ein unbedingter Anhänger der Türkei. Er erkannte, durch seine vierzigjährigen Erfahrungen belehrt, besser wie jeder Andere die Gebrechen, welche dieses einst so mächtige Reich seinem Untergange entgegenführen müßten, wenn in seinen Sitten und Gebräuchen, in seiner Politik und in seiner Verwaltung keine radikale Aenderung zu Stande käme. Lord Redcliffe scheute sich auch nicht, diesen seinen Besorgnissen bei jeder Gelegenheit Ausdruck zu geben. In einer von ihm inspirirten Broschüre, welche dazu bestimmt war, die Türkei gegen Rußland zu vertheidigen, wurden alle Gebrechen der türkischen Herrschaft grell hervor-

gehoben und am Schlusse ausgerufen: daß diesem Unwesen unter allen Umständen ein Ende gemacht werden müsse. Seiner Ansicht nach dürfte aber diese Aufgabe nicht Rußland allein zufallen, sondern habe gemeinschaftlich von allen Großmächten durchgeführt zu werden. Betreffend die vereinzelte Einmengung Rußland's in die innern Angelegenheiten der Türkei blieb sein fester Grundsatz, daß man dies mit allen Mitteln, selbst mit Waffengewalt, wenn nothwendig, verhindern müsse. Da aber ein gemeinschaftliches Vorgehen der Großmächte bei der Verschiedenheit ihrer Ansichten und Interessen nicht leicht zu erzielen war, so stellte er es sich zur Aufgabe, aus den aufgeklärten Männern der Türkei eine Partei zu bilden, die das Rettungswerk selbst in die Hand nehmen und durchführen sollte.

So entstand die türkische Reformpartei (nicht zu verwechseln mit den spätern Jungtürken), an deren Spitze Reschid Pascha stand und zu der eine große Zahl der tüchtigsten türkischen Staatsmänner, wie Fuad Effendi, Ali Pascha, Achmed Vefik Effendi, Aarifi u. A., gehörte.

Die Reformen sollten durch keine Revolution, sondern stetig und allmälig eingeführt werden, damit der Bevölkerung Zeit gelassen werde, sich nach und nach daran zu gewöhnen. Dagegen versprach Lord Redcliffe den Reformern die kräftigste Unterstützung von Seite England's für den Fall, als Rußland sie in ihrem Werke stören oder gar mit Gewalt zur Rückkehr zu den alten Zuständen zwingen wollte.

Lord Redcliffe verfolgte dieses Ziel mit der eisernen Konsequenz, die ihm eigen war, und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln.

Im Widerspruche dagegen stand Baron Bruck, der damalige österreichische Internuntius in Konstantinopel. Bruck war ein redlicher, intelligenter Mann, seinem neuen Vaterlande und seinem Monarchen treu ergeben und auch ein ernster Mann, wovon sein tragisches Ende Zeugniß gab; er war aber mehr Finanzmann als Diplomat und konnte sich in die verworrenen Verhältnisse des Orients nicht zurecht finden. Die Folge war, daß er fortwährend zwischen England und Rußland hin und her schwankte,

die Machtstellung Oesterreich's, welches durch die Ueberwachung und Unterdrückung seiner italienischen und ungarischen Länder vollständig paralysirt war, weit überschätzte und alle Schuld, daß es zu keinem friedlichen Ausgleich zwischen Rußland und der Türkei kam, ausschließlich auf Lord Redcliffe schob, der für ihn, so wie seinerzeit sein Namensvetter Lord Canning für den Fürsten Metternich, der böse Dämon war, welcher an allen Verwicklungen die Schuld trug und dies blos, um den Interessen England's und seiner Machtgier zu dienen.

In diesem seinem Hasse gegen England ging Bruck so weit, die Forderungen Rußland's als billig und gerecht hinzustellen und der Pforte dringendst deren Annahme zu empfehlen.

Durch ein solches Benehmen konnte der sonst überaus liebenswürdige österreichische Gesandte natürlich nicht besonders in der Gunst und dem Vertrauen weder der Türken, noch seiner Kollegen steigen und wie schmerzlich er davon berührt wurde, bezeugt am besten der Ausruf, zu welchem er sich bei einer Gelegenheit verleiten ließ: „daß in Konstantinopel Prokesch und nicht er am Platze gewesen wäre und sein eigentliches Wirkungsfeld Frankfurt sei. In Wien habe man es vorgezogen, die Rollen zu verwechseln, Prokesch nach Frankfurt und ihn hieher zu senden." Prokesch als Freund der Türken hätte jedenfalls besser seiner Aufgabe entsprochen, als Baron Bruck, der, wie aus allen seinen spätern Schriften hervorgeht, nur auf ihren Untergang sann.

Bald nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten an der Donau gingen England und Frankreich um einen Schritt weiter. Sie ließen ihre Flotten die Dardanellen und das Marmarameer passiren, in der Bucht von Beykos am Ausgange des Bosporus Anker werfen, um dort für jede Eventualität bereit zu bleiben.

Das war die Lage, als ich dem englischen Botschafter meinen ersten Besuch abstattete. Baron Bruck war natürlich nicht sehr erfreut darüber und konnte nicht begreifen, wie sich Lord Redcliffe so weit herablassen konnte, mit einem politischen Flüchtling zu verkehren; denn damals gab es zwischen einem politischen Flüchtlinge und einem Mordbrenner vor den reaktionären Kabinetten kaum noch einen Unterschied.

Endlich kam ich auch mit den wenigen Landsleuten zusammen, die sich zur Zeit meiner Ankunft in Konstantinopel befanden, von welchen ich erfuhr, daß alle kampffähigen Ungarn bereits auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen sich befänden und sie selbst nur ihre Ernennung erwarteten, um gleichfalls dahin zu eilen.

In Asien befanden sich Kurshid Pascha (Guyon) als Generalstabschef, Feizy Pascha (Kollmann) und Ismail Pascha (Kmety) als Brigade-Generäle; Iskender Bey (Frics), Oberst Schneider als Stabsarzt, Major Fiala und mehrere andere Stabs- und Oberoffiziere.

Bei der Donauarmee im Hauptquartier Omer Pascha's waren die Majore Tükory, Eberhardt, Joseph Kiß und eine größere Zahl von Ober- und Unteroffizieren.

Ferhad Pascha (Stein) war noch unangestellt in Aleppo und der alte Bem, der dem Halbmonde in Asien seinen alten Glanz verleihen und zum Siege hätte verhelfen können, lag seit einem Jahre bereits im Grabe.

Dreizehntes Kapitel.

Der französische Botschafter La Cour. — Mr. Brown. — Oberst Alexander Gál, Vertreter Kossuth's. — Aus meinem Tagebuche. — Sadik Pascha (Czaika). — Baragnay d'Hilliers. — Haltung des Sultans. — Kriegsschauplatz an der Donau. — Diplomatische Intriguen. — Fremden-Legionen. — Die Polen in Konstantinopel. — Vermittlungsversuche der Westmächte.

Baron Tecco stellte mich auch dem französischen Botschafter de La Cour und dem amerikanischen Geschäftsträger Mr. Brown vor.

Ersterer zeigte sich sehr zurückhaltend in seinen Aeußerungen, Letzterer dagegen, ein warmer Freund Ungarn's, der uns im Jahre 1849 große Dienste geleistet, war höchst erfreut, mich persönlich kennen zu lernen.

Während unserer Unterredung beklagte sich Mr. Brown bitter über Kossuth's Benehmen in der Costa'schen Affäre. Kossuth

ließ sich nämlich hinreißen, in Briefen an seine Freunde in Amerika sich über das unzureichende, ja feige Verhalten des amerikanischen Geschäftsträgers in Konstantinopel zu beklagen, nachdem er an diesen früher ein warmes Dankschreiben gerichtet hatte. Die Briefe Kossuth's fanden ihren Weg in die amerikanischen Blätter und Brown wollte von einer weiteren Verbindung mit ihm nichts mehr hören. Ebensowenig wollten der englische Botschafter, der sardinische Gesandte und am allerwenigsten die am Ruder stehenden türkischen Staatsmänner sich in einen diplomatischen Verkehr mit ihm einlassen, so zwar, daß sein Agent, welchen er noch vor Eröffnung der Feindseligkeiten nach Konstantinopel gesandt hatte, der Oberst Gál Sandor, eine ziemlich traurige und verlassene Rolle spielte.

Gál hatte es nicht versäumt, gleich nach meiner Ankunft mich zu besuchen, um mir seine Besorgnisse auszudrücken und wie meine Wirksamkeit sehr leicht die Erfolge seiner Mission gefährden könnte. Ich benahm ihm diesen Wahn durch die Erklärung, daß ich nicht gekommen wäre, um gegen Kossuth zu intriguiren, sondern einfach um meine Dienste und mein bischen Kriegserfahrung der Pforte gegen Rußland, unsern gemeinschaftlichen Feind, zur Verfügung zu stellen und er sich somit vollkommen beruhigen könne.

Wir schieden als gute Freunde von einander. Aus den Mittheilungen Gál's entnahm ich aber, daß er seine größten Hoffnungen auf den Fanatismus der Alttürken setzte, mit denen er auch allein im regen Verkehr stand. Von den Ministern hatte er keinen gesehen und ebensowenig die Gesandten.

Aus meinem Tagebuche.

19. November.

Man hat der Feinde in der ganzen Welt genug und braucht sich unnützerweise keine neuen zu schaffen. So dachte ich, als ich mich heute, den Rath meines Freundes John Ghika befolgend, dazu entschloß, Sadik Pascha, früher Czaikowski, den gewesenen Agenten Czartoriszki's, zu besuchen. Sadik Pascha ist ein Mann zwischen 45 und 50 Jahren, der seit 15 Jahren hier lebt und vor einiger

Zeit, als Rußland ſeine Auslieferung verlangte, zum Islam übertrat. Seine Erſcheinung iſt nichts weniger, als einnehmend; man ſieht ihm den neugebackenen Paſcha an und der blaue türkiſche Pelz verhüllt nur ſchlecht den polniſchen Emigranten.

Ganz Mann Czartoriszki's, will er von Niemanden ſeiner Landsleute etwas hören, der es nicht mit dem Fürſten hält. — Dieſer politiſche Parteihaß geht bei ihm ſo weit, daß er mich verſicherte, Niemand von der polniſchen Emigration ſolle hier angeſtellt werden, der nicht mit einem Empfehlungsſchreiben Czartoriszki's verſehen ſei.

Sadik erhielt vor einigen Tagen den Auftrag, ein Corps Koſaken zu organiſiren, wozu ihm die Halbinſel Dobrudſcha zwiſchen der Donau und dem ſchwarzen Meere das Material liefern und in welche ſämmtliche ruſſiſche Deſerteure geſteckt werden ſollen. Sadik iſt durch und durch Panſlave — und wenn er ſchon gegen den Einfluß ſeiner eigenen Landsleute ſich ſo eiferſüchtig zeigt, wie muß er es erſt gegen uns Ungarn ſein. Als ob es, wenn der Kampf in der That größere Dimenſionen annimmt, nicht für Alle, für Polen, Rumänen, Ungarn, Anlaß genug gäbe, im Intereſſe der gemeinſchaftlichen Sache ihr Blut zu verſpritzen.

20. November.

Der neue franzöſiſche Geſandte Baraguay d'Hilliers, an deſſen Sendung man ſo verſchiedene Conjecturen knüpfte, iſt geſtern angekommen und hatte die Ehre, heute dem Sultan ſein Beglaubigungsſchreiben zu überreichen.

Die bei dieſer Gelegenheit gewechſelten Reden bezeichnen vollkommen den Standpunkt, auf welchem in dieſem Augenblicke Frankreich ſowohl wie die Türkei ſtehen.

„Mein Kaiſer," ſo hob der franzöſiſche Geſandte an, „ſandte mich hieher, um der hohen Pforte ſeine Bereitwilligkeit von Neuem auszudrücken — bei ihrem beklagenswerthen Conflikte mit Rußland ſie mit allen, mit den Intereſſen Frankreich's nur immer vereinbaren Mitteln zu unterſtützen. Gleichzeitig aber befahl er mir, auch ſeinen Wunſch auszudrücken, dieſe den Weltfrieden bedrohende Angelegenheit möge auf

friedlichem Wege und nicht durch das Schwert entschieden werden u. s. f."

Diese Rede, vermengt mit den nichtssagendsten Gemeinplätzen, machte auf die Anwesenden den peinlichsten Eindruck und veranlaßte den Sultan zu einer Antwort, die ebenso einfach als würdevoll war. — Nachdem er für die freundschaftlichen Gesinnungen seines hohen Alliirten seinen Dank ausgesprochen, setzte er mit gehobener Stimme dazu, daß Niemand mehr wie er gezeigt habe, wie sehr ihm der Frieden am Herzen liege, und zwar durch die Langmuth, mit der er sechs Monate hindurch die feindlichen Herausforderungen Rußland's ruhig hinnahm. — Ein Blick auf die Stellung der Russen an der Donau auf türkischem Gebiete müsse Jedermann überzeugen, von wo der Angriff erfolgte und auf welcher Seite die nothgedrungene bloße Abwehr sei. Nun aber einmal die Würfel gefallen, sei er auch fest entschlossen, Alles auf das Spiel zu setzen und er werde nicht früher nachgeben, bis sich der Czar zur Annahme folgender zwei Hauptbedingungen bereit erklärt habe: Erstens, die Fürstenthümer ungesäumt räumen, und zweitens, unter keinerlei Vorwand sich in die innern Angelegenheiten des türkischen Reiches mengen zu wollen. Sind seine hohen Alliirten im Stande, Rußland zur Annahme dieser Bedingungen zu vermögen, so werde Niemand mit größerer Bereitwilligkeit wie er das Schwert wieder in die Scheide stecken. —

Und hiemit hatte die Audienz ein Ende.

20. November.

Nach den heute eingetroffenen Nachrichten vom Kriegsschauplatze hat Omer Pascha am 14. die Stellung bei Oltenizza aufgegeben und sich auf das rechte Donauufer zurückgezogen. Als Ursache dieser rückgängigen Bewegung wird das eingetretene schlechte Wetter und die hiedurch erzeugte Unmöglichkeit größerer Offensivoperationen angegeben.

Die wirkliche Ursache dieses Rückzuges dürfte sein, daß der Befehl hiezu auf die dringenden Vorstellungen der Diplomatie von hier aus gegeben worden, um durch das Aufgeben des linken

Donauufers und Verziehung der Winterquartiere Zeit zur Anknüpfung neuer Unterhandlungen zu gewinnen.

Es ist unglaublich, wie unwürdig der hohen Pforte gegenüber sich deren sogenannte Alliirte benehmen. Nicht nur, daß sie dieselbe verhindern, die ihr zur Verfügung gestellten Kräfte der Emigration zu benützen; sondern sie verbieten ihr, — was vollends unbegreiflich — selbst die Nationalkontingente der Wallachei und Moldau zu verwenden, zu deren Organisirung sich seit Wochen bereits die Patrioten der Fürstenthümer vergebens anbieten. Diesen zarten Rücksichten anwortet Rußland seinerseits in den besetzten Ländern mit Einführung der russischen Administration, Proklamirung des Martialgesetzes, Einverleibung der wallachischen Truppen in die Occupationsarmee und Aushebung von 8—10,000 Rekruten. Man sieht, Rußland weiß Zeit und Umstände besser zu benützen, als die gute Türkei, die in der That ausrufen könnte: „Gott beschütze mich vor meinen Freunden."

Betrachtet man die ungeheuren Anstrengungen, welche die Türkei zu ihrer Rettung und Erhaltung macht, die Hingebung und Opferwilligkeit des Volkes und sieht man anderseits die Anwendung aller, selbst der niedrigsten Mittel, um sie zur Nachgiebigkeit und zu einem schmählichen Frieden mit Rußland zu vermögen, so möchte man fürwahr verzweifeln an der Voraussicht ihrer Alliirten.

Am meisten setzte dem Sultan Herr de La Cour das Messer an die Kehle, um ihn zur Annahme der Note der Großmächte zu bewegen.*)

Ohne Lord Redcliffe würde Europa das erbauliche Schauspiel gehabt haben, die zur Hülfe des Sultans hieher gekommene französische Flotte mit brennenden Lunten zur Einschüchterung und Bedrohung desselben in Schlachtordnung vor dem kaiserlichen Palais aufgestellt zu sehen. In einer seiner Unterredungen mit

*) Diese Note wurde von den Großmächten auf der Konferenz zu Wien festgestellt und beiden streitenden Theilen zur Annahme an's Herz gelegt, freilich erst nachdem England und Frankreich die Türkei vorher zu dem äußersten erstande aufgefordert hatten.

Reschid Pascha bemerkte de La Cour, daß die Türkei in einem Kampfe mit Rußland unumgänglich zu Grunde gehen müsse; worauf der türkische Minister lakonisch erwiderte: „wenn die große französische Nation, mit dem Neffen des großen Napoleon an der Spitze, sich vor den Russen fürchte, die schwache Türkei fürchte sich nicht und werde, wenn nothwendig, den Kampf auch allein zu bestehen wissen." Mr. Baraguay d'Hilliers — nach seinem bisherigen Benehmen zu urtheilen — scheint genau in die Fußstapfen seines Vorgängers treten zu wollen.

22. November.

Die Dinge stehen in diesem Augenblicke wie folgt: Auf dem Kriegsschauplatze in Europa: durch den Rückzug der Türken auf das rechte Donauufer und Beziehung der Winterquartiere Waffenruhe, wenigstens bis März oder April; in Asien: kleinere Gefechte und Scharmützel in den Gebirgsdefiléen Armeniens bis zu dem Eintreffen russischer Verstärkungen, worauf es zu einem größern Schlag entweder bei Batum oder in der Umgegend von Kars kommen dürfte.

Auf beiden Kriegsschauplätzen lassen die Türken ihren Gegnern Zeit, sich ungestört und in aller Muße zu verstärken, statt, so lange es noch Zeit, ihnen einige größere Verluste beizubringen und sie nach Möglichkeit zu beschäftigen.

Diese plötzlich eingetretene Unthätigkeit auf Seite der Türken ist das Werk der Diplomatie, die an der Möglichkeit eines friedlichen Ausgleiches noch immer nicht verzweifeln will. Lord Redcliffe, scheinbar bei dem Friedenswerke ebenso thätig, wie seine Kollegen, doch vorsichtiger wie diese, daher den Anstand und die dem Sultan schuldige Rücksicht nie außer Acht lassend, redigirte endlich selbst eine Note, die, wie es heißt, auch die Zustimmung Frankreich's erhalten haben soll. Auf Grund dieser Note sollen während der Wintermonate die Unterhandlungen fortgesetzt und à tout prix zu einem glücklichen Ende geführt werden.

Der Sultan ist trotz seiner kriegerischen Antwort, welche er vorgestern gab, im Herzen für den Frieden. Schwach und abgelebt wie er ist, scheint er das Serail dem Feldlager vorzuziehen. Der kriegerische Aufschwung, zu dem er sich von Zeit

zu Zeit ermannt, währt selten länger als einen Tag, worauf er wieder in seine frühere Apathie zurückverfällt.

Das ganze Trachten der drei Gesandten Frankreich's, England's und Oesterreich's geht nun dahin, mit Umgehung seiner Minister den hinreichenden persönlichen Einfluß auf den Sultan zu gewinnen, um diesen im entscheidenden Momente zu einem Machtspruche zu vermögen. Was aber in diesem Falle das Loos der in der Türkei und hauptsächlich in der asiatischen Hälfte zerstreut lebenden christlichen Bevölkerungen werden dürfte, — denn gar so ruhig werden die zusammengerafften, fanatisirten muselmännischen Schaaren sich kaum zerstreuen, — darüber denkt vorderhand Niemand nach.

24. November.

Wie mir soeben versichert wird, soll sich die Pforte doch endlich zur Errichtung von Fremden-Legionen, jedoch nur auf dem Kriegsschauplatze in Asien, entschlossen haben. Sie sollen vorläufig aus einer ungarischen und einer polnischen Abtheilung bestehen und beide vereint unter das Kommando eines türkischen Pascha gestellt werden.

Als wahrscheinlichen Kommandanten der ungarischen Legion nennt man einen gewissen Weppler, einen frühern Husaren-Rittmeister, Hesse von Geburt, den ich im März 1849 wegen seines sonderbaren Benehmens von meinem Armeecorps entfernte und der später, von der ungarischen Regierung zum Major befördert, in dieser Eigenschaft mit den Trümmern des Dembinski'schen Corps sich auf türkisches Gebiet geflüchtet und hier zum Islam übergangen war. Weppler hat seine Ernennung, — wenn es dazu kömmt, — Sadik Pascha zu verdanken, der ihn wahrscheinlich wegen seiner maßlosen Scheelsucht gegen seine frühern ungarischen Waffengefährten so besonders protegirt. — Es ist hieraus zu ersehen, in welch' gute Hände die zu errichtende Legion gerathen würde, wenn es bei dieser Wahl verbleiben und Weppler nicht unter den Oberbefehl eines Ungarn gestellt werden sollte.

Mein Wunsch wäre, daß General Czetz mit dem Kommando der ungarischen Legion betraut werde. Diese Wahl schiene mir die geeigneteste. Ueberhaupt verspreche ich mir keine besonderen

Dinge von all' diesen projektirten Fremden-Legionen, weil es erstens zu wenig Emigranten, besonders Ungarn, giebt, um etwas Ausgiebiges zu Stande zu bringen, anderseits selbst diese wenigen Emigranten unter sich in stetem Hader leben. So wollen z. B. bei den Polen die Einen von Sadik Pascha, dem Renegaten, die Andern von Czartoriszki, dem Aristokraten, die Dritten wieder von Wisocki und Mieroslawski, den Demokraten, nichts hören.

Alle wollen kämpfen, jedoch Jeder unter seinem Anführer, nicht in Asien, sondern in Europa, nicht in Kars, welches ihr vorläufiger Bestimmungsort, sondern in Varna oder Schumla. Bei den Ungarn wird es auch nicht besser gehen. Auf einen Soldaten werden sich zehn Offiziere und von diesen wieder fünf (wenigstens) als Stabsoffiziere melden. Darum glaube ich, daß die Pforte am besten thun würde, alle fremden Offiziere, die sich ihr anbieten, bei den verschiedenen Truppenkörpern als Freiwillige oder im Lager von Adrianopel als Instrukteure zu verwenden.

Sind später genug Ungarn und Polen vorhanden, um von jeder Nationalität wenigstens eine schwache Brigade bilden zu können, wohl, dann möge man Diejenigen als Offiziere anstellen, die sich bis dahin am meisten ausgezeichnet und hervorgethan haben. Nur so, glaube ich, könnte man zu einem ordentlichen und festen Kern gelangen.

Den überwiegenden Einfluß unter allen Emigrationen besitzt hier unstreitig die Czartoriszki'sche Fraktion. Ihr ist es allein gelungen, dem Widerspruche des frühern französischen Gesandten zum Trotz, Wichtiges durchzusetzen. Die Ernennung Crzsanowski's zum Organisateur der Reservearmee bei Adrianopel, die Erhebung Sadik Effendi's zum Pascha u. a. Beispiele beweisen dies zur Genüge.

Wir Ungarn haben hier keinen besonders günstigen Boden, um unserer Sache nützen zu können. Wollen wir festen Fuß fassen, so muß behutsam und mit aller Vorsicht vorgegangen werden, was um so nothwendiger, als den armen Türken eine scheußliche Angst vor dem Zorn Oesterreich's durch den ehrenwerthen Herrn de La Cour eingeflößt worden. Hier wäre unser feinste Diplomat, mein Freund Ladislaus Teleky, am Plat

Niemand würde besser, als er, unsere Interessen vertreten können; die Wege dazu habe ich ihm nach Möglichkeit vorbereitet. Er möge daher je eher kommen.

Konstantinopel, 1. Dezember 1853.

Seit einigen Tagen hat sich auch die Sprache Lord Redcliffe's, des einzigen Diplomaten, welcher bisher mit einiger Rücksicht gegen die Pforte vorgegangen, sehr geändert. In seiner letzten Audienz erklärte er dem Sultan rund heraus, daß seine Souveränin zur Unterstützung der Türkei gegen die Agression Rußland's zwar bereit, daß sie aber eben so wie Frankreich ententschlossen sei, früher Alles zu versuchen, um einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen, wobei sie auf die Bereitwilligkeit und die Unterstützung des Sultans zähle. Des Letztern Antwort war beiläufig dieselbe, die er einige Tage früher dem französischen Gesandten gab, nämlich, daß auch er den Frieden wünsche, jedoch nur einen solchen, der ihm seine Rechte und die Unabhängigkeit seines Reiches gegen fremde Eingriffe verbürge.

Diese Aenderung in Sprache und Benehmen Lord Redcliffe's ist Folge eines eigenhändig an ihn gerichteten Briefes der Königin Viktoria, worin ihm bedeutet wurde, daß man keineswegs mit seinem bisherigen Benehmen zufrieden sei, und er in Zukunft gebieterisch und energisch auf ein friedliches Arrangement zu dringen habe. So zeigt sich denn selbst in England der Einfluß dynastischer Verschwägerungen; denn wer würde in dieser Sprache der Königin nicht die geheimen Friedenswünsche ihres Gemahls erkennen?

Dem Benehmen der Vertreter Frankreich's und England's entspricht auf das Vollkommenste die Haltung ihrer vereinigten Flotte am Bosporus. Während die Türken siegreich ihr Land vertheidigen, herrscht Rußland zur See und sendet seine Kreuzer unbehindert bis unter den Bart der beiden Admiräle.

Vor etwa 5 Tagen erschien eine russische Flottendivision vor Varna und bombardirte daselbst die Festung.

Der Hafen von Sinope auf dem Weg von hier nach Trapezunt ist von einer zweiten Abtheilung blokirt und eine dritte soll Truppen bei St. Nikolas in Asien an's Land gesetzt und

einen Versuch gemacht haben, das vor drei Wochen von den Türken eroberte Fort wieder zu nehmen.

Und was macht mittlerweile die englisch-französische Flotte? Sie liegt ruhig und unbeweglich vor Buyukdere und ihre Tapfern unterhalten sich in Hotels und Kaffeehäusern, theils aber damit, daß sie schaarenweise, oft betrunken, die Straßen von Konstantinopel durchziehen, türkische Frauen insultiren, die Landessitten verhöhnen, mit einem Worte Alles verüben, was den Zorn und die Entrüstung der Türken zu reizen im Stande ist. So die Alliirten!! Was die zwei nicht alliirten Großmächte betrifft, so kann man von Preußen nur sagen, daß es, gänzlich unbeachtet, auf den Gang der Dinge gar keinen Einfluß übt, und von Oesterreich, daß seine hiesige Botschaft zur Agentur von Rußland geworden ist. Das Benehmen dieser Großmacht ist mehr als zweideutig. Während es öffentlich die Maske der Freundschaft und Neutralität zur Schau trägt, versäumt es keine Gelegenheit, um im Geheimen die Widerstandskraft der Türkei zu schwächen, die Zwecke Rußland's dagegen zu fördern. Baron Bruck kann seine Reklamationen nicht oft genug wiederholen wegen Entfernung der paar ungarischen und polnischen Offiziere aus der türkischen Armee. Das Personal aber der österreichischen Gesandtschaft äußert sich, wo es sich unbeachtet glaubt, ganz unverholen über die Nothwendigkeit, die Türken gänzlich aus Europa zu verdrängen und den Sultan für den Verlust seiner Herrschaft mit einer anständigen Pension zu entschädigen. Das sind die Gesinnungen des neutralen Oesterreich und noch immer haben die Männer, die hier das Ruder in Händen haben, das Vertrauen zu dieser Macht nicht verloren!

Im letzten großen Conseil an der hohen Pforte neigten sich beinahe alle Mitglieder zur Annahme der von Lord Redcliffe vorgeschlagenen Friedensbedingungen hin, nur Mehemed Ali, der Kriegsminister, widersetzte sich derselben und drohte bei Annahme des Waffenstillstandes mit seiner Demission. Die Macht, die Popularität des Seraskier's, ist bei den Massen, bei den Ulema's und der Armee so groß, daß letztere Drohung hinreichte, den Divan umzustimmen und Lord Redcliffe's Friedenswerk zu vereiteln.

So lange Mehemed Ali Kriegsminister bleibt, ist die energische, kräftige Fortsetzung des begonnenen Krieges sicher — und das Schicksal der Türkei wird nicht durch die Diplomatie, sondern durch das Schwert entschieden werden. — Sein Sturz — wenn er stattfindet — wird das Zeichen vom Gegentheil sein, nämlich daß die Türkei sich dem Willen der Großmächte unterworfen und mit diesem Acte als selbstständiger Staat zu bestehen aufgehört hat.

Vierzehntes Kapitel.

Aus meinem Tagebuche. — Mein erster Besuch beim Seraskier. — Meine projektirte Verwendung in Batum. — Katastrophe von Sinope. — Betrachtungen hierüber. — Ansichten des Baron Bruck. — Mein Leben in Konstantinopel. — Auffindung der Gräber der Helene Zrinyi und Franz Rákóczy II.

4. Dezember.

Endlich hatte ich meine erste Zusammenkunft mit dem Seraskier. Er empfing mich und meinen Freund Czetz in seinem Palais, wohin er uns durch den Generalstabschef im Kriegsministerium, Tefik Pascha, abholen ließ. Die Aufnahme war die freundlichste und sie entschädigte uns zum Theil für die Kälte und Zurückhaltung, die uns an andern Orten zu Theil geworden.

Mehemed Ali Pascha, der Schwager des Sultans, ist ein schöner, hochgestalteter Mann mit einnehmenden Manieren, voll Ernst und Würde.

Seine Rede ist kurz, seine Bemerkungen richtig, den Mangel an wissenschaftlicher Bildung ersetzt bei ihm ein gesunder Sinn und natürliche Begabung. Er ist der einzige Mann der Regierung, der den Krieg ernstlich will und der Alles daran setzt, ihn ehrenvoll zu führen.

Ich setzte ihm meine Ansichten über die bisherigen Operationen, über die Mängel und Gebrechen, sowie über die Vorzüge der türkischen Wehrverfassung auseinander, stellte ihm meine, sowie aller ungarischen Offiziere Dienste zur Verfügung und nahm ihm das Versprechen ab, wenn die Verhältnisse sich verwickelter

gestalten sollten, seine besten Verbündeten in unsern Reihen zu suchen.

Bevor ich noch diesen Besuch abgestattet hatte, war, auf Anrathen Lord Redcliffe's, meine Ernennung zur Uebernahme des Corps von Batum beschlossen worden.

Das Dazwischentreten neuer Friedensunterhandlungen war Ursache, daß man mit dem Firman noch zurückhielt, wovon auch der Seraskier, unter Ausdrücken herzlichen Bedauerns, mich in Kenntniß setzte. Er hoffe jedoch, fügte er hinzu, daß auch diese Komödie bald vorübergehen werde, und dann wolle er Sorge tragen, daß ich auf meinen Posten alsogleich abgehen könne.

5. Dezember.

Seit gestern durchläuft eine traurige Kunde die Stadt. Eine türkische Flottendivision, die vom Bosporus ausgelaufen war, um die Seeverbindung mit Trapezunt zu unterhalten, ist am 30. v. M. auf der Rhede von Sinope von einer überlegenen russischen Flotte angegriffen und vernichtet worden. Noch fehlen die Details; so viel indeß scheint gewiß, daß von den zwölf türkischen Schiffen nur ein einziger Dampfer davonkam, der die Hiobspost hierher brachte.

Konstantinopel, 14. Dezember 1853.

Die Details, die über das Blutbad bei Sinope eingetroffen, lassen den Schaden, der dadurch der türkischen Marine geworden, einigermaßen erkennen. Das ganze Geschwader bestand aus 11 Schiffen: 4 Fregatten, 3 Korvetten, 2 Brigg's und 2 Kriegsdampfern. Von diesen Schiffen hat sich nur ein einziges, der Dampfer „Taif", gerettet, dessen Kapitän wegen Feigheit zum Tod verurtheilt werden soll. Alle andern Schiffe sind theils in den Grund gebohrt, theils von der eigenen Equipage, die den Tod der Gefangenschaft vorzog, in die Luft gesprengt worden. Der Kommandant der russischen Flotte, bevor er zum Angriff schritt, ließ die Türken zur Uebergabe auffordern; die Antwort war eine Decharge aus den türkischen Batterien, worauf der Kampf begann, der drei Stunden lang mit gleicher Erbitterung von beiden Seiten fortgesetzt wurde. Die Russen zählten nahe an 30 Schiffe, worunter 5 Dreidecker; ihr Sieg war daher

weniger ruhmvoll, als die heldenmüthige Vertheidigung und die beispiellose Todesverachtung der Türken. Es heißt, daß der türkische Admiral von den Russen aufgefischt und als Gefangener mitgeführt worden. Der Gesammtverlust der Türken an Todten, Verwundeten und Vermißten übersteigt 3000 Mann.

Am empfindlichsten aber ist das zu Grunde gegangene Material, welches die Türken aus ihren leeren Arsenalen nicht sobald zu ersetzen im Stande sein werden.

Die Nachricht von dem Untergange der türkischen Flottendivision auf der Rhede von Sinope wurde von dem einzigen Dampfer nach Konstantinopel gebracht, welcher dieser traurigen Katastrophe entgangen war. Die türkische Bevölkerung gerieth außer sich über diese Nachricht und erklärte offen, daß die Schuld daran der absichtlichen Verspätung und dem üblen Willen ihrer christlichen Alliirten zu verdanken sei. Sie beschuldigte die Letztern, daß sie den Muth und die Begeisterung der Muselmänner absichtlich haben brechen wollen, um sie derart zur Annahme des der Pforte angebotenen schmählichen Friedens zu zwingen.

In der That, wenn man das, was sich vor und nach dieser Katastrophe zugetragen, aufmerksam erwägt, so ist es begreiflich, daß nicht nur die mohamedanische, sondern selbst die christliche Bevölkerung Konstantinopel's sich dieser, meiner Ansicht nach irrigen Meinung zuneigen mußte. Nach erfolgter Kriegserklärung hatte der Sultan die Alliirten ersucht, ihre Flotten nach dem Bosporus zu senden. Diesem Verlangen wurde entsprochen und die beiden Flotten, die englische sowohl wie die französische, trafen daselbst Anfangs November ein. Von diesem Augenblicke an wurden alle Operationen zur See gemeinschaftlich von den englischen, französischen und türkischen Admirälen berathen. Bei dem Antrage von Seite der Alliirten, eine Abtheilung der türkischen Flotte nach dem schwarzen Meere zu entsenden, wurde von dem türkischen Admiral nachdrücklich betont, wie sehr diese vereinzelte Abtheilung dem Angriffe der gesammten russischen Seemacht ausgesetzt bliebe, falls diese letztere den Hafen von Sebastopol verlassen sollte.

Der Türke wurde damit beschwichtigt, daß die Russen angesichts der alliirten Flotten im Bosporus es sicher nicht wagen würden, auf offener See sich zu zeigen.

Alles, was nach dieser Niederlage geschah, war die Absendung eines englischen und eines französischen Dampfers in das schwarze Meer, welche über das, was bei Sinope geschehen, umständliche Nachrichten und die türkischen Verwundeten mit sich zurückzubringen die Aufgabe erhielten.

Als nach Rückkehr der beiden Dampfer das ganze Bild des stattgehabten Massacre's enthüllt war, erklärte der französische Gesandte sich bereit, kraft der ihm gegebenen Vollmacht, die französische Flotte der englischen folgen zu lassen für den Fall, als sich letztere entschließen wollte, an der russischen Seemacht für das stattgehabte Blutbad Rache zu nehmen. Der englische Gesandte gab eine ähnliche Erklärung ab; da aber Keiner von Beiden die nöthigen Ordres zum Auslaufen seiner Escadre zuerst geben wollte, so geschah gar nichts und die alliirten Flotten blieben auch weiter unthätig am Ausgange des Bosporus vor Anker liegen.

Selbst Baron Bruck spricht sich in den Aufzeichnungen, welche man nach seinem Tode fand, über das Unglück, welches die türkische Seemacht bei Sinope traf, in folgender Weise aus:

„Am 26. November erlangte man endlich in Konstantinopel die volle Gewißheit, daß das türkische Geschwader in dem unsicheren Hafen von Sinope beobachtet wurde. Daß das türkische Geschwader keinen russischen Geleitschein habe, wie man ungefähr später behauptete, wußte man in Konstantinopel am besten, denn die Pforte unterhandelte seit dem 26. November mit den Gesandten der Westmächte, um sie zur Aussendung ihrer Flotten zu bewegen. Was man später von russischen Versicherungen sprach, gehört in das Reich der Erfindungen. Man hatte also durchaus keinen Grund zu der Annahme, daß der russische Admiral nach dem Einbruche des Feindes in russisches Gebiet, nach der Ueberschwemmung eines Theiles von Armenien, nachdem man selbst Tiflis bedroht hatte und nach der Niedermetzelung der Besatzung von St. Nikolai (Schefketil) mit den Kriegsmitteln des Feindes

sehr schonend verfahren werde. Trotz dieser sich aufdrängenden Voraussicht blieben die alliirten Flotten unbeweglich im Bosporus, obgleich sie zeitlich genug, bis zum 30. November, dem Tage der Schlacht, vor Sinope anlangen konnten. Man schickte nicht einmal einen Dampfer hinaus, um den russischen Admiral vor einem Angriff zu warnen und für die Folgen verantwortlich zu machen, womit man sich allenfalls das Recht zu der späteren Farce erworben hätte, das türkische Geschwader sei unter den Augen der es schützenden alliirten Flotte vernichtet worden.

„Im Angesicht solcher Thatsachen und der von den Westmächten daraus gezogenen Konsequenzen ist es keine Uebertreibung, wenn man die Unthätigkeit der Flotte als eine indirekte Aufforderung zur Zerstörung des türkischen Geschwaders betrachtet.

„Wir wollen der Nachwelt das Urtheil überlassen und nicht die Verantwortung für eine schwere Beschuldigung auf uns nehmen, aber wir hörten von mehr als einem denkenden Beobachter sagen, in der That liege es ganz im Geiste der Palmerston'schen Allianzpolitik, sich von Rußland den Dienst erweisen zu lassen, die brauchbarsten Schiffe der Türken und deren beste Seeleute in die Luft zu sprengen, wobei man wohl nur bedauert habe, daß bei dieser Dienstleistung die russische Flotte nicht auch Löcher in den Leib bekommen.

„Den Alliirten dem eigenen Interesse zu opfern, sei schon öfter das Kriterium englischer Freundschaft gewesen; noch niemals habe England eine so günstige Gelegenheit gehabt, die Pforte durch Verlegenheiten für immer von sich abhängig zu machen."

Dieses harte Urtheil zeigt, von welch' tiefem Hasse Bruck gegen die Engländer erfüllt war. Es mag Nachlässigkeit oder Versehen von Seite der alliirten Admiräle gewesen sein, so gehandelt zu haben; aber die hingestreckten Reihen der englischen Garden, die Tausende von englischen Todten auf den Schlachtfeldern an der Alma und bei Inkermann bewiesen später zur Genüge, was England's Freundschaft bedeute, zu welchen Opfern es sich entschließen könne, um seine Alliirten zu retten. Daß Oesterreich die Freundschaft Rußland's der Freundschaft Eng-

land's vorzog, war eine Verblendung, die ihm später theuer genug zu stehen kam.

Einige Wochen nach meiner Ankunft in Konstantinopel verließ ich das Hotel, in dem ich abgestiegen war, und nahm in einem Privathause Pension. Mit mir wohnte General Czetz, Graf Karacsay und die beiden Brüder Golesco. Bei Tisch hatten wir auch einige andere Herren, die mit uns speisten, und unter diesen einen alten Franzosen, der sich bereits seit 30 Jahren in Konstantinopel aufhielt.

Eines Tages frug uns derselbe, ob wir denn etwas über jene österreichische Prinzessin ihm mittheilen könnten, deren Sarg vor etwa 15 Jahren unter dem Hauptaltare der Kirche St. Benois in Galata aufgefunden worden? Er erzählte uns, daß man zu jener Zeit, bei Gelegenheit der Restaurirung der Kirche, als man den Hauptaltar demolirte, unter demselben auf eine Steinplatte stieß, unter der sich ein Sarg befand, und in demselben, in einen reichen Fürstenmantel gehüllt, eine wohlerhaltene weibliche Leiche, die so aussah, als ob sie erst vor einigen Tagen in die Erde gesenkt worden wäre.

Dieser Fund machte ungeheures Aufsehen. Die Griechen wollten sich den Leichnam als den einer griechischen Heiligen aneignen; die Armenier machten denselben Anspruch. Nachdem aber weder die Einen, noch die Andern ihre Behauptungen erhärten konnten, so wurde derselbe in seine frühere Ruhestätte zurückgelegt, der Altar wieder hergestellt, die Marmorplatte jedoch in eine der Seitenwände der Kirche eingemauert, wo sie sich auch heute noch befinde.

Der alte Herr meinte, daß sich auffallender Weise auch die österreichische Internuntiatur in die Sache gemengt und mit dem Beweise, daß der Leichnam weder der griechischen, noch der armenischen Gemeinde angehöre, sondern der einer in Konstantinopel längst verstorbenen österreichischen Prinzessin sei, dem ganzen Lärm ein Ende gemacht habe. Den Grabstein könnten wir in der Kapelle sehen, doch hätten ihn die Mönche von St. Benois so oft bereits überweißt, daß die Inschrift unleserlich geworden.

Ich besprach mich mit dem Grafen Karacsay und wir gingen

am nächſten Tage in die genannte Kirche, wo wir den Vorſtand des Kloſters erſuchten, uns den Grabſtein zu zeigen. Wir vermutheten nämlich, daß die Leiche, die man dort gefunden, die der Helene Zrinyi, der Gattin Emerich Tököly's und der Mutter Franz Rákóczy's II. ſein müſſe. Wir waren es ihrem Andenken ſchuldig, wenigſtens die Inſchrift ihres Grabſteines wieder an das Tageslicht zu fördern. Unſere Vermuthung fand ſich bald beſtätigt.

Der Prior des Kloſters zeigte uns freundlichſt die in die öſtliche Seitenwand der Kirche eingemauerte Steinplatte, deren Inſchrift jedoch, wie der Alte uns geſagt hatte, unleſerlich geworden.

Wir ließen den Kalk davon ablöſen, dann den Stein rein waſchen und fanden in lateiniſcher Sprache ein ſchönes Epitaph, Lobesworte auf die Heldin und Märtyrerin, ſowie den Tag und die Jahreszahl ihres Todes verzeichnet.

Als wir noch in Gedanken verſunken vor dieſem beſcheidenen Denkmal einer der größten Frauen Ungarn's ſtanden, machte uns der Prior auch auf eine andere, in den Fußboden der Kirche eingefügte Steinplatte aufmerkſam. Dieſe bedeckte das Grab Franz Rákóczy's, der hier an der Seite ſeiner Mutter die letzte Ruheſtätte fand. Wir kopirten die beiden Grabſchriften und ſandten ſie dem Biſchof Horváth nach Genf, der ſie gleichzeitig mit der Grabſchrift Tököly's, deſſen Grab in Ismid von einem ungariſchen Emigranten aufgefunden worden, in den ungariſchen Blättern veröffentlichte.*)

---

*) Die Grabſchriften lauteten: I.

HIC REQUIESCIT ab heroicis laboribus
Virilis animi mulier sexus sui ac seculi gloria
Celsissima Domina Helena Zerinia
Zeriniæ atque Frangiganiæ gentis decus ultimum
Thökölyi Principis uxor olim Rakoczyi utroque digna conjuge
Magnis apud Chroatas Transsylos. hunc Siculos inclita titulis
Factis ingentibus toto in orbe clarior
Varios æqua mente fortunæ casus experta par prosperis major adversis
Cumulatis Christiana pietate bellicis laudibus
fortem Domino reddidit animam
Mortem eluctata in suo florum campo
ad Nicomediensis Bithyniæ sinum
Anno Salutis MDCCIII ætatis LX die XVIII februarii.

Bisher suchte man das Grabmal Rákóczy's auf dem armenisch-katholischen Friedhofe bei Pera und auch ich war bald nach meiner Ankunft dahin gepilgert, fand aber nur das Grab seines Leibarztes, eines deutschen Doktors aus Regensburg.

Wie man in diesem Irrthum so lange beharren konnte, ist ganz unbegreiflich, da doch in den Briefen von Mikes Kelemen, des treuen Begleiters Rákóczy's, dessen Bestattung in der Kirche St. Benois angeführt wird. Die Frage der Grabstätten Helene Zrinyi's und ihres Sohnes war nur durch Zufall gelöst. Ob aber die Ungarn, welche seitdem Konstantinopel besuchten, sich die Mühe gaben, bei den Gräbern der beiden großen Todten ein stilles Gebet zu verrichten, oder auch nur einen Augenblick frommer Betrachtungen ihnen zu widmen — das möchte ich fast bezweifeln.

II.

Hic requiescit Franciscus II.
Rákóczy Dei gratia electus
Transylvaniæ Princeps
Partium Regni Hungariæ
Dominus, et Siculorum Comes,
ætatis suæ XII a Matre
avulsus, miro Divinæ pro-
videntiæ ordine per carce-
res, per exilia, et per varia
vitæ discrimina ductus; hic
requiescenti Marti per
Mortem redditus; quietem
quam vivus ignoravit in Do-
mino reperit anno salutis
MDCCXXXV. octava Apri-
lis ætatis suæ LIX.

III.

His requiescit ab Heroicis laboribus Celsissimus
Dominus Emericus Thököly de Késmárk Hungariæ
et Transylvaniæ Princeps, Vir a rebus
pro asserenda Patriæ libertate fortiter gestis
tota Europa celebris, post varios fortunæ
casus tandem extorris inter ipsam renascentis
Hungaricæ libertatis spem exilii simul
et vitæ finem fecit, in Asia ad
Nicomediensem Bithyniæ sinum in
suo florum campo obiit anno Salutis
1705 ætatis 47 die 13 Septembris.

Fünfzehntes Kapitel.

Kriegsschauplatz in Asien. — Neue Friedensversuche der Westmächte. — Einlaufen der alliirten Flotte in's schwarze Meer. — Die türkischen Wehrkräfte. — Mein Memoire über die politische und militärische Lage in der Türkei und Operationspläne. — Czetz. — Mein Verhältniß zu den Gesandten und den türkischen Würdenträgern.

Eine Unglückspost kömmt selten allein. Der Hiobspost von Sinope folgte auf dem Fuße die nicht minder betrübende Nachricht von der Niederlage der Türken in Asien. Die Herrscher der Osmanen mögen ihren Sitz in Konstantinopel behaupten oder nicht, die Türkei wird ein großes, mächtiges Reich bleiben, so lange seine Stamm- und Erbländer in Asien nicht bedroht sind. Werden aber auch diese von den Russen, wenn auch nur theilweise, erobert, fällt das Quellengebiet des Euphrat und des Tigris in der Letztern Hände, so liegt die ganze asiatische Türkei dem Czaren zu Füßen und die russischen Heersäulen können ungehindert bis zu den Gestaden des mittelländischen Meeres vordringen. Das Reich der Osmanen bricht dann rettungslos und für immer zusammen. Die Rathschläge, welche ich den türkischen Machthabern zu geben Gelegenheit hatte, gingen stets von diesem Gesichtspunkte aus; ich rieth ihnen immer, ihr Hauptaugenmerk auf die intakte Erhaltung ihrer asiatischen Provinzen zu richten. Sie hatten hier der Mittel genug, um jedem russischen Angriffe nicht nur siegreich zu widerstehen, sondern gegebenen Falles selbst zum Angriff überzugehen.

Der Donauübergang Omer Pascha's war das Zeichen zur gleichzeitigen Eröffnung der Feindseligkeiten an der russisch-türkischen Grenze in Asien. Sämmtliche Nachbarvölker, welche hier die Türkei umgaben, mit Ausnahme der christlichen Georgier, sind in Folge Religionsverwandtschaft den Türken ergeben und ebenso sind es die tapfern Bergvölker im Kaukasus. Alle nähren denselben tiefen Haß gegen Rußland und sämmtlich harrten sie nur des siegreichen Vordringens ihrer Religionsgenossen, um

sich in Masse gegen ihren Unterdrücker zu erheben. Auf türkischer Seite hatte man somit blos die Aufgabe, sich in dieser bereits zu späten Jahreszeit keinen partiellen Verlusten auszusetzen und mit dem Aufgebote aller Kraft die Vorbereitungen zu dem nächsten Feldzuge zu treffen.

Doch was geschah? Die türkischen Befehlshaber, — bevor ihre Kräfte noch jene Höhe erreicht hatten, auf die sie bei dem fortwährenden Zuzuge von Verstärkungen mit Sicherheit zählen konnten, — griffen auf allen Punkten an und wurden überall mit blutigen Köpfen von den Russen zurückgewiesen.

An der Meeresküste rückte Selim Pascha von Batum vor, fiel in Grusien ein, erstürmte das russische Fort St. Nikolas, dessen Besatzung er über die Klinge springen ließ, verheerte, statt die Bevölkerung für die Türkei zu gewinnen, die umliegenden Gegenden, wurde dann seinerseits von den Russen überfallen, entschieden geschlagen und zum eiligen Rückzuge nach Batum gezwungen.

Im Kurthale vernichtete der russische General Andronikoff ein türkisches Corps, welches die Grenzfeste Akiska durch Aushungerung zur Uebergabe zwingen wollte. Endlich wurde auch das Hauptcorps der Türken unter Abdi Pascha, welches auf der Straße von Tiflis vorrückte und so den Stier bei den Hörnern fassen wollte, nach einigen unbedeutenden Gefechten, die in Stambul als ebenso viele Siege verkündet wurden, bei seinem, durch die rauhe Witterung und mangelhafte Verpflegung veranlaßten Rückzuge, in der Nähe des Dorfes Gedikler von den Russen ereilt, total geschlagen und mit dem Verluste der größern Zahl seiner Geschütze nach Kars zurückgetrieben.

So endete der erste Feldzug in Asien. Die Russen ihrerseits, zufrieden mit diesen unerwarteten Erfolgen, kehrten in ihre Winterquartiere zurück. Das traurige Ereigniß von Sinope und die soeben erwähnten Niederlagen in Asien gaben der Diplomatie Anlaß, die unterbrochenen Friedensunterhandlungen von Neuem wieder aufzunehmen.

Eine letzte Kollektivnote wurde an die Pforte gerichtet, welche die folgenden vier Punkte enthielt:

1. Räumung der Fürstenthümer von Seite der Russen in der möglichst kürzesten Zeit;

2. Revision aller zwischen Rußland und der Türkei bestehenden Friedensverträge;

3. Endgültige Lösung der Frage der heiligen Orte; endlich

4. Erklärung von Seite der Pforte, daß sie unter Garantie der vier Großmächte die Unterhandlungen mit Rußland wieder aufzunehmen und während der Dauer der Konferenz auf einen Waffenstillstand einzugehen bereit sei.

Bei der zunehmenden Muthlosigkeit in Konstantinopel hatte diesmal die Diplomatie leichtes Spiel.

Man wies auf die schweren Verluste hin, welche die Türkei zu Land und zur See bereits erlitten und auf die Unzulänglichkeit ihrer Kräfte, um den Kampf gegen Rußland allein führen zu können. Man trachtete ihr klar zu machen, daß der einzige Ausweg, der ihr zur Rettung übrig bleibe, die Annahme der von den vermittelnden Mächten ihr vorgeschlagenen Bedingungen sei.

Die türkischen Minister, durch Intriguen jeder Art eingeschüchtert, gingen endlich auf diese Friedensbedingungen ein und unterbreiteten dieselben dem Sultan, der seinerseits keine Zeit verlor und dieselben bereitwilligst unterschrieb.

Zum Glück für die Türkei rechneten die Friedensstifter diesmal ohne den Wirth.

Die Berichte über die Vernichtung der türkischen Escadre vor Sinope waren kaum nach Europa gelangt, als auch schon ein Schrei der Entrüstung sich von den Ufern der Donau bis zur Themse erhob. Die öffentliche Meinung in Frankreich und England, müde der zweideutigen Politik ihrer Regierungen, drang auf ein loyaleres Vorgehen und verlangte einstimmig die offene Unterstützung der Türkei, die man durch falsche Vorspiegelungen in diese bedrängte Lage gebracht habe.

Die Gewissenlosigkeit der Diplomatie wurde durch das loyalere Gefühl der Völker zu Schanden gemacht und man mußte nachgeben.

Die Kommandanten der alliirten Flotten erhielten Befehl, den Bosporus zu verlassen, im schwarzen Meere zu kreuzen und

den russischen Admirälen zu bedeuten, daß sie jedes, ihnen auf offener See begegnende russische Schiff zur Rückkehr in den Hafen von Sebastopol zwingen, im Weigerungsfalle aber in den Grund bohren und jeden Angriff auf die türkischen Schiffe auf das Energischeste zurückweisen würden. Es war umsonst, daß Oesterreich und Preußen gegen diese Maßregeln protestirten; ihre Einwendungen hatten keinen Erfolg und mit dem Beginne des Monats Januar 1854 hatte die Herrschaft des Czaren im Pontus ihr Ende erreicht.

In solcher Weise erfolgte der erste Act des offenen Bruches zwischen den beiden Westgroßmächten und Rußland.

Die nächste Folge davon war, daß die russischen Gesandten Paris und London und die Gesandten Frankreich's und England's Petersburg verließen. Ich benützte diese Zeit, um mich mit den türkischen Verhältnissen vertrauter zu machen, hauptsächlich aber, um mich von den türkischen Streitkräften zu überzeugen, mit welchen im schlimmsten Falle auch ohne Unterstützung der Alliirten der Krieg gegen Rußland fortgesetzt werden konnte.

Die Errichtung eines stehenden türkischen Heeres nach europäischem Muster wurde nach Vernichtung der Janitscharen unter Sultan Mahmud II. begonnen. Die Bildung der Artillerie wurde preußischen, die der Infanterie und Kavallerie französischen Offizieren anvertraut.

Das begonnene Werk Mahmud's II. wurde jedoch erschwert und zu verschiedenen Malen unterbrochen, durch den russischen Krieg in den Jahren 1828—29, durch den griechischen Aufstand und durch die zweimalige Empörung Mehemed Ali Pascha's, des Vizekönigs von Egypten.

Bei der Thronbesteigung seines Sohnes Abdul Medschid lagen die Armeeverhältnisse ziemlich im Argen. Unter Abdul Medschid nahm jedoch die türkische Wehrkraft rasch an Ausbildung und innerem Gehalte zu und beim Ausbruche des Krieges im Jahre 1853 war sie eine stattliche, kräftige, kriegslustige Armee, die mit so mancher europäischen den Vergleich aushalten konnte.

Man hatte das preußische System befolgt und aus den Kontingenten der verschiedenen Provinzen sieben Armeecorps ge-

bildet, wovon drei auf die europäiſchen und vier auf die aſiatiſchen Länder fielen. Von dieſen ſieben Armeecorps waren fünf im Sommer 1853 vollſtändig ausgerüſtet und im Stande, auch ihre Reſerven in's Feld zu rufen. Das Corps von Arabiſtan konnte blos zur Hälfte mobil gemacht werden und das 7., das von Irak, war in ſeiner Organiſation ſo ſehr zurückgeblieben, daß es kaum hinreichte, Bagdad und einige andere Städte im Tigris- und Euphratthale mit den nöthigen Beſatzungen zu verſehen, um von da die ſtets turbulenten Beduinenſtämme der Wüſte im Zaum zu halten.

Die Effektivſtärke der türkiſchen Armee konnte bei hinreichender Rekrutenaushebung und Vervollſtändigung des 6. und 7. Corps während des Winters leicht auf die Stärke von 250,000 bis 300,000 Mann gebracht werden. Von den drei Waffen war die Artillerie vorzüglich, die Infanterie gut, die Kavallerie aber, dieſer einſtige Stolz und Ruhm der türkiſchen Heere, ſehr herabgekommen.

Die irregulären Truppen (Baſchi-Bozuks) waren zwar zahlreich, doch nicht verläßlich und in den meiſten Fällen ein Schrecken der Bewohner im Feindeslande wie im eigenen.

Ein Theil derſelben konnte jedoch während des Winters in Legionen zuſammengezogen, hinreichend eingeübt, zum Felddienſte brauchbar gemacht und damit die türkiſche Armee um 50 bis 60,000 Mann verſtärkt werden. Die Geſammtſtärke, mit welcher im Frühjahre 1854 der Feldzug von den Türken eröffnet werden konnte, überſtieg ſomit 300,000 Mann, eine Macht, die mir hinreichend ſchien, um, auf die zahlreichen Grenzfeſtungen und die Erhebung der Bergvölker im Kaukaſus geſtützt, den Kampf gegen Rußland, wenn dazu gezwungen, auch allein aufnehmen zu können.

Von dieſer Vorausſetzung ausgehend und von Sir Stratford Canning hiezu aufgefordert, verfaßte ich ein Memoire über die politiſche und militäriſche Lage der Türkei, dem ich zwei Operationspläne, den einen für die Donauarmee, den andern für die aſiatiſche, beilegte. Ich übergab das Elaborat in türkiſcher Ueberſetzung dem Kriegsminiſter Mehemed Ali Paſcha, der mir dafür auf das Wärmſte ſeinen Dank ausſprach.

land's vorzog, war eine Verblendung, die ihm später theuer genug zu stehen kam.

Einige Wochen nach meiner Ankunft in Konstantinopel verließ ich das Hotel, in dem ich abgestiegen war, und nahm in einem Privathause Pension. Mit mir wohnte General Czetz, Graf Karacsay und die beiden Brüder Golesco. Bei Tisch hatten wir auch einige andere Herren, die mit uns speisten, und unter diesen einen alten Franzosen, der sich bereits seit 30 Jahren in Konstantinopel aufhielt.

Eines Tages frug uns derselbe, ob wir denn etwas über jene österreichische Prinzessin ihm mittheilen könnten, deren Sarg vor etwa 15 Jahren unter dem Hauptaltare der Kirche St. Benois in Galata aufgefunden worden? Er erzählte uns, daß man zu jener Zeit, bei Gelegenheit der Restaurirung der Kirche, als man den Hauptaltar demolirte, unter demselben auf eine Steinplatte stieß, unter der sich ein Sarg befand, und in demselben, in einen reichen Fürstenmantel gehüllt, eine wohlerhaltene weibliche Leiche, die so aussah, als ob sie erst vor einigen Tagen in die Erde gesenkt worden wäre.

Dieser Fund machte ungeheures Aufsehen. Die Griechen wollten sich den Leichnam als den einer griechischen Heiligen aneignen; die Armenier machten denselben Anspruch. Nachdem aber weder die Einen, noch die Andern ihre Behauptungen erhärten konnten, so wurde derselbe in seine frühere Ruhestätte zurückgelegt, der Altar wieder hergestellt, die Marmorplatte jedoch in eine der Seitenwände der Kirche eingemauert, wo sie sich auch heute noch befinde.

Der alte Herr meinte, daß sich auffallender Weise auch die österreichische Internuntiatur in die Sache gemengt und mit dem Beweise, daß der Leichnam weder der griechischen, noch der armenischen Gemeinde angehöre, sondern der einer in Konstantinopel längst verstorbenen österreichischen Prinzessin sei, dem ganzen Lärm ein Ende gemacht habe. Den Grabstein könnten wir in der Kapelle sehen, doch hätten ihn die Mönche von St. Benois so oft bereits überweißt, daß die Inschrift unleserlich geworden.

Ich besprach mich mit dem Grafen Karacsay und wir gingen

Geſchützkunde behandelten und die davon zeugen, daß nicht nur der fanatiſche, wilde Muth der für den Islam kämpfenden Osmanen, ſondern auch ihr höheres Wiſſen im Kriegsfache ihnen ſo oft zum Siege verhalfen.

Achmed Vefik zeigte mir auch eine große Anzahl von philoſophiſchen und mathematiſchen Werken, unter letzteren eine im 16. Jahrhundert in Rom gedruckte Ueberſetzung des Euclides, endlich einen türkiſch-arabiſch-perſiſchen Dictionär aus einer ſpätern Epoche, der jeder europäiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zur Zierde gereicht hätte.

Das Unglück für die Türkei war, daß ihr Verfall auf allen Gebieten öffentlicher und wiſſenſchaftlicher Thätigkeit zu einer Zeit begann, als man in Europa eben zu neuem Leben erwachte und mit aller Kraft ſich dem Fortſchritte hingab. Es war nur natürlich, daß ſie von da an immer mehr zurückbleiben und endlich in jenen Zuſtand verfallen mußte, der den chriſtlichen Mächten den Muth gab, zu ihrer vollſtändigen Vernichtung ſich die Hände zu bieten.

Sechszehntes Kapitel.

Der Winter von 1853 auf 1854 in Konſtantinopel. — Baron Splényi. — Brief Teleky's aus Paris. — Meine Krankheit und Aufenthalt in Smyrna. — Zuſammenkunft mit Oberſt Türr. — Er verfügt ſich zu Omer Paſcha, um ihm mein Memoire zu überbringen. — Brief an Omer Paſcha.

Der Winter von 1853 auf 1854 verlief ziemlich ruhig in Konſtantinopel. Die Geſandtſchaften hatten ihre Salons geſchloſſen, keine Soiréen, keine Bälle gab es mehr; man harrte der Dinge, die da kommen ſollten und in Jedermanns Bruſt lebte die Ueberzeugung, daß es ſich diesmal um Rußland's Machtſtellung nicht nur im Orient, ſondern auch in Europa handle und daß die kommenden Ereigniſſe über dieſe Frage entſcheiden würden. Von meinen Freunden ſtanden, wie ich ſchon früher erwähnte, die

Meisten im Felde; von den in Konstantinopel sich aufhaltenden fehlte nur Einer, den ich noch nicht zu Gesichte bekam, und dieser Eine war Baron Ludwig Splényi.

Als ich eines Tages von Pera nach Galata ging, verstellte mir plötzlich ein in Fetzen gehüllter Bettler den Weg. Aus dem fahlen Antlitze des mir Entgegentretenden stierten mich zwei tiefliegende Augen an und der Mann sprach mich also an:

„Klapka, kennst Du mich nicht mehr?"

Ich sah mir die traurige Gestalt näher an und erkannte entsetzt in dem Bettler meinen alten Kameraden Baron Splényi.

„Und Du in diesem Zustande!?" rief ich aus.

„Täusche Dich nicht," fuhr er fort, „urtheile nicht nach dem Scheine! Dies schmutzige, zerfetzte Gewand birgt den glücklichsten Menschen, den es auf Erden gibt. Ich kenne kein Leid, keine Schmerzen, keinen Kummer mehr und verkehre blos mit dem ewigen Geiste in der Natur, von dem Ihr Giaurs keine Ahnung habt!"

Ich sah, daß ich es mit einem Geisteskranken zu thun hatte und ersuchte ihn, mich am nächsten Tage zu besuchen, damit ich sehe, wie ihm möglicherweise noch zu helfen wäre.

Splényi war der Sohn des gleichnamigen, früheren Gardekapitäns der königlich ungarischen adligen Leibgarde. Er hatte in seiner Jugend eine glänzende Rolle gespielt und stand, kaum 20 Jahre alt, bereits als Rittmeister in dem Husarenregimente, dessen Inhaber sein Vater war. Er zählte zu den bekanntesten Offizieren der österreichischen Armee, verließ dieselbe jedoch im Jahre 1848 und begab sich nach Italien. Von der ungarischen Regierung zu ihrem Agenten in Turin ernannt, wußte er sich dort sehr beliebt zu machen. Nach der Schlacht bei Novara flüchtete er nach Paris, von wo ihn Teleky mit einer wichtigen Mission nach dem Orient sandte. Splényi weilte hier längere Zeit, theils in Konstantinopel, theils bei seinem Schwager, dem Grafen Guyon (Kurshid Pascha) in Damaskus, in welch' letzterer Stadt er sich dem Genusse des Haschisch hingab.

Bei meiner Ankunft in Konstantinopel verbrachte er seine Tage in einem Derwisch-Kloster. Er war meiner Einladung

gefolgt und kam in ziemlich nüchternem Zustande zu mir. Ich stellte ihm vor, was er sich selbst, seinem Namen und seinem Lande schulde und daß er doch wieder in unsere Mitte zurückkehren möge.

Nach längerer Ueberlegung ging er darauf ein, unter der Bedingung jedoch, daß wir ihn in die Lage versetzen möchten, in der Welt wieder anständig erscheinen zu können.

Ich ersuchte Karacsay, der sich eben bei mir befand, ihm zuerst die Haare abschneiden, ihn dann in ein Bad führen und, wenn dies geschehen, vom Scheitel bis zur Sohle ankleiden zu lassen.

An demselben Abende sahen wir uns wieder. Der Unglückliche sah wieder anständig aus und erklärte sich bereit, bei meiner Mission mich bestens unterstützen zu wollen.

Der gute Vorsatz währte leider nicht lange und schon in wenigen Tagen kam Splényi wieder, und zwar diesmal in seinem alten, zerissenen Derwisch-Anzuge, mir bedeutend, daß er mir für meinen guten Willen bestens danke, sich aber unendlich glücklicher mit seinen Derwisch-Freunden fühle und somit wieder in sein Kloster zurückkehren wolle.

Trotz wiederholter Versuche, ihn womöglich zu seiner Familie nach Ungarn zurückzubringen, wollte uns dies nicht gelingen und der einst so elegante, ritterliche Kavallerie-Offizier, der in seiner Jugend so manches Frauenherz zu erobern wußte, starb als Bettler in einem französischen Spital, wo man ihm, von Mitleid ergriffen, die letzte Pflege angedeihen ließ.

Der Haschisch (herba cannabis indicae) ist ein narkotisches Genußmittel, welches, wenn mäßig und selten genommen, einen angenehmen geistigen Rausch, Belebung der Einbildungskraft, Vermehrung der Eßlust und Entflammung sinnlicher Gelüste erzeugt, wenn zu oft und übermäßig genommen aber zum sicheren Wahnsinn führt; und dieses letztere Loos wurde auch unserem armen Splényi zu Theil.

Im Monat Dezember erhielt ich Nachrichten aus Frankreich und unter Anderem auch einen Brief von Ladislaus Teleky, in welchem sich die Hoffnungen abspiegelten, welchen er sich hingab,

und das Verhältniß gekennzeichnet wurde, welches damals noch Kossuth von den Tuillerien trennte.

Der Brief lautete:

„Paris, 7. Dezember 1853.

„Die Zeitungen schreiben hier viel davon, daß Dein An„trag von der hohen Pforte noch nicht angenommen worden „sei. Ich finde das ganz natürlich nach den vertraulichen Mit„theilungen, welche mir hier von mehreren Seiten zugekommen „sind. Ich glaube aber, daß sich Deine Lage bald entscheiden „und Du in wenigen Wochen schon in Thätigkeit treten werdest. „Vielleicht ist dies schon im Augenblick, wo ich diese Zeilen „schreibe, eingetreten. In allen Fällen kann ich nur wün„schen, daß Du dort bleibst, wo Du bist und Deinen Auf„enthalt nicht änderst. Hier wird noch immer sehr viel von „der Möglichkeit des Friedens, von neuen Konferenzen und „Kongressen gesprochen. Ich schenke all' diesem Gerede keinen „Glauben und bin überzeugt, daß der allgemeine Krieg un„vermeidlich sei. Mir will es auch scheinen, als ob in wenigen „Wochen schon Oesterreich die Maske von sich werfen und „sich offen an die Seite Rußland's stellen werde.

„Tritt dieser Fall ein, dann beginnt der Kampf auf Leben „und Tod auf allen Punkten!

„Die Polen beschäftigen sich schon mit der Bildung einer „polnischen Legion. Dies mußt Du übrigens dort, wo Du „bist, besser wissen, als ich hier; obzwar ich hierüber mit „Demjenigen gesprochen habe, unter dessen Auspizien diese „Organisirung vor sich gehen soll und an den der diesbezügliche „Aufruf seitens der Pforte gerichtet war. Man schrieb hieher, „daß Du einen mächtigen Gönner in der Person des eng„lischen Gesandten hast; es wurde dies von Personen berichtet, „die vollkommen au fait über die Zustände in Stambul sind. „Ich wünsche von Herzen, daß dem so sei!

„Andererseits theile ich Dir mit, daß bisher weder von „der englischen, noch von der französischen Regierung weder „der polnischen, noch der ungarischen Emigration irgend

„ein Entgegenkommen gezeigt wurde, obgleich beſonders die „Führer der Erſteren dies mit Ungeduld erwarten. Ich meiner„ſeits glaube, daß dies erſt dann geſchehen kann, wenn die „Frage des großen Krieges entſchieden iſt und die Weſtmächte „an keinen Rücktritt mehr denken können. Im nächſten Früh„jahr kommt auch dies an die Reihe; ich erwarte es mit Be„ſtimmtheit!

„Nach England (zu Koſſuth) konnte ich mich bisher nicht „begeben, weil das meine Stellung hier ſehr erſchweren würde. „Der gewiſſe Herr, mit dem ich dort zuſammentreffen will, „iſt hier in Frankreich noch immer unmöglich und beſonders „in den höchſten Kreiſen eine nichts weniger als beliebte Per„ſönlichkeit. Doch ich habe Gründe zur Hoffnung, daß die „Macht der Umſtände auch hierin eine Aenderung hervor„bringen und durch dieſelben ſich viele Gegenſätze ausgleichen „werden.

„Den alten Biharer (Beöthy Oedön) erwarte ich hier. „Weißt Du, welchen Entſchluß er gefaßt hat? Er will dort„hin gehen, wo Du gegenwärtig weilſt. Möglich übrigens, „daß er ſeinen Entſchluß geändert hat; er ſollte ſchon längſt „hier ſein, läßt aber von ſich weder hören noch ſehen.

„In meinem nächſten Briefe werde ich Dir über Alles „ausführlich ſchreiben. In zehn Tagen kann ich viel Neues „erfahren.

„Möglich, daß ich mich ſelbſt entſchließe, nach der Türkei „zu reiſen, wo meine Gegenwart der Sache vielleicht nützlich „werden könnte.

„Gräfin Batthyany ſchrieb mir bereits aus Nizza. Sie „iſt mit ihrem dortigen Aufenthalte ſehr zufrieden und nimmt „ſich vor, ihre Tochter in die Welt zu führen.

„Gott erhalte Dich! Wir ſind hier Alle geſund mit Aus„nahme Kászonyi's, der in Folge einer Erkältung an's Bett „gefeſſelt iſt.

„Kiß (Nikolaus) verbringt ſeine Honigmonate auf dem „Lande, wird aber in einigen Tagen bereits wieder hier ſein. „Andráſſy (Julius) iſt von der Jagd bereits zurückgekehrt,

„ich treffe oft mit ihm zusammen und wir sind über alle Fragen „vollständig einig. Der Himmel beschütze Dich!"

Die Hoffnungen, welche Teleky an die Annahme meiner Anträge in Konstantinopel knüpfte, gingen nicht so rasch in Erfüllung. Trotz des Drängens Stratford Redcliffe's konnte sich die Pforte nicht dazu entschließen, wahrscheinlich um den Internuntius nicht noch mehr gegen sich aufzubringen.

Dagegen fiel ich Ende Januar in eine schwere Krankheit. Ich litt an unausgesetzten heftigen Magenkrämpfen, die mich zur Verzweiflung brachten und gegen welche sich jede ärztliche Hülfe als fruchtlos zeigte. Man rieth mir, Konstantinopel auf einige Zeit zu verlassen und in einem mildern Klima Heilung zu suchen. Ich wählte Smyrna. In der That war das Klima meiner Gesundheit hier zuträglicher und ich konnte schon nach kurzem Aufenthalte daselbst zu meiner Zerstreuung einige Ausflüge in die Umgebung machen.

An einem Sonntage, es war ein wunderschöner Morgen, entschloß ich mich, eine etwa drei Meilen von Smyrna entfernte Ruine zu besuchen, über deren Vergangenheit ich nichts Bestimmtes zu erfahren wußte und deren altes Mauerwerk von einer prachtvollen Vegetation umgeben war.

Müde von meinem Ritte, wollte ich mich unter den Schatten eines Baumes niederlegen, als ich plötzlich aus nicht zu großer Entfernung Klänge vernahm, die mich an die klagenden Akkorde unserer Zigeunermusik erinnerten. Ich fragte meinen Diener, von wo diese Musik herkäme. Er ging dieser nach und brachte die Nachricht zurück, daß eine armenische Hochzeit dort gefeiert werde und diese Leute gewiß sich sehr freuen würden, wenn ich daran Theil nehmen wollte.

Ich folgte meinem Diener und fand etwa 30 bis 40 Dorfbewohner aus der nächsten Umgebung, festlich gekleidet, mit einer Zigeunerbande in ihrer Mitte, welche der heiteren Gesellschaft türkisch-armenische Lieder und Weisen vorspielte.

Ich hatte diese armenische Musik schon in Konstantinopel gehört, fand sie aber hier noch viel ähnlicher der ungarischen als dort, und bin überzeugt, daß dieselben Rhythmen schon

vor Jahrhunderten auch an den Ufern des Ganges vernommen wurden.

Nicht dieſe einförmige armeniſche Muſik allein war es aber, die mich ergriff, ſondern die ganze ländliche Szene, das Bild, welches ich vor mir hatte. Alles rief in mir Erinnerungen wach, die mir die Bilder meiner Jugendzeit vor die Augen führten und mich mit tiefer Wehmuth erfüllten.

Einer von den Zigeunern ſprach auch etwas Ungariſch und meinte, daß man nur in Ungarn ſchöne Muſik mache, hier in Aſien müßten ſie aber fort und fort ihre uralten Lieder leiern.

Ich tröſtete ihn damit, daß die alten Egypter ihre alten Lieder ſechstauſend Jahre lang ſangen und deshalb nicht unglücklicher waren, als wir, und warf ihm zu ſeiner großen Freude einige Piaſter in den Fez.

Nachdem ich von den braven Leuten Abſchied genommen, kehrte ich in die Stadt zurück, mir auf dem Wege Lenau's Worte in's Gedächtniß rufend: wie dieſe braunen Geſellen „das Leben dreimal vergeigen, verrauchen, verſchlafen und wie ſie es dreimal verachten".

Einige Tage nach dieſem Ausfluge kehrte ich nach Konſtantinopel zurück, wohin mich die Ungeduld trieb, da ich in Smyrna vollſtändig ohne Nachrichten blieb.

Auf dem Schiffe fand ich den Oberſten Türr und einige andere Landsleute, die, von Frankreich kommend, ſich gleichfalls nach Konſtantinopel begaben. Ich war hoch erfreut über dieſe Begegnung und erhielt derart aus erſter Hand Nachrichten über das Neueſte, was in Europa vorgefallen war.

Wir waren kaum einige Stunden auf offener See, als der Kapitän des Schiffes mit Haſt in die Kajüte trat und auf die Frage, was es denn gebe, uns erwiderte, daß das Wetterglas plötzlich ſo gefallen ſei, wie er es noch nie geſehen, daß wir ſomit auf einen heftigen Sturm gefaßt ſein müßten. In der That wurden wir auch ſchon eine halbe Stunde ſpäter von einem heftigen Windſtoße erfaßt, der unſer Schiff wie eine Nußſchale von einer Welle auf die andere warf und dasſelbe in all' ſeinen *Fugen* krachen machte.

Der Sturm wurde mit jeder Minute heftiger und wir liefen Gefahr, an die Felsenriffe von Mytilene geschleudert zu werden.

Der Kapitän trachtete in eine Bucht einzulaufen und dort Anker zu werfen; die Ankerketten rissen jedoch wie Zwirnfäden und so mußte er wieder die Richtung nach der hohen See nehmen.

Nach einigen Stunden begannen die Elemente sich zu besänftigen.

Der Wind heulte zwar noch die ganze Nacht hindurch, aber die Gefahr war vorüber.

Als wir des Morgens auf das Deck gingen, bot sich uns ein herzzerreißender Anblick dar.

Es befanden sich da 7—800 neu ausgehobene Rekruten, die, aus dem Innern Asien's kommend, in Smyrna eingeschifft worden waren.

Die Meisten von ihnen waren nur dürftig gekleidet und hatten kaum einen schlechten Burnus, um sich damit zu bedecken. Sie lagen erstarrt, sich aneinander schmiegend, am Boden. Einige von ihnen, die wahrscheinlich schon krank auf das Schiff gebracht wurden, hatten während der Nacht ihr Leben ausgehaucht. Man warf die Todten ohne Umstände in's Meer, von den Lippen der Ueberlebenden aber war kein Laut der Klage zu vernehmen; sie ergaben sich mit stoischer Ruhe in ihr Schicksal und begannen beim Aufgehen der Sonne ihr Morgengebet zu verrichten. Hat man Aehnliches gesehen, so begreift man, welche Kraft der Islam dem vom Unglücke Betroffenen verleiht und bis zu welcher Lebensverachtung ein gläubiger Moslim sich erheben kann.

Desselben Tages noch liefen wir in die Dardanellen ein und am nächsten Tage langten wir in Konstantinopel an.

Während der Reise hatte ich Türr gefragt, ob er nicht Willens wäre, den Operationsplan, dessen ich im früheren Kapitel erwähnte, mit einem Briefe von mir Omer Pascha zu überbringen, erklärte ihm aber gleichzeitig, daß er keinen anderen Weg hiezu habe, als die Poststraße über den Balkan, und bei dieser Jahreszeit ein solcher Ritt eben nicht zu den angenehmsten Lokomotionen gehöre. Türr, wie immer, wenn es sich um einen

raſchen Entſchluß, um eine energiſche That handelte, erklärte ſich ſofort und ohne Zaudern zur Uebernahme dieſer Miſſion bereit und machte ſich, kaum in Konſtantinopel angelangt, auf den Weg in's türkiſche Hauptquartier.

Mein Brief an Omer Paſcha lautete:

„Wenn ich die Gelegenheit benütze, die ſich mir durch die „Abreiſe des Oberſten Türr in das Hauptquartier der rume„liſchen Armee darbietet, um die gegenwärtigen Zeilen auf „ſicherem Wege in die Hände Ew. Exzellenz gelangen zu „laſſen, ſo geſchieht es, weil ich mich einerſeits durch den „raſchen Gang der Ereigniſſe hiezu gedrängt fühle, ander„ſeits, weil ich von der Ueberzeugung durchdrungen bin, daß „meinen offenen, freimüthigen Mittheilungen — wenn ich gleich „nicht die Ehre habe, mit Ew. Exzellenz perſönlich bekannt „zu ſein — doch gewiß kein unfreundlicher Empfang bevor„ſtehe.

„Die Abreiſe der ruſſiſchen Geſchäftsträger von Paris und „London, die Sendung des Grafen Orloff nach Wien, endlich der „vor einigen Wochen ausgebrochene und raſch um ſich greifende „Aufſtand der Griechen ſind Anzeichen, die vermuthen laſſen, „daß wir am Vorabend der Entſcheidung ſtehen. — Die beiden „Lager, in die ſich Europa theilen wird, werden ſich bald „unterſcheiden laſſen; in dem einen werden Frankreich und „England, die Türkei und die nach Befreiung von dem Fremd„joche ſtrebenden Nationalitäten, in dem andern Rußland und „Oeſterreich ſtehen. Oeſterreich kann einige Zeit ſeine zwei„deutige Rolle fortſpielen, nehmen aber die Ereigniſſe an der „untern Donau eine andere Wendung, ſo wird es gezwungen „ſein, die Maske abzuwerfen und ſich entweder *für* oder *ge*„*gen* Rußland zu erklären. Es wird ſich *für* Rußland er„klären, denn Rußland's Verderben wäre ſein eigenes Ver„derben, mit Rußland verlöre es ſeine letzte und einzige Stütze. „Dies hat man in Wien erkannt und daher die doppelſinnige „Politik, die man eingeſchlagen und die man bis an's Ende zu verfolgen gedenkt.

„Der Internuntius, den man von Wien hieher gesandt,
„war gut gewählt. Herr v. Bruck hat liberale Manieren,
„gibt sich den Schein, als wäre er der wärmste Türkenfreund,
„und seinen Vorstellungen und süßen Verheißungen ist es in
„der That gelungen, hier Alles irre und das vergessen zu
„machen, was Oesterreich seit den Jahren 1849 und 1850
„Uebles und Feindliches der Türkei zugefügt hat. Die Auf-
„hetzungen in Bosnien, die spätere offene und thätige Unter-
„stützung der Montenegriner, die Aufnahme des Fürsten Da-
„niel Petrovits in Wien, die Leiningen'sche Mission, der Urtext
„der ersten Wiener Note, der österreichische Protest gegen
„das Einlaufen der vereinigten Flotte in's schwarze Meer,
„das Benehmen der österreichischen Offiziere, die nach Be-
„sichtigung der türkischen Stellungen in's russische Lager über-
„gingen, die notorischen Kundschaftsdienste sämmtlicher öster-
„reichischen Konsulate, die Haltung der österreichischen Blätter
„seit Beginn des Krieges, die fortwährende offene und geheime
„Aufmunterung der Griechen zum Aufstande (die Artikel der
„„Augsburger Zeitung" beweisen dies am besten), mit einem
„Worte — Alles, was die Politik Oesterreich's in das
„klarste Licht zu stellen geeignet ist, wird vergessen vor Herrn
„von Bruck's schlangenglattem Benehmen.

„Die Nachricht von dem griechischen Aufstande hat die
„Regierung und die Vertreter der beiden Westmächte wie ein
„Blitz aus heiterem Himmel getroffen.

„Oesterreichischerseits gab man sich gleichfalls den Schein,
„als ob man diese Ueberraschung theilte, während man doch
„schon längst von dem, was in Griechenland vorbereitet wurde,
„auf das Beste unterrichtet war. Hier zum Beweis einige
„Daten. Der neue österreichische Gesandte in Athen, ein Herr
„v. Niedreder (oder Nickreder) hatte sich gleich nach seiner
„Ankunft daselbst auf geheimen und vertrauten Fuß mit Herrn
„v. Persiani, dem russischen Geschäftsträger, gestellt, was augen-
„blicklich eine ungewöhnliche Bewegung und Regsamkeit unter
„den verschiedenen, die Erhebung leitenden Comité's zur Folge
„hatte. Aus Patras und anderen griechischen Küstenstädten

„wird berichtet, daß die dortigen Comité's regelmäßige Geld-
„sendungen und andere Effekten durch die österreichischen Lloyd-
„schiffe beziehen."

„Hier in Konstantinopel endlich war die Eile auffallend,
„mit der die Herren Weiß und Mihanovits, Ersterer Le-
„gationsrath, Letzterer Generalkonsul der österreichischen Gesandt-
„schaft, bei der unlängst erfolgten Verhaftung eines in die
„griechische Verschwörung verflochtenen österreichischen Unter-
„thanen dessen Papiere in Beschlag nahmen, um sie unter einem
„ganz nichtigen Vorwand der Einsicht und Untersuchung der
„türkischen Polizeibehörde zu entziehen. Ich berichte diese
„Details nur, um für den Fall, daß dem griechischen Aufstande
„bald serbisch-bulgarische folgen sollten, Ew. Exzellenz auf die
„wahrscheinliche Wirksamkeit auch der dortigen österreichischen
„Agenten aufmerksam zu machen.

„Was die Mission Orloff's betrifft, wie viel auch englische
„und französische Blätter über deren Scheitern berichten mögen,
„so lassen doch die sichersten Privatnachrichten, die
„vorliegen, gerade das Gegentheil glauben. Diesen Nachrichten
„zufolge soll Graf Orloff das Wiener Kabinet zur Annahme
„des folgenden geheimen Vertrages vermocht haben: „Oesterreich
„wird vorläufig bei seiner Neutralität beharren und sich mit
„Zusammenziehung eines Observationscorps an der türkischen
„Grenze begnügen. Später wird es an die Türkei das Ver-
„langen stellen, Bosnien, Serbien und die kleine Wallachei
„unter dem Vorwande der Sicherstellung dieser Provinzen gegen
„innere Unruhen besetzen zu dürfen. Rußland wird hierauf
„mit ganzer Kraft an der untern Donau die türkische Macht zu
„brechen suchen, und — gelingt ihm dies — Oesterreich zum
„Vermittler und Schiedsrichter bestimmen. Sollten mittler-
„weile innere Aufstände weit genug um sich gegriffen und das
„türkische Reich seinem Verfalle entgegengeführt haben, so bleibt
„es Oesterreich vorbehalten, die nordöstlichen Ländertheile, wie
„weiland Galizien, als legales Erbtheil seiner Krone Ungarn
„anzusprechen." — Das soll der geheime Vertrag sein; die
„Zukunft wird zeigen, was daran Wahres sei oder nicht. Wie

„auch immer, die Neutralität Oesterreich's dient nur Rußland, „sie schadet den Interessen Frankreich's und England's und „ist ein offenbarer Verrath an der Türkei. Diese Neutralität „setzt Rußland in die Lage, seine polnischen Länder von Truppen „fast ganz zu entblößen, dagegen seine ganze Kraft an der „untern Donau concentriren zu können, um daselbst gegen die „unter Ew. Exzellenz Oberbefehl stehende Hauptarmee mit „Uebermacht Entscheidungsschläge zu führen. Ein größeres „Glück wäre es für die Türkei und für Europa, „Oesterreich erklärte sich offen für Rußland, als „wenn es bei seiner Neutralität beharrte, die nur „geeignet ist, die Erhebungen in Italien, Ungarn und Polen „zu verhindern. Rußland und Oesterreich müssen, so lange „die gegenwärtigen Zustände im Innern des letzteren Staates „fortbestehen, als eine und dieselbe Macht, als ein und derselbe „Feind betrachtet werden u. s. w."

Oberst Türr traf Omer Pascha in Schumla und fand daselbst bei dem türkischen Oberbefehlshaber die herzlichste Aufnahme.

Siebzehntes Kapitel.

Nachrichten aus dem Hauptquartier Omer Pascha's. — Biographische Skizze des türkischen Oberfeldherrn. — Der letzte Friedensversuch. — Kriegserklärung der alliirten Mächte an Rußland. — Eröffnung der Feindseligkeiten an der Donau. — Niederlage der Türken in der Dobrudscha. — Unentschlossenheit im russischen Hauptquartier. — Belagerung von Silistria. — Rückzug der Russen aus den Fürstenthümern, Besetzung derselben durch Oesterreich.

Die Nachrichten, welche mir Türr aus dem Hauptquartier Omer Pascha's brachte, und jene, welche ich von verschiedenen Offizieren, die in dem Stabe des Letztern dienten, erhielt, stimmten keineswegs mit meinen Erwartungen überein und zeigten mir die Organisation der türkischen Streitkräfte an der Donau in keinem

zu vortheilhaften Lichte. Es fehlte daselbst an technischen Truppen, hauptsächlich aber an Generalstabs-Offizieren, welche geeignet gewesen wären, den Oberbefehlshaber in seinem Wirken hinreichend zu unterstützen.

Auf Omer Pascha waren damals die Blicke Europa's gerichtet; von seiner Vertheidigung an der Donau hing der Bestand des türkischen Reiches ab, und es dürfte hier am Platze sein, einige Worte über sein Leben, seine Eigenschaften und seinen Charakter einzufügen.

Omer Pascha, mit dem Beinamen Lufti, wurde 1806 zu Plaschki, einem kleinen Orte der kroatischen Militärgrenze, geboren. Sein Vater, Peter Latas, war österreichischer Oberlieutenant, der später in Folge von Zerwürfnissen, die er mit den österreichischen Behörden hatte, seiner Stelle entsagte, und daher nicht die Mittel besaß, seinem Sohne eine besondere Erziehung zu Theil werden zu lassen. In seinem 18. Jahre trat der damalige Michael Latas als Kadet in das Oguliner Grenzregiment ein, wo er seiner schwächlichen Gesundheit wegen bei der Straßenbau-Direktion im Kanzleidienste verwendet wurde. Später nahm ihn sein Chef, Major Kajetan Knesits, mit sich nach Zara in Dalmatien, wo er ihm bei seinen Bauten als Unteraufseher eine Anstellung zukommen ließ. Hier erlernte Michael Latas die italienische Sprache und verband sich mit den jungen Italienern, deren feindselige Gesinnung gegen Oesterreich er sehr bald zu theilen begann; dieser Haß wurde noch erhöht durch die Leiden und Entbehrungen, denen sich seine Familie nach dem Tode seines Vaters ausgesetzt sah.

Im Jahre 1829 endlich, nach einem jugendlichen Vergehen, welches er sich zu Schulden kommen ließ, entfloh er von seinem Gönner Knesits, mit einer kleinen Baarschaft versehen, nach der Türkei.

Auf dem Wege nach Serajevo, wohin er sich begeben wollte, wurde er von einigen Fuhrleuten angefallen, seines Geldes beraubt und im strengsten Winter halb nackt auf der Straße gelassen. Von einem armen, christlichen Bauern in diesem Zustande angetroffen, fand er bei diesem Zuflucht und die nöthige

Erholung, um einige Tage darauf seine Reise wieder fortsetzen zu können. In Serajevo von einem ihm bekannten Salzspekulanten, einem Mohamedaner, in Schutz genommen, trat er hier im Jahre 1829 znm Islam über, verließ aber schon in kurzer Zeit das Haus, wo er Zuflucht gefunden, um sein Glück anderwärts in der Türkei zu versuchen. So kam er nach Widdin, wo damals Hussein Pascha Gouverneur der Provinz war, in dessen Dienste er trat. Hussein Pascha ließ ihm Unterricht im Koran und in der türkischen Sprache geben. Nach seinem Tode aber, im Jahre 1834, folgte der nunmehrige Omer Aga der Familie Hussein's nach Konstantinopel.

Während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in der türkischen Hauptstadt hatte Omer viel zu leiden; er flößte Niemandem Vertrauen ein, war als Renegat gemieden und besonders von den früheren Freunden Hussein Pascha's allerorts auf das Aergste angefeindet. Ein Zufall riß ihn aus der Verborgenheit und brachte ihn auf jene Bahn, wo er später eine so wichtige Rolle spielen sollte. Sultan Mahmud hatte nach Niedermetzelung der Janitscharen fremde Instruktoren in das Land gerufen, um mit ihrer Hülfe die neue Heeresorganisation durchzuführen. Die größte Schwierigkeit, welche diese hatten, war der Mangel an Mittelpersonen, die ihren Verkehr mit den Türken hätten erleichtern können. Man machte die preußischen Offiziere auf Omer Aga aufmerksam, der aufgesucht, für ihre Zwecke tauglich befunden und dem Ministerium zur Anstellung als Dolmetsch empfohlen wurde. Derselbe erhielt den Sold, aber nicht den Rang eines türkischen Stabsoffiziers, blieb in dieser Anstellung mehrere Jahre und bildete sich hier, besonders im fortwährenden nähern Umgange mit dem preußischen Obersten Winden, zum tüchtigen Militär heran.

Zur Zeit, als während des Streites mit dem Vizekönig von Aegypten auf Verlangen des Sultans ein russisches Auxiliarcorps im Bosporus landete, erhielt Omer von russischer Seite den Antrag, in russische Dienste zu treten. Er lehnte dies ab und der Sultan, hievon unterrichtet, ließ ihm als Anerkennung für sein Verhalten das Majorspatent mit einer starken Gehaltszulage ausfolgen.

Eine bedeutende Rolle begann jedoch Omer erst nach dem Tode Sultan Mahmud's zu spielen, dessen Nachfolger Abdul Medschid ihn rasch nacheinander zum Kaimakam (Oberstlieutenant), im Jahre 1840 zum Miralai (Oberst), und zwei Jahre später zum Liva Pascha (Brigadegeneral) ernannte.

Bei Lösung der verschiedenen Aufgaben, welche hierauf Omer Pascha zu Theil wurden, stand ihm das Glück stets zur Seite. So besiegte er die Insurgenten in Syrien und nahm ihre Führer gefangen, unterdrückte in Albanien einen Aufstand und erstickte im Keime eine im Jahre 1847 im Entstehen begriffene Militärrevolte in Konstantinopel und Adrianopel. Zum Lohn, besonders für diesen letztern Dienst, wurde er zum Ferik Pascha (Divisionsgeneral, ernannt.

In dem darauf folgenden Jahre 1848 trat Omer Pascha zum ersten Male mit der europäischen Politik in nähere Berührung. Die nationale Bewegung in der Moldau und Wallachei hatte die russische und türkische Regierung dazu bestimmt, die beiden Länder durch ihre Truppen occupiren zu lassen. Die türkische Regierung fand zu dieser Mission keinen geeigneteren Militär, als den mit den europäischen Sitten und Verhältnissen vertrauten Omer Pascha. Derselbe occupirte mit 15,000 Mann Kerntruppen die Wallachei und wußte durch sein sehr kluges Benehmen gegenüber dem brüsken, verletzenden Verfahren der Russen sich gar bald die Sympathien des größten Theiles der Rumänen zu gewinnen. Während seines Aufenthaltes in Bukarest heirathete er daselbst ein junges christliches Mädchen aus Siebenbürgen, was seine Popularität unter den liberalen Klassen der dortigen Bevölkerung nur noch mehr zu steigern geeignet war. Der Sultan, mit Omer Pascha's Thätigkeit zufrieden, belohnte ihn im Jahre 1850 mit der Ernennung zum Muschir (Feldmarschall) des rumänischen Armeecorps.

Nach Konstantinopel zurückberufen, wurde er von seinem Souverän auf das Schmeichelhafteste empfangen, mit einem Geschenke von 10,000 Dukaten bedacht und mit der Mission betraut, den in hellen Flammen stehenden Aufstand in Bosnien zu unterdrücken. Omer Pascha wußte auch dieser Mission glücklich

zu entsprechen, wobei er aber nicht immer sich der ritterlichsten Waffen bedient haben soll.

Verleumdet und verdächtigt, mußte er vor einem Kriegsrathe sich vertheidigen, der ihn zu seinem Glücke von jeder Schuld freisprach.

Noch einmal erschien Omer Pascha als Vollstrecker der türkischen Politik gegen Montenegro, wo er diesmal mit minderm Glück als bei früheren Gelegenheiten operirte, um von hier endlich zur Uebernahme des Oberbefehls der türkischen Hauptarmee an der Donau berufen zu werden.

Omer Pascha war von hoher Gestalt und ziemlich vornehmer Haltung. Von Natur aus mißtrauisch, launig und unbeständig, war er oft gutmüthig, manchmal wieder schroff und auffahrend, auch nicht selten grausam; letzteres besonders, wenn er vom Weine erhitzt war, was bei ihm manchmal der Fall gewesen sein soll. Auf dem Schlachtfelde zeigte er sich ruhig und unerschrocken. — Trotzdem er in seiner Jugend nicht viel gelernt hatte, wußte er, wie schon früher erwähnt worden, seine Kenntnisse im Umgange mit ausgezeichneten europäischen Offizieren hinreichend zu vervollständigen, schrieb und sprach vollkommen türkisch, deutsch, italienisch, kroatisch und wußte sich, obgleich unvollkommen, auch im Französischen auszudrücken.

So war das Vorleben und die Persönlichkeit Omer Pascha's beschaffen, der im Frühjahre 1854 an der Spitze des türkischen Heeres an der Donau stand.

Der letzte Friedensversuch wurde von Seite der alliirten Mächte im März des Jahres 1854 gemacht. Napoleon III. entschloß sich, zu diesem Zwecke einen eigenhändigen Brief an den Czaren zu richten, in welchem er ihm neue Versöhnungs-Vorschläge machte; und erst nachdem auch diese stolz zurückgewiesen wurden, erfolgte von Seite Frankreich's und England's die definitive Kriegserklärung. Oesterreich und Preußen wurden aufgefordert, sich der westlichen Allianz anzuschließen, diese zogen es jedoch vor, auch ferner neutral zu bleiben. Den Mächten zweiten und dritten Ranges blieb es freigestellt, ihre Wahl so zu treffen, wie ihr Interesse dies erheischen würde.

Des Czaren Antwort auf die Kriegserklärung England's und Frankreich's war sein gemessener Befehl an Gortschakoff, die Donau zu überschreiten und den Feldzug in Bulgarien zu beginnen. Die Russen hatten schon Anfangs Februar die Donauufer von den Mündungen des Stromes bis Silistria genau untersucht und die geeignetsten Uebergangspunkte ermittelt; von den auf dieser Strecke im Strome liegenden Inseln waren mehrere von ihnen besetzt und mit den nöthigen Befestigungen versehen worden: es war klar, daß sie den Drohungen der alliirten Mächte trotzen und nach vollbrachter Concentrirung ihrer Streitkräfte, den Strom überschreitend, den Angriff beginnen würden. Unter diesen Umständen harrte man mit Ungeduld der Dispositionen, welche Omer Pascha zu seiner Vertheidigung treffen werde.

Das Beste, was er bei dem Stärkeverhältnisse der beiderseitigen Heere verfügen konnte, wäre die Zusammenhaltung seiner Hauptmacht innerhalb des Festungsviereckes: Silistria, Rustschuk, Schumla und Varna gewesen. Die Aufstellung eines starken Corps in Widdin und die hinreichende Besetzung von Sistow und Nikopolis würden genügt haben, um seinen linken Flügel zu decken; endlich würde ein detachirtes Corps als äußerster rechter Flügel, am richtigsten längs des Trajanswalls, seine Aufstellung gefunden haben, um von da aus mittelst vorgeschobener starker Kavallerie-Abtheilungen die feindlichen Bewegungen an der untern Donaustrecke und in der Dobrudscha zu beobachten. Von einer Vertheidigung des Stromes von Silistria bis zu dessen Mündungen mußte gänzlich abgesehen, dagegen letztere Festung in den besten Vertheidigungszustand und mit der hinreichenden Besatzung versehen werden.

In solcher Stellung würde die türkische Armee gegen jede Ueberraschung geschützt gewesen und stets in der Lage geblieben sein, nicht nur alle Balkanübergänge zu decken, sondern in den gegebenen Momenten selbst offensive Rückschläge versuchen zu können.

War es den Befehlen, welche Omer Pascha von Konstantinopel erhielt, oder seiner eigenen Initiative zuzuschreiben, er

befolgte nur zum Theil diesen Plan, ließ sich dagegen zu dem großen Fehler verleiten, einen ansehnlichen Theil seiner Streitkräfte in die Dobrudscha zu verlegen, um daselbst, ganz getrennt von der Hauptarmee, die verschiedenen Donauübergänge den Russen streitig zu machen. Diesem Mißgriffe hatte er es zu verdanken, daß gleich bei Eröffnung der Feindseligkeiten der Feind ihm einige schwere Verluste beibringen konnte.

Die Russen begannen ihre Operationen mit der Besetzung der Dobrudscha. Sie überschritten vom 20. bis 23. März auf vier Punkten die Donau, überfielen die türkischen Besatzungen von Isaaktscha, Tultscha, Matschin und Hirsova, machten einen Theil derselben zu Gefangenen und zwangen Mustapha Pascha, den türkischen Kommandanten in der Dobrudscha, der nur mit Mühe die Trümmer seines Corps in Babadagh wieder sammeln konnte, sich von da bis an den Trajanswall zurückzuziehen. In den ersten Tagen des Monats April war die Dobrudscha im Besitze der Russen, die mit 60,000 Mann unbehindert zwischen Babadagh und Hirsova, mit ihrer Vorhut in Csernavoda, Aufstellung nehmen konnten. Die russische Donauflottille wurde vor Hirsova concentrirt und ebendaselbst mit dem bei Matschin eroberten türkischen Brückenmateriale, zur Verbindung zwischen den beiden Ufern, auch eine Brücke geschlagen. Endlich trafen noch weitere drei russische Divisionen in der Nähe von Kalarasch ein und wurden alle Vorbereitungen so getroffen, um die Vorrückung der russischen Hauptmacht auf dem linken Ufer unterstützen und zur Belagerung von Silistria schreiten zu können.

Die Türken vermochten auch den Trajanswall nicht zu halten und Mitte April standen die russischen Vortruppen bereits in Bazardschick, von wo sie die umliegende Gegend durchstreiften und brandschatzten.

Auf die Nachricht von dem Einrücken der Russen in die Dobrudscha verlegte Omer Pascha sein Hauptquartier von Rustschuk nach Schumla und traf Anstalten, um diesen wichtigen Punkt, sowie Silistria und Varna zu sichern, in welcher zweiten Vertheidigungslinie er sich bis auf das Aeußerste zu halten entschlossen war. Die Vertheidigung der Donau von Silistria bis

Widdin sollte den in gutem Stande befindlichen und mit hinreichenden Besatzungen versehenen Donaufestungen, und zwar in erster Reihe den beiden Plätzen Silistria und Rustschuk überlassen bleiben.

Man kann sich die Bestürzung vorstellen, welche in Konstantinopel herrschte, als daselbst die Nachrichten von den reißenden Fortschritten der Russen eintrafen. Der Schreck und die Verwirrung wurden noch vermehrt durch den Aufstand der Griechen, durch die sehr zweideutige Haltung der christlichen Bevölkerung in Albanien und durch die Zeichen von Unzufriedenheit, die sich in allen Theilen Bulgarien's kundgaben.

In diesem kritischen Momente boten sich die Rumänen nochmals an, mit Hülfe des in der kleinen Wallachei befindlichen türkischen Corps den Aufstand im Rücken der Russen zu organisiren. Ihr Antrag wurde jedoch auch diesmal abgelehnt, ja, um den Vorstellungen der Diplomatie zu genügen, entwaffnete man selbst die wenigen im türkischen Lager befindlichen rumänischen Freiwilligen und sandte sie in ihre Heimat zurück.

Gegen Mitte April traf Fürst Paskievitsch im russischen Lager ein, um die Leitung der Operationen persönlich zu übernehmen. Nach Eroberung der Dobrudscha und bei der Stellung, welche die russischen Streitkräfte an der Donau einnahmen, stand es ihm frei, die Entscheidung dort zu suchen, wo er wollte. Omer Pascha konnte nach der Niederlage seines rechten Flügels und nach Zurücklassung der nöthigen Besatzungen in Rustschuk, Silistria und Varna kaum über 30,000 Mann im offenen Felde verfügen, während ihn Paskievitsch leicht mit 70,000 Mann, den Rest seiner Armee zur Beobachtung Silistria's und Varna's zurücklassend, angreifen und nach Schumla zurückwerfen konnte.

Der russische Oberbefehlshaber zog es jedoch vor, die Vortheile, welche ihm seine Lage und das Uebergewicht der russischen Streitkräfte boten, nicht zu benützen, wohl aber in erster Reihe seine ganze Thätigkeit der Belagerung von Silistria zuzuwenden. Kraft und Wille wurden bei ihm gelähmt durch die Unsicherheit und Unschlüssigkeit, welche in Petersburg herrschten, wo man, nachdem der Konflikt mit den Westmächten unvermeidlich geworden,

nun plötzlich über den eigentlichen Zweck des Krieges nicht in's Klare kommen konnte.

Der Krieg ist aber nur ein Werkzeug der Politik, und wo diese ihrer Ziele unbewußt ist, dort kann auch das Schwert den Knoten nicht durchhauen.

Ein anderer Beweggrund, welcher Paskievitsch zur Vorsicht mahnte, mochte die noch nicht ganz ausgesprochene Politik Oesterreich's gewesen sein und die Möglichkeit, bei einem größeren Mißerfolge an der Donau sich plötzlich von dieser Macht in Flanke und Rücken bedroht zu sehen. Endlich waren auch die Nachrichten, welche Paskievitsch über die türkische Armee erhielt, falsch und übertrieben, und ließen ihn diese viel stärker vermuthen, als sie es in Wirklichkeit war.

Es ist hier nicht am Platze, auf die Belagerung von Silistria näher einzugehen. Paskievitsch ließ die kleine Wallachei räumen, da das russische Corps daselbst bei der hartnäckigen Weigerung der Serben, an dem Kriege theilzunehmen, keinen Zweck mehr hatte, umgab Silistria von drei Seiten, richtete seinen Hauptangriff auf die türkischen Vorwerke von Arab-Tabia, ließ jedoch die eine Seite offen, wodurch die Besatzung in steter Verbindung mit Omer Pascha und, von diesem ermuthigt, in den Stand gesetzt wurde, ihre Vertheidigung bis auf das Aeußerste fortzusetzen.

Nachdem auch ein letzter, allgemeiner Sturm auf die Vorwerke der Festung von den Türken blutig zurückgewiesen worden war, und selbst General Schilder's Minenkrieg gegen die Festung zu keinem Erfolge führte, gab Paskievitsch am 21. Juni den Befehl, die Belagerung aufzuheben und den Rückzug anzutreten. So endete dieser erste Feldzug der Russen an der Donau. Er war ein Hieb in's Wasser, eine Demüthigung der russischen Waffen und eine Ermunterung für die Alliirten, sich mit ihrem Einschreiten zu beeilen. Letztere zogen es jedoch vor, ihre Kräfte nicht in Varna zur Unterstützung Omer Pascha's, sondern in Gallipoli und Konstantinopel auszuschiffen, damit es Omer Pascha ja nicht in den Sinn kommen möge, aus seiner Defensive herauszutreten und an die Verfolgung des Feindes zu denken.

Die Russen hatten ihren Rückzug noch nicht begonnen, als das Wiener Kabinet plötzlich mit dem Vorschlage hervortrat, die Fürstenthümer mögen während der Dauer des Krieges als neutrales Gebiet erkannt und die Aufrechterhaltung der Ordnung in denselben ihm anvertraut werden. Die streitenden Parteien gingen auf den Vorschlag ein und so erhielt Oesterreich am 14. Juni das Mandat, kraft dessen es bald darauf die Wallachei und die Moldau besetzte, wodurch Rußland bis zum Abschlusse des Krieges in seiner Flanke gedeckt und ihm die Verwendung seiner Kräfte auf den andern Kriegsschauplätzen ermöglicht wurde. Die bisherigen Anstrengungen der Diplomatie konnten nicht besser als mit diesem Acte kluger Voraussicht gekrönt werden.

Achtzehntes Kapitel.

Polnisch-rumänische Pläne. — Sturz Mehemed Ali Pascha's. — Sein Nachfolger Riza Pascha. — Meine Mission wird verschoben. — Zustände auf dem asiatischen Kriegsschauplatze. — Berichte von dort von meinen Freunden: Khurshid Pascha (Guyon), Ismail Pascha (Kmety) und Skender Bey (Kritsch). — Die Schlacht bei Kurukdere. — Ende des Feldzuges in Asien.

Während die oben besprochenen Ereignisse sich an der Donau zutrugen, verbrachte ich meine Zeit in Konstantinopel, fortwährend dahin wirkend, daß sich meine erhoffte Mission endlich zur Wirklichkeit gestalte. Bei den verschiedenen Verbindungen, welche ich zu diesem Zwecke angeknüpft hatte, gerieth ich auf die geheimen Intriguen, zu welchen sich ein Theil der polnischen Emigration hergeben zu müssen glaubte. So erfuhr ich unter Anderem, daß Fürst Czartoriski, wie im Jahre 1848, auch diesmal wieder seine Hoffnungen auf Oesterreich setzte, in der Ueberzeugung, daß man einem wieder herzustellenden Polen zu Liebe den Ansprüchen auf Galizien in Wien gerne entsagen und sich mit der Moldau, Wallachei und Bessarabien als Ersatz dafür begnügen würde.

Die Donaufürstenthümer, mit Bessarabien und Siebenbürgen verbunden, sollten dann einen daco-rumänischen Staat bilden, der zu den übrigen Ländern der österreichischen Monarchie in ein Bundesverhältniß wie Norwegen zu Schweden treten konnte. Dieses Programm fand natürlich guten Anklang bei vielen Rumänen und wurde einmal auch in meiner Gegenwart, als ich bei dem französischen Generalkonsul Poujade mit mehreren Polen und Rumänen speiste, ganz offen debattirt. Die Bemerkungen, welche ich dazu machte, kann man sich leicht vorstellen.

Das Memoire, welches ich dem Kriegsminister und Omer Pascha zukommen ließ, gelangte auch, ich weiß nicht auf welchem Wege, in die Hände des französischen Gesandten, der sich darüber sehr schmeichelhaft aussprach. Ich ließ dasselbe kopiren, änderte noch Manches daran und übergab es in solcher Form dem früher erwähnten französischen Konsul, der es dem Minister des Aeußern, Drouyn de Lys, nach Paris übersandte.

Mehemed Ali Pascha, der türkische Kriegsminister, war mittlerweile von der Diplomatie gestürzt worden. Die Ursache seines Falles war sein zu großer Kriegseifer gewesen. Man brauchte ein gefügigeres Werkzeug, als er es war, um nicht den letzten Friedenshoffnungen entsagen zu müssen. An seine Stelle war Riza Pascha getreten, ein früherer Russenfreund, der besonders uns Ungarn nicht günstig gesinnt war. Meine geplante Mission nach Batum scheiterte an diesem Wechsel der Persönlichkeit im Seraskeriat und überließ ich es von nun an Lord Stratford Redcliffe, sich mit Riza Pascha über die Frage zu verständigen. Bei dem fortwährend wachsenden Einflusse der österreichischen Internuntiatur konnte ohnehin von einer andern Verwendung als auf dem asiatischen Kriegsschauplatze keine Rede mehr sein. Ich studirte somit hauptsächlich die dortigen Zustände, wobei mir die Korrespondenz, welche ich mit meinen Freunden daselbst unterhielt, von gutem Nutzen war.

Ich gebe hier einige von diesen Briefen, die nicht ganz ohne Interesse sind:

„Hauptquartier Kars, 14. April 1854.

„Lieber Freund!

„Meine Antwort auf Deinen Brief vom 15. Januar wirst „Du erhalten haben. Ich habe Deine beiden Schreiben vom „25. Februar und 13. März durch Major Tevis erhalten. „Besten Dank für die Informationen!

„Es ist zum Teufelholen, daß die Leute ohne Intriguen „nicht leben können, besonders gegenwärtig, da wir doch Alle „unsere Kräfte vereinigen sollten.

„Ich danke Dir für die Zusendung der Operationskarte; „sie wird mir große Hülfe leisten, weil die unsern sehr mangel„haft und schlecht sind.

„Wir haben hier noch immer tiefen Winter. Alles ist noch „mit Schnee bedeckt, der an vielen Orten 6—8 Schuh hoch „ist. Von Operationen kann also keine Rede sein; übrigens „habe ich öfters die Ehre gehabt, die kaiserliche Regierung zu „informiren, daß wir, um auf dem hiesigen Kriegsschauplatze „gut operiren zu können, zum Mindesten 100,000 Mann und „250 Kanonen brauchen würden und wir mit weniger als „60,000 Mann und 150 Kanonen durchaus nichts unternehmen „können. Die Regierung sollte es wissen, daß wir bei unserer „gegenwärtigen Stärke in der größten Gefahr schweben und, „wenn es den Russen einfiele, uns zu attaquiren, befürchten „müßten, wieder geschlagen zu werden.

„Dein Kamerad
„Khurshid."*

„Kars, 23. April 1854.

„Lieber Freund!

„Deinen freundlichen Brief vom 13. März habe ich erst „den 20. April erhalten, woraus Du unsere Entfernung und „unsere schlechten Kommunikationsmittel beurtheilen kannst.

---

*) Khurshid Pascha, Graf Guyon, Engländer von Geburt, war General und Kriegskommandant in der ungarischen Armee, wurde nach unserem Kriege als Ferik (Divisionsgeneral) vom Sultan in die türkische Armee aufgenommen und bei Beginn der Feindseligkeiten gegen Rußland als Generalstabschef nach Kars gesandt.

„Sei vollkommen beruhigt über die Zwistigkeiten unter „uns und unsern möglichen Sturz. Man kann uns nicht „stürzen, weil wir überhaupt noch nicht stehen. Keiner „von uns hat hier eine reelle Macht, einen Ferman in der „Hand. Selbst Guyon, trotz England's Protektion, steht noch „auf keiner soliden Basis.

„Der Generalstab ist hier eine fremde Pflanze und die „Zähigkeit, mit welcher die französisch-englische Hülfe heran-„rückt, ist gerade nicht geeignet, das Vertrauen in die Euro-„päer zu befestigen. „Bis das Gras heranwächst, kann das „Pferd sterben," sollte man dem englischen Parlamente zurufen.

„Ich erlaube mir, Dir nur zu rathen, ohne Ferman und „ohne ausdrückliche Bestimmung Deines Wirkungskreises zu „keinem türkischen Corps abzugehen, wenn Du nicht in die „Rolle eines nutzlosen Zuschauers gleich mir verfallen willst. „Ich warte hier nur das nächste Gefecht ab, da ich mich „schämen würde, jetzt abzuziehen, ohne Pulver gerochen zu „haben. Wird man aber unsern Worten auch im Feuer kein „Ohr leihen, so bleibt sonst nichts übrig, als von dannen „zu gehen.

„Das ist wenigstens meine Ansicht.

„Lebe wohl und lebe dem Vaterlande.

„Dein aufrichtiger Freund

„Kmety, m. p.*)"

„Hauptquartier Kars, 11. Mai 1854.

„Lieber Freund!

„Wir hatten am 6. Mai eine kleine Affaire mit dem „Feinde und mußten uns zurückziehen. Die Kavallerie hat sich „feig benommen, die Nizam (Linien-Infanterie) gut. Noch „zwei oder drei solche Gefechte, und unsere Truppen werden

*) General Kmety, einer unserer tapfersten und begabtesten Offiziere, war als Ismail Pascha, mit Brigadiersrang, in die türkische Armee getreten. Die spätere glänzende Vertheidigung von Kars war hauptsächlich sein und weniger General William's Werk gewesen.

„sich machen. Der Muschir ist vom Gegentheil überzeugt und „glaubt, daß Alles verloren sei.

„Es ist wohl wahr, daß die lumpigen Kurden diese Ge„legenheit benutzt haben, um zu desertiren; dies ist jedoch kein „Schaden. Mein aide-de-camp, Major Bonfanti, wird Dir „Alles mittheilen.

„Der Muschir ist eifersüchtig auf mich und will mir gar „keine Macht in der Hand lassen. Es ist umsonst! — die „türkischen Herren wollen nie thun, was sie thun sollten.

„Adieu! Dein Freund

„Guyon, m. p."

„Mein theuerster General!

„Seit fünf Tagen bin ich im Hauptquartier Kars angelangt, „wo die ersten Anzeichen des Frühlings kaum eingetreten sind. „Die Armee lagert vor Kars — viele Kranke! Der Typhus „jedoch hat aufgehört, nachdem er im Laufe des Winters „6000 Mann und 22 Aerzte, darunter Dr. Mendelsohn, da„hingerafft!

„Wir haben 20,000 Mann, die ausrückungsfähig sind, mit „96 Kononen. Aus Arabien werden 1 Kavallerieregiment und „4 Infanteriebataillone, aus Siras 10,000 Redif's, dann „aus Trapezunt 15,000 Mann Engländer und Franzosen er„wartet. Nach Vereinigung dieser Kräfte werden wir die „Offensive und zwar über Akalzik gegen Kutais ergreifen, „wo man sich mit Selim Pascha vereinigen und dann über „Gori nach Tiflis vorrücken will. Nach demselben Ziele dürfte „dann auch Scheik Schamil operiren. Es kommt jetzt darauf „an, ob die Russen, welche übrigens auf der ganzen Linie „blos über 20,000 Mann im freien Feld zu disponiren ha„ben, uns nicht unerwartet einen Strich durch die Rechnung „machen. So viel steht fest, daß sie über den Arpa Tschai bei „Gümri bereits eine Brücke geschlagen. — Kmety kommandirt „die irregulären Truppen und steht hart an der Grenze. Stein „mit 7000 Mann kommandirt die Avantgarde in Subathan.

„Letzterer dürfte bald nach Stambul berufen werden, da ihn „Guyon bei der Regierung als nicht verläßlich bezeichnet hat.

„Guyon steht mit Kossuth in Korrespondenz. Letzterer — „sub rosa sei es gesagt — dringt in ihn, ein Kommando in „Ungarn zu übernehmen. Der Engländer scheint jedoch mit „seiner jetzigen Stellung, besonders aber mit den 25,000 „Piastern monatlich, sehr zufrieden zu sein, dürfte daher schwer„lich auf eine unsichere Spekulation eingehen. Guyon ist Chef „des Generalstabes, Kollmann Souschef. Letzterer, ein lieber, „gebildeter Mann, läßt sich Dir vielmals empfehlen und bat „mich, im Falle Du ein Kommando übernehmen solltest, ihn „mit der Bildung Deines Generalstabes zu betrauen. Gott „gebe es — ich warte auch darauf mit Sehnsucht.

„Karacsay's Brief habe ich nach Teheran an seinen Onkel „expedirt. Der alte Herr befindet sich wohlauf.

„Persien concentrirt Truppen an der Grenze, scheint jedoch „neutral bleiben zu wollen.

„In einigen Tagen will ich Ismail Pascha (Kmety) be„suchen. Er ist bei den Türken sowohl, wie bei allen euro„päischen Offizieren hochgeachtet. Mit nächster Post werde „ich Dir auch von ihm eine Antwort auf Deine Briefe „überschicken.

„Nächstens ausführlicher. Ich bin mit ganzer Hingebung

„Dein ergebenster

„Kars, 30. Mai 1854.

„Skender, m. p.*)

„Lager bei Kars, 4. Juni 1854.

„Lieber Freund!

„Ferhad Pascha (Stein) geht Morgen nach Konstantinopel „ab und wird diese Zeilen mitnehmen.

„Ich habe Dir vor einigen Tagen durch Skender Bey „sagen lassen, daß Du über mich nur zu verfügen brauchst,

*) Skender Bey, Oberst Fritsch, diente gleichfalls in der ungarischen Armee. Er trat mit demselben Range in die türkische und zeichnete sich besonders als Generalstabsoffizier aus.

„wenn ich für Dich etwas thun kann. Es wird mir stets „ein Vergnügen sein.

„— Wie steht es mit unserem Freunde Kossuth? Vor „einigen Tagen erhielt ich von ihm einen Brief, vom Monate „April datirt.

„— Kmety ist leider sehr krank; der Arme ist ganz „invalid.

„— Wir haben soeben die Nachricht erhalten, daß 30,000 „Franzosen hieher kommen sollen. Unsere Aussichten sind so- „mit gut und ich hoffe, daß wir bald in Tiflis sein werden.

„Es ist noch immer sehr kalt, die Krankheiten haben aber „abgenommen. — Dank Gott!

„Du wirst von Stein mündlich vernehmen, wie die Sachen „hier stehen.

„Adieu! Grüße Gál, ich werde ihm nächstens schreiben.

„Dein Freund

„Khurshid, m. p."

„(Guyon.)"

„Hochgeehrter Freund!

„Obwohl ich Dir erst vor wenigen Tagen geschrieben, „will ich die Gelegenheit doch nicht versäumen, Dir durch „Baron Stein (Ferhad Pascha) einige Zeilen zukommen zu „lassen.

„Du kennst Stein! Intriguen, die leider an der Tages- „ordnung, veranlaßten seine Abberufung von hier nach Kon- „stantinopel.

„Wir erleiden dadurch einen harten Verlust, da er ein „Offizier von Energie und hoher Bildung ist. Ohne Zweifel „wird er nun an der Donau oder in Griechenland verwendet „werden.

„Hier ist Alles beim Alten. Wir leiden an Allem Mangel, „selbst an Papier, wie Du aus meinem Gegenwärtigen ersehen „kannst. Bei näherer Besichtigung kömmt man in die Lage, „auch über die Armee kein besonders günstiges Urtheil ab- geben zu können. Der Generalstab ist ein Gemisch von

„allen Nationen der Welt; die Majorität bilden die Polen.
„Ich habe die Ehre, Souschef dieses Stabes zu sein, zum
„größten Glück aber nur ad interim.

„Die Avantgarde, welche früher Stein kommandirte, hat
„Kollmann übernommen; Kmety ist krank. Morgen geht der
„ältere Jordan als adlatus zu ihm ab. Der Amerikaner
„Kapitän Tevis-Spencer ist bereits bei ihm.

„Khurshid Pascha ist thätig, aber mit wenig Erfolg. Von
„einer baldigen Operation ist keine Rede, außer die Russen
„greifen uns an, was eben nicht unmöglich ist.

„Die Witterung ist schlecht. Es regnet täglich. Der
„Boden, durch den achtmonatlichen Schnee ohnehin schon auf-
„geweicht, wird dadurch noch mehr durchwässert und alle
„Kommunikationen auf das Aeußerste erschwert, so zwar, daß
„man nur mit Mühe von dem einen Zelt zum andern ge-
„langen kann. Diese Leiden wären übrigens leicht zu ertragen,
„wenn wir wenigstens Aussicht auf einen Sieg hätten! Wir
„erwarten mit Sehnsucht die Engländer und die Franzosen,
„damit sie uns in's Schlepptau nehmen mögen.

„Ich habe mit Kmety zwar persönlich noch nicht gesprochen,
„er ließ mir aber sagen, daß er Dir bereits drei Mal ge-
„schrieben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man viele Briefe
„an Dich unterschlägt, und zwar in Konstantinopel, denn von
„hier gehen selbe ganz richtig ab.

„Ich theile soeben die Offiziere nach ihren Waffengat-
„tungen ein, um sie dann beim Stabe verwenden zu können.
„Ich bin und bleibe thätig, so lange es geht, fürchte aber,
„daß Intriguen, die ich hier nicht näher bezeichnen will, Dir
„aber bekannt sind, mir bald hindernd in den Weg treten wer-
„den. Vorderhand scheinen alle Minen ausschließlich gegen
„Guyon gerichtet.

„In dem letzten Briefe, welchen Guyon von Kossuth er-
„hielt, wird Ersterer ersucht, mit Gál in steter Verbindung zu
„bleiben, da er durch diesen stets von den neuesten Ereignissen
„in Kenntniß gesetzt werden wird.

„Gott gebe, daß Du bald angestellt werden mögest; es „warten alle hier befindlichen Ungarn mit Einschluß der Gene„räle auf Dich, und wenn Du willst, machen wir eine offi„zielle Eingabe an das Ministerium. So eine Bitte schlägt „man nicht ab, besonders jetzt, da wir sozusagen hier regieren. „Rede darüber mit Stein; er wird Dir überhaupt, da er der „türkischen Sprache mächtig ist und mit den höher gestellten „Türken perfekt umzugehen weiß, gute Dienste leisten.

„In der Hoffnung, von Dir bald ein erfreuliches Schreiben „zu erhalten, verbleibe ich mit ausgezeichneter Hochachtung

„Dein treuer, ergebenster

„Kars, 6. Juni 1854.

„Skender, m. p.“

„Lager bei Kars, 8. Juni 1854.

„Lieber Freund!

„Stein ist nach Konstantinopel berufen worden, ich glaube „in Folge eines Briefes, der, von uns allen unterschrieben, „vor vier Wochen nach Stambul abgesendet worden. Im „Dienste hat er sich sehr gut benommen, die Aufträge, die „er erhielt, stets vollkommen erfüllt. Wir vermutheten, daß „er österreichisch gesinnt, können aber heute schon sicher sagen, „daß er es niemals mit den Russen halten werde. Mir thut „es sehr leid, daß er fort ist.

„Die Polen*) treiben ihre Intriguen fort, um Alles, was „energisch, zu stürzen! Wir müssen fest zusammenhalten.

„So lange Zamoiski in Stambul in Gnaden bleibt, wird „er nicht zu unsern Gunsten wirken. Ich begreife nicht, „warum wir nicht zusammenhalten sollen. Aber es scheint, „daß die Polen ebenso gegen uns sind, wie die Oesterreicher.

„Einer von den amerikanischen Herren, die bei mir sind, „Major Bonfanti, ist mir sehr zugethan; den andern aber, „Major Tevis, halte ich für etwas verrückt.

*) Guyon meint hier die Czartoriski'sche Partei.

„Bist Du gut mit Lord Stratford und Mr. Brown?
„Schreibe bald und grüße Gál.
„Adieu in Eile!
„Dein Kamerad
„Khurshid."

„Mein theurer General!

„Der Artikel, nach welchem Dich Prinz Napoleon dem Sultan „vorgestellt, hat hier Furcht und Angst erregt. Mein hoher „Chef sieht seine Position für gefährdet an. Er spricht viel, „aber jeden Tag anders, so zwar, daß ich an der Reinheit „seines Charakters bereits stark zu zweifeln beginne. Mit „allen Generälen und Paschas ist er in Fehde. Bis jetzt „habe ich als Souschef bei ihm treulich ausgehalten, doch „dürfte es nicht mehr lange dauern! Kollmann (Feizy Pascha) „war der erste, Schaim Pascha der zweite und ich bin der dritte „seiner Souschefs.

„— Kmety, Kollmann und ich meinen, daß, im Falle Oester„reich sich für die Westmächte erklärt, ein ferneres Dienen mit „unserer Ehre sich nicht mehr vertrüge. Wir warten auf „Deinen Rath; ich bitte Dich, schreibe uns ehestens. — Kmety „und Kollmann lassen Dich vielmals grüßen; das sind Kame„raden von echtem Schrot und Korn. — Papp János, Ueber„bringer dieses Briefes, eine durch und durch ehrliche Haut, „wird Dir Manches und zwar viel Wahres erzählen. Höre „ihn genau an, der Mann lügt nie!

„Morgen machen wir eine forcirte Rekognoszirung; der „Feind lagert auf unserm Gebiet. Er soll zurückgeschlagen „werden; das Resultat werde ich Dir später mittheilen. — „Wir sind jetzt mit allem Zuwachs 45,000 Mann stark, 100 „bespannte Kanonen. Komme zu uns. Alle Offiziere warten „auf Dich.

„— Schaim Pascha (Brianski) ist ein solider, ehrenhafter, „alter Offizier, dagegen Arszlan Pascha (Bisztranowski) wenig „geachtet. Zeitweise desertiren russische Soldaten, aber wenige; „wir hoffen, daß sich die Zahl derselben bald vermehren

„wird. — Karacsay ist Kmety willkommen, aber ich rathe ihm „nicht, hieher zu kommen. Kmety führt auf den Vorposten „ein äußerst miserables Leben; der Arme ist noch dazu krank. „Will indeß Freund Karacsay kommen, so sei er uns will„kommen.

„Kars, 2. Juli 1554."

„Hochgeehrter Freund!

„Gestern kam mit dem französischen Consul Chalé ein „französischer Oberst, Graf de Mefrais, hier an. Dieser Herr „überbrachte die gewisse Nachricht Deiner Ernennung zum „Oberkommandanten von Kars, ja es soll sogar aus Erzerum „ein eigener Dragoman für Dich nach Trapezunt abgegangen „sein. Diese Nachricht schlug hier wie der Blitz in ein Pulver„faß ein. Mit Ausnahme von Einigen freuen wir uns „herzlich. Doch ich allein, der ich es gewiß am sehnlichsten „wünsche, zweifle nach so vielen Täuschungen an der Wahr„heit der Nachricht. Ich kenne die Verhältnisse in Stambul „zu gut — es wird eben nur eine schöne Hoffnung sein und „die Enttäuschung dann um so schmerzlicher.

„Ich glaubte, die Niederlage Selim Pascha's in Batum „werde die Regierung zu einem männlichen Entschlusse drängen, „sehe aber, daß von dem gegenwärtigen Ministerium nichts zu „hoffen ist.

„Riza Pascha, ein bekannter Russenfreund, läßt die Armee „hier verkümmern. Seine Instruktionen an den ohnehin zag„haften hiesigen Muschir lauten dahin, sich durchaus defensiv „zu verhalten.

„In unserer Stellung hat sich nichts geändert; wir stehen „bei Subathan und Hadgively-Köj, der Feind zwei Stun„den uns gegenüber bei Kurukdere. Bis auf zeitweise Hetz„jagden zwischen Baschi-Bozuks und Kosaken sind unsere Ope„rationen vollständig eingestellt und wir genießen des schönsten „Rahats (Wohlbefindens).

„Oberst Graf de Mefrais soll über Stein und die hiesige „Armee relationiren. Auch soll er mit der Reorganisirung

„des Generalstabes beauftragt sein. Ich bin auf seine Re-
„formen sehr begierig.

„Noch anderthalb Monate haben wir Zeit zu operiren.
„Gegen Mitte September wird das Lagerleben hier schon be-
„schwerlich, umsomehr, als in der Nacht starke Fröste fallen,
„die den Pferden sehr schädlich sind. Es werden nach Erzerum
„sehnsüchtige Blicke gerichtet und daselbst Winterquartiere für
„Offiziere bestellt. Wenn sonst keine unvermutheten Eventuali-
„täten eintreten, dürfte die zweite Periode des asiatisch-türkisch-
„russischen Feldzuges als beendet betrachtet werden.

„Sonst ist hier Alles beim Alten. — Guyon ist noch
„immer Chef des Generalstabes und ich bin sein mißvergnügter,
„unglücklicher Souschef. Kmety und Kollmann lassen Dich
„herzlich grüßen; Beide wünschen Dir von Herzen ein Kom-
„mando. Du würdest an denselben gute Freunde und eine
„starke Stütze finden.

„Gott gebe Dir Geld, Kraft und Geduld!

„Mit besonderer Hochachtung verharre Dein stets treuer

„Skender m. p."

„Subathan, 28. Juli 1854.

„Als Kuriosum theile ich Dir nachträglich mit, daß Graf
„Mefrais blos türkischer Oberst und französischer National-
„garde-Kapitän ist. Dem hiesigen Muschir ist das Erscheinen
„des Franzosen nicht sehr angenehm, da er überhaupt kein
„besonderer Freund europäischer Offiziere ist.

„Bisztranowski (Arszlau Pascha) hat das Lager verlassen
„und befindet sich gegenwärtig mit seinem Anhange quasi krank
„in Kars.

„Der kaiserliche Regierungskommissär, hier Musteschar
„genannt, zur Partei Mehemed Ali Pascha's gehörend, ist ab-
„gesetzt worden. Er war unser einziger Freund und Protektor.
„Man hofft jedoch, daß der Sultan seine Abberufung von
„hier nicht zugeben werde."

Meine Freunde und alten Kameraden, die sich im türkischen Hauptquartier in Kars befanden, zählten vergeblich auf

kunft eines englisch-französischen Auxiliarcorps, welches den Zuständen auf dem Kriegsschauplatze in Asien eine günstigere Wendung hätte geben können. Daß die Alliirten dies zu thun verabsäumten, war ein grober Fehler, den sie später schwer zu büßen hatten. Glücklicherweise für die Türken machte die Haltung Persien's die russischen Heerführer etwas besorgt und so kam es zu dem längern Waffenstillstande, wie er eben aus den citirten Briefen ersichtlich ist.

Endlich aber gaben die Russen ihre Defensive auf, rückten von Gumri gegen Kars vor und nahmen gegenüber dem türkischen Lager eine herausfordernde Stellung bei Kurukdere ein. Ein anderes russisches Corps nahm im Araratthale die Richtung auf Toprakkale und bedrohte so die Verbindung der türkischen Armee mit Erzerum. Nun drang besonders General Guyon auf einen entscheidenden Angriff. Dieser fand auch statt, fiel aber höchst unglücklich für die Türken aus. In der Schlacht bei Kurukdere verloren die Türken nahezu an 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Aber auch die Russen erlitten an diesem Tage schwere Verluste. Dies und der gleichzeitige Einfall Schamil's in die russische Provinz von Tiflis war die Ursache, daß die Feindseligkeiten von beiden Seiten bald darauf wieder eingestellt wurden und die Russen, ihren Sieg unbenützt lassend, sich über die Grenze nach Gumri zurückzogen.

So endete der zweite asiatische Feldzug. Die Türken sandten den größten Theil ihrer Armee nach Erzerum zurück und ließen blos 10,000 Mann in Kars, in welchen Stellungen sie den Winter vom Jahre 1854 auf 1855 unthätig verbrachten.

Neunzehntes Kapitel.

Eintreffen der alliirten Streitkräfte in den Dardanellen. — Ankunft der beiden Oberkommandanten St. Arnaud und Lord Raglan in Konstantinopel. — Besprechung mit denselben bei Lord Redcliffe. — Dislokation der alliirten Truppen. — Die Expedition in die Dobrudscha. — Concentrirung in Varna. — Großer Kriegsrath. — Die Krimexpedition wird beschlossen. — Rückblick auf dieselbe.

Anfangs April verbreitete sich in Konstantinopel plötzlich das Gerücht von der Ankunft der alliirten Truppen in den Dardanellen. Ueber den Ort ihrer Ausschiffung war man in Ungewißheit. Die Einen behaupteten, daß die Landung bei Enos an der Mündung der Maritza erfolgen werde, um von da auf dem kürzesten Wege nach Adrianopel zu gelangen und in dieser Stellung die Hauptstadt zu decken. Andere wieder glaubten, daß dieselben in Salonichi ausgeschifft werden würden, um durch ihr Erscheinen auf die Kampflust der Griechen calmirend einzuwirken, bis schließlich die bestimmte Nachricht eintraf, daß man zum ersten Ausschiffungspunkte Gallipoli gewählt habe.

Nach und nach trafen auch starke Transporte in Konstantinopel ein und bezogen die Engländer ihr Lager auf der asiatischen Seite bei Skutari, die Franzosen aber auf dem Plateau unweit der halbverfallenen Umfassungsmauern des alten Byzanz.

Ich besuchte häufig die beiden Lager, bewunderte im englischen die vorzügliche Bespannung der Geschütze, die schönen Pferde der Kavallerie, im französischen aber den Geist, die Lebhaftigkeit und die außerordentliche Manövrirfähigkeit der Infanterie. Ich sah im Voraus, daß von all' diesen schönen, an die sorgfältigste Pflege gewöhnten englischen Pferden nur wenige den Strapazen des Krieges und den klimatischen Einflüssen widerstehen würden, und daß überhaupt in dem bevorstehenden Kriege der Kavallerie nur eine höchst unbedeutende Rolle zu Theil werden dürfte.

Endlich kamen auch die beiden Oberkommandanten,

Marschall St. Arnaud und General Raglan, in Konstantinopel an, und wurde mir zu verschiedenen Malen Gelegenheit, mit denselben persönlich zu verkehren. St. Arnaud machte bei jeder Unterredung, die ich mit ihm hatte, — es war dies bald im englischen, bald im französischen Botschaftshotel, — stets den widerlichsten Eindruck auf mich. Sein unsympathisches Wesen, der Stolz und die Selbstüberhebung, mit welchen er von seiner Aufgabe und deren Durchführung sprach, erinnerte mich stets an das unreine Entstehen seines Ruhmes, an jenen blutigen Staatsstreich, den er mit so viel Gemüthsruhe in den Straßen von Paris durchzuführen wußte. Die Entschlossenheit, die aus seinem fahlen, von einer schweren innern Krankheit verzerrten Antlitze blickte, gab mir dagegen die Ueberzeugung, daß er auf dem Kriegsschauplatze zu allen Wagnissen sich stets bereit zeigen, daß ihm aber diesmal sehr wahrscheinlich die physische Kraft dazu abgehen werde.

Lord Raglan war das gerade Gegentheil von St. Arnaud. Er hatte den einen Arm bei Waterloo verloren. Seine Erscheinung war keine imponirende, es lag nichts Kriegerisches in seinem Wesen; aber die Ruhe, mit der er Alles besprach, die Zurückhaltung und Bescheidenheit, die er in seine Worte legte, die Liebenswürdigkeit seines Benehmens mußten Jedermann für ihn gewinnen und ihm hauptsächlich die Liebe und Anhänglichkeit seiner Truppen sichern.

Gegen Ende Juni kam auch Prinz Napoleon (Jérôme) mit seinem Stabe nach Konstantinopel, wo er in einem schönen Sommerpalais des Sultans am Bosporus Wohnung nahm. Seinem Stabe hatte sich auch Graf Branicki mit einigen Polen angeschlossen, mit der Absicht, bei seinen Feldzügen ihn zu begleiten. Der Prinz, den ich in Paris kennen gelernt hatte, nahm mich auf das Freundlichste auf und lud mich sehr häufig ein, meine Tage bei ihm zu verbringen.

Die alliirten Streitkräfte, gegen 54,000 Mann stark, concentrirten sich Anfangs Juli in Varna und Umgebung. Von hier aus wurde zuerst Canrobert ganz unnützer Weise, nachdem die *Russen* sich längst aus der Dobrudscha zurückgezogen hatten, dazu

beordert, diese Halbinsel vom Feinde zu säubern. Der klägliche Ausgang dieser Expedition ist bekannt. Die französischen Truppen fanden keinen Feind vor sich, litten aber um so mehr in dem gänzlich verwüsteten Lande an Krankheiten, welche ihre Reihen decimirten, so daß nach der Wiedereinrückung in Varna kaum ein Drittel von der ausgesandten Division übrig geblieben war.

Die vereinigten Armeen in Bulgarien standen unter drei verschiedenen Kommandos: unter dem englischen, dem französischen und dem türkischen, von welchen keines dem andern untergeordnet war. Es entstanden dadurch, wie gewöhnlich, Meinungsverschiedenheiten und um diese auszugleichen und um überhaupt endlich einen allgemeinen Operationsplan festzustellen, trat man zu einem großen Kriegsrathe zusammen, in welchem beschlossen werden sollte, ob man die Offensive an der Donau versuchen, oder aber bei dem Umstande, daß Oesterreich die Besetzung der Fürstenthümer auf sich genommen, und von da aus für die Türkei nichts mehr zu befürchten sei, die Operation nach Asien verlegen solle. Einzelne Stimmen ließen sich für die letztere Ansicht vernehmen und zwar, daß man mit aller Kraft den Türken auf dem asiatischen Kriegsschauplatze zu Hülfe eilen, mit den Bergvölkern im Kaukasus in Verbindung treten und in diesem Feldzuge die Eroberung der transkaukasischen Besitzungen Rußland's anstreben müsse.

Andere wieder wiesen auf die Gefahren hin, welche eine solche Operation nach sich ziehen könnte, und nachdem endlich die beiden Generäle Canrobert und Brown, die schon früher ausgesandt wurden, um die Küste der Halbinsel Krim zu rekognosziren, sich dafür aussprachen, daß eine Landung daselbst am leichtesten auszuführen wäre, entschloß man sich zu dieser Expedition.

General Raglan, der von seiner Regierung mit unbedingten Vollmachten ausgestattet war, machte zwar einige Einwendungen, welche von dem Prinzen Napoleon und dem Herzog von Cambridge unterstützt wurden; als jedoch Marschall St. Arnaud mit einigen derben Bemerkungen dieselben unterbrach, hörte jeder

Widerspruch auf und wurde die Eroberung Sebastopol's als erstes Operationsziel festgesetzt.

Eine der ersten Bedingungen für das Gelingen dieses Planes wäre dessen strengste Geheimhaltung gewesen; doch kaum war derselbe beschlossen, als ihn auch schon alle Blätter urbi et orbi kundgaben, wodurch den Russen die Möglichkeit wurde, sich zur Abwehr des Angriffes in aller Eile vorzubereiten.

Gegen Ende August ward ein zweiter Kriegsrath in Varna gehalten, in welchem die nöthigen Dispositionen zur Landung getroffen wurden.

Mein Aufenthalt in Konstantinopel setzte mich in die Lage, mit Aufmerksamkeit den Operationen der Alliirten zu folgen und so will ich, aus meiner Erinnerung, deren Gang bis zum Jahresschluß 1854 skizziren.

Die Franzosen und Engländer waren glücklich und ohne Kampf bei Eupatoria gelandet, rückten von hier ohne hinreichende Ortskenntniß auf die starke Position der Russen an der Alma vor und versuchten diese vergeblich in der Front zu forciren. Im Laufe des Gefechtes erst rekognoszirten sie die Stellung des Feindes, erlitten somit namhafte Verluste, ehe sie noch zu manövriren begannen. Das Manöver war eine Bewegung in die feindliche linke Flanke, die, wenn rechtzeitig ausgeführt, die Russen schon eine Stunde früher zur schleunigen Räumung des Schlachtfeldes gezwungen hätte, um nicht von Sebastopol abgedrängt zu werden. Der Mangel an Landtransportmitteln verhinderte die Alliirten, dem geschlagenen Feinde rasch nachzubringen, und derselbe Grund vermochte sie, in einem Flankenmarsche weit um die Russen herum sich gegen die Südseite von Sebastopol zu wenden, um hier durch die Besetzung von Balaklava sich einen Hafen zur leichteren Proviantzufuhr per mare zu sichern.

Hier angekommen und statt alsogleich zum Angriff auf den noch unbefestigten Theil der Stadt zu schreiten, verloren sie die Zeit in zwecklosen Rekognoszirungen; was vor der Schlacht an der Alma zu wenig — geschah hier zu viel, ohne zu überlegen, wie weit man bereits in der Jahreszeit vorgeschritten war.

St. Arnaud, der Einzige, welcher unter diesen Umständen

geeignet gewesen wäre, die alliirte Armee zu kommandiren, weil er es verstand zu imponiren, und Stirn genug hatte, Affronte mit geringschätzender Kälte hinzunehmen. St. Arnaud verschied an einem chronischen Herzleiden, ein Uebel, was so sehr seinen Charakter erklärt, und an seine Stelle trat Canrobert.

Der neue Oberkommandant hatte, bei vielleicht höherer Befähigung zum Feldherrn, nicht St. Arnaud's diplomatische Talente und Konstitution. Er war zu sehr Franzose, um nicht vom Zopfe Raglan's schrecklich ennuyirt zu werden, und hatte weder eine starke Stellung noch die nöthigen Vollmachten. Ein Rath trat somit an die Stelle des Kommando's. Einundzwanzig Tage hindurch beschoß man die Stadt aus weiter Entfernung, als ob Kugeln Häusern einen wesentlichen Schaden hätten zufügen können.

25,000 Soldaten und Matrosen und bei 20,000 Stadtbewohner umgaben während dieser Zeit das offene Sebastopol mit einer Feldverschanzungslinie, die in Folge des steinigen Terrains meist nur unbedeutende Gräben hatte und überhaupt mehr eine trockene Bruchsteinmauer als eine Brustwehr bildete. Ja, weit außer dieser Linie legten die Russen Batterien an, welche die französischen enfilirten und deren zeitweilige Verlassung erzwangen.

Endlich, nachdem der Feind seine Verschanzungsarbeiten beendigt hatte, entschloß man sich, gegen diese erbärmlichen Werke die Laufgräben zu eröffnen. Eben jener Unsinn, der die Russen an der Einnahme Silistria's verhinderte.

Mit allen Schwierigkeiten des Terrains kämpfend, rückten die Approchen der Franzosen, meist von den türkischen Soldaten ausgeführt, langsam, die der Engländer gar nicht vor. Die Russen erhielten mittlerweile an 50,000 Mann Succurs, größtentheils von der Donauarmee genommen, wo die österreichische Intervention ihnen freies Feld ließ. Zu bemerken ist, daß diese Truppen hundert und mehr deutsche Meilen von einer Armee zur andern marschiren mußten, was zur Genüge beweist, daß die Russen keine nähern Reserven bei der Hand hatten. Was hätte somit bei einer energischen Offensive in Bessarabien nicht für ein glänzender Erfolg erreicht werden können.

In der Aufstellung vor Sebastopol nahmen die Engländer den rechten Flügel ein, der sich von der Tschernaya bis an die Hafenspitze erstreckt. Demnach belagerten sie die Militärvorstadt und das See-Arsenal. Die Franzosen bildeten den linken Flügel von der Hafenspitze bis an das Cap Chersones und hatten die Stadt vor sich.

Die Türken wurden bei den Engländern und Franzosen eingetheilt und hielten Balaklava besetzt.

Die Flotte kreuzte oder ankerte nach einer nutzlosen Beschießung der Hafeneingangsbatterien, die wegen Mangel an respirabler Luft bald schweigen mußten, dann aber ihr Feuer wieder aufnehmen konnten, vor Sebastopol.

Die verstärkten Russen setzten sich jenseits der Bucht von Sebastopol auf der Seite der Nordforts fest, von wo sie Stadt und Hafen dominirten. Sie bauten hier neue Schanzen — ein zweites Sebastopol —, welches das erste dominirte, so daß man nun nicht wußte, ob man Nord- oder Süd-Sebastopol zuerst nehmen müsse. Von dort umschlossen sie die alliirte Aufstellung und bereiteten hinter einer Courtine leichter Truppen ihre Anfälle vor. Der erste galt den Türken in den Schanzen auf den Höhen von Balaklava. Ohne Kavallerie, ohne vorgeschobene Pikets und Patrouillen aufgestellt, und befehligt vom Ingenieur Brigadegeneral Rustem Pascha, der nie den Feind gesehen hatte, wurden sie überfallen und zerstäubt.

Canrobert eilte zu Hülfe, schlug die Russen zurück und Rustem Pascha legte an der Spitze der Reservebataillone und der wieder gesammelten Flüchtlinge die glänzendste Tapferkeit an den Tag. Ein anderer Anfall bei Balaklava auf den Rücken der Engländer kostete diesen ein Kavallerieregiment, das in der brillantesten Attake, welche je die Welt gesehen, vernichtet ward. Ein dritter wüthender Anfall galt der Armee bei Inkermann, dem äußersten rechten Flügel der Alliirten.

Beschützt durch den Nebel rückten die Russen an. Die Engländer hatten nur eine Art von Lagerwachen und keine Vorposten. Dergestalt konnten die erstern beinahe bis zu den englischen Zelten gelangen. Die russische Infanterie formirte das erste

Treffen, die Artillerie das zweite. Letztere überschoß das erste anfänglich und lud dann auf des Großfürsten Konstantin Befehl Kartätschen, um die Flüchtlinge zum Stehen zu bringen. Eine englische Brigade, dann eine Division hielt felsenfest aus, wich nicht, selbst nach dem Verluste eines Dritttheils ihrer Mannschaft. In demselben Augenblicke griff eine russische Kolonne, aus der Stadt ausfallend, den äußersten linken Flügel der Franzosen an und nahm zwei Belagerungsbatterien, deren Besatzung nur mit Pistolen bewaffnete Marineartilleristen ohne irgend eine Infanteriebedeckung waren. Canrobert stand in der Mitte zwischen zwei Heubündeln, sandte einen General mit zwei Regimentern zu den Batterien, und dieser trieb die Russen pêle-mêle zurück. Vielleicht nur 50 Schritte von den offenen Eingängen Sebastopol's tödtlich getroffen, stürzte der General und seine Truppen wichen unter dem heftigsten russischen Kartätschenfeuer zurück. Hätten Canrobert und der Chef seiner Genietruppen ihr Metier besser verstanden, so wäre die Wegnahme der Batterien nicht möglich geworden; hätten sie von dem Momente Nutzen zu ziehen vermocht, so wäre an diesem Tage die ganze französische Armee in Sebastopol eingerückt. Der Augenblick blieb unbenützt und Canrobert eilte zu den Engländern, die mittlerweile schon General Bosquet mit der zweiten französischen Division degagirt hatte. Die Russen flohen schmachvoll, die Batterien, welche die Flüchtlinge mitraillirt hatten, zuerst.

Der Verlust der Russen war immens. Canrobert lud Mentzikoff ein, seine Todten begraben zu lassen.

Mentzikoff erwiderte, das gehöre dem zu, der das Schlachtfeld behauptet habe. Englische Offiziere hörten einen russischen Bataillonschef seinen Soldaten befehlen, alle blessirten Engländer abzuthun. Einige Stunden nach dem Gefechte sehen sie denselben Bataillonschef als Gefangenen der Franzosen und melden Canrobert den Sachverhalt. Ein Kriegsgericht verurtheilt auf das Zeugniß der mitgefangenen Soldaten den Bataillonschef; er wird füsilirt und Canrobert schickt die Akten an Mentzikoff, der die Sache natürlich seinerseits in Abrede stellt.

Die Russen sahen sich hierauf genöthigt, ihr Hauptcorps wegen

Subsistenzmangels und Krankheiten nach Baksschiserai zurückzuziehen, wo sie nahe genug blieben, um im Falle eines Sturmes auf Sebastopol den Alliirten in den Rücken zu fallen, ehe sie noch vollends Meister der Stadt werden konnten. Es war eine verzweifelte Lage, wozu bald der Winter kam und mit ihm erfrorene Gliedmaßen. Holz mußte von der kleinasiatischen Küste gebracht werden. Wasser gab der Himmel. Die Stürme kosteten immer mehr Kriegs- und viele Transportschiffe. Die Türken waren konsternirt, die türkischen Truppen wollten nicht länger schmählich von Franzosen und Engländern behandelt werden, und doch gab man ihnen keinen selbstständigen Kommandanten.

So standen die Dinge vor Sebastopol und das waren die Aussichten der Alliirten am Jahresschlusse 1854.

Zwanzigstes Kapitel.

Mein Entschluß, die Türkei zu verlassen. — Die letzten Tage in Stambul. Ferhad Pascha (General Baron Stein). — Die in seinem Hause verbrachten Abende.

Ich hatte nun mehr als ein Jahr in Konstantinopel verbracht und war nach und nach zur Einsicht gelangt, daß es für mich daselbst keine Mission mehr gebe, mit welcher irgend ein höherer patriotischer Zweck verbunden werden konnte. Ich erinnerte mich des Schicksals der Exilsgenossen Rákóczy's, die vor 140 Jahren auf demselben Boden als Schreckgespenster gegen Oesterreich dienen mußten und die, so oft die Verhältnisse zwischen dieser Macht und der hohen Pforte sich trüber gestalteten, mit neuen Kaftans versehen auf schönen Rossen in das Serail geführt wurden, um wieder nach Rodosto in ihren Verbannungsort gebracht zu werden, sobald der Streit sein Ende erreicht hatte.

Der alte Mikes Kelemen, der in seinen mit vielem Humor geschriebenen Briefen seine Verwandten in der Heimat von dem Thun und Lassen der Emigration in steter Kenntniß erhielt,

pflegte nach derartigen pomphaften Aufzügen ſtets vergnügt auszurufen: „Hála Istennek, vége a komédiának!“ (Gott ſei Lob, die Komödie iſt zu Ende!) Auch mir verſprach man jedesmal, ſo oft die Haltung des Wiener Kabinets ſich etwas zweideutiger zeigte, daß der Ferman, meine Ernennung betreffend, ſchon in den nächſten Tagen ausgefolgt werden ſolle! Es kamen dann beſſere Nachrichten aus Wien und der Ferman wurde wieder in die Tiſchlade des Kriegsminiſters geworfen. Dieſer Ungewißheit machte der mit Oeſterreich am 14. Juni 1854 abgeſchloſſene Traktat ein Ende; Oeſterreich trat damit, wenn auch nur indirekt, als Bundesgenoſſe der Weſtmächte auf und es konnte unter ſolchen Verhältniſſen von einer Mitwirkung meinerſeits an dem Kampfe keine Rede mehr ſein.

Was mich in Konſtantinopel noch zurückhielt, war die Neugierde über den Erfolg der erſten Operationen der Alliirten in der Krim. Ich wollte von Augenzeugen vernehmen, was daſelbſt vorgefallen und verlängerte ſomit um einige Wochen meinen Aufenthalt in der türkiſchen Hauptſtadt. Die kurze Zeit vor meiner Abreiſe verbrachte ich zum größten Theil in dem Hauſe meines alten Kameraden Baron Stein (Ferhad Paſcha), der, vom aſiatiſchen Kriegsſchauplatze zurückberufen, als Gardegeneral und Souschef des Generalſtabes im türkiſchen Kriegsminiſterium wirkte.

Baron Maximilian Stein war der Sohn des k. k. Feldmarſchall-Lieutenants gleichen Namens und wurde 1810 in Galizien geboren. Sein Vater war einer der ausgezeichnetſten Generäle der öſterreichiſchen Armee und erhielt auf dem Schlachtfelde den Maria-Thereſia-Orden. Der Sohn erhielt ſeine Erziehung an der Militär-Akademie zu Wien, diente mit Auszeichnung im Geniecorps und wurde während ſeiner Dienſtzeit in der öſterreichiſchen Armee zu verſchiedenen vertraulichen Miſſionen verwendet. Zur Zeit, als die ſerbiſchen Unruhen in Ungarn ausbrachen, befand er ſich als Fortifikationsdirektor in Peterwardein. Hrabowsky, der kommandirende General von Slavonien, ernannte ihn zu ſeinem Generaladjutanten, in welcher Eigenſchaft er den Eid auf die ungariſche Verfaſſung leiſtete, welchem Eide er auch bis zum Ende unſeres Freiheitskampfes treu verblieb. Nach der

Katastrophe von Temesvár überschritt er mit einem kleinen Theile seiner Truppe die türkische Grenze und trat daselbst zum Islam über. Er erhielt den Generalsrang und wurde seitdem zumeist in Syrien verwendet.

Niemand konnte mir besser, wie Ferhad Pascha, Aufklärungen über das Leben im Orient, die gesellschaftlichen Zustände daselbst und das Wesen des Islam geben, denn er war ein klarer Kopf, ein tiefdenkender und scharfsinniger Beobachter. Wir verbrachten unsere Abende in traulichen Gesprächen und habe ich es nicht versäumt, die Unterredungen, welche wir hatten, zu Papier zu bringen, so daß ich im Stande bin, aus meinen Schriften die vergilbten Blätter an's Licht zu ziehen und hier einen Theil derselben wiederzugeben.

Ich lasse nun Ferhad selbst sprechen und die Gegenstände in derselben Reihenfolge von ihm erörtern, wie wir sie an den verschiedenen Abenden vernahmen.

Als ich im Jahre 1849 zu Widdin zum Islam übertrat, so sprach Stein, waren es äußere Umstände, die mich hiezu bestimmten, obgleich ich längst über diese Religion in Folge von Verbindungen mit ausgezeichneten Männern, die lange im Oriente gelebt und vorurtheilsfrei genug waren, hinreichend aufgeklärt war.

Ich erkannte, daß der Pforte ein kräftiger Haltpunkt zu der beabsichtigten Beschützung der ungarischen Flüchtlinge fehle, so lange nicht Einige von den Chefs zum Islam übergetreten waren; aber ich war gegen den, von einer andern Seite empfohlenen Uebertritt in Masse, weil ich voraussah, daß Reue einer solchen Uebereilung folgen müsse und daß Niemand gleich mir, auf immer seinem Geburtslande entsagt habe. Dies veranlaßte mein Zerwürfniß mit Bem, der mich in Oesterreich's Interesse zu handeln beschuldigte. Auch hatte ich außer meinem Säbel und meinem Pferde nur eine Baarschaft von 12 Dukaten gerettet, die ich mit meinem mir bis dahin unbekannten Kameraden Kmety, den die wohlhabendern Gefährten im Stiche ließen, getheilt hatte. Ich mußte Brod suchen, ich wollte dienen und nicht betteln und traute mir zu, der Türkei als Instruktionsoffizier nützlich werden

zu können. Besäße ich andere als militärische Kenntnisse und hätte ich eine Gelegenheit zur Hand gehabt, mir selbst durch harte Arbeit mein Brod zu verdienen — ich weiß nicht, ob ich es nicht vorgezogen hätte.

Ferhad Pascha über das Wesen des Islam und die Zustände in der Türkei im Jahre 1854.

Das Grundprinzip des Lebens im Orient ist mehr als irgendwo die Religion und zwar deshalb, weil ihre Gebote und ihre Riten den Lokal- und Lebensverhältnissen merkwürdig angepaßt sind.

Mahomed wollte, als einer der edelsten Patrioten, die jemals existirten, sein in vielfache Parteien gespaltenes, in Raub und Blut versunkenes Vaterland in Frieden einigen und dadurch erstarken machen, um einerseits den Persern und anderseits den Griechen widerstehen und seine Unabhängigkeit und Nationalität wahren zu können.

Die Spaltungen waren hauptsächlich durch Religions-Unterschiede hervorgerufen und die hohe Klugheit, die Mahomed's ganzes Wesen charakterisirte, gebot ihm, eine juste milieu-Religion als Mittel zur Einigung zu gründen, Gebräuche der Heiden, Juden und Christen zu verschmelzen und auf Gebräuche zu reduziren, die sich den Lokalverhältnissen anpaßten. Wer sein Ziel und wer Arabien kennt, versinkt in das tiefste Staunen über eine fast mehr als menschliche Weisheit, die dieses Ziel erreichbar machte.

Mahomed selbst, ein ziemlich unbedeutender Handelsmann Mecca's, vermag einzig durch seine Rede binnen 13 Jahren eine Religion und ein mächtiges Reich zu gründen!

Die Verhältnisse des Orients basiren sich alle auf den Umstand, daß die Zahl der Einwohner zur Bodenausdehnung zu gering ist, um sie zum Anbaue zu zwingen, weshalb die Viehzucht mit allen Konsequenzen des Hirtenlebens die Nahrungsquelle des Orientalen bleiben mußte. Daher ist das patriarchalische Verhältniß in den Familien noch völlig erhalten und dieses begründet einerseits den Sinn für unbedingte Unterwerfung unter das Familienhaupt, anderseits aber das Unabhängigkeitsstreben nach Außen.

Aber eben diese Verhältnisse führen auch zur Assoziation der Familie behufs gemeinsamer Zwecke bei völliger Gleichberechtigung der Theilnehmer. Der Sozialismus ist somit in den Verhältnissen begründet und die Lehre Mahomed's lenkt ihn auf die Bahn der Billigkeit gegen Alle. Ein konstatirtes Faktum ist der Umschlag, den dieser ausgedehnte Sozialismus in völligen Kommunismus zu nehmen drohte und zwar durch streng an die Worte des Korans sich haltende Schriftgelehrte, so daß der Kommunismus zwar bekämpft und unterdrückt, aber nicht widerlegt werden konnte. Ein kluger und für seine Sache begeisterter und beredter Mann würde bald im Stande sein, den Kommunismus wieder zum Leben zu erwecken.

Die erforderliche Einheit der Leitung in kriegerischen Unternehmungen lieferte Einzelnen die Macht in die Hände, welcher sie im Frieden nicht wieder entsagten, und indem sie über die Familienhäupter jene unbedingte Herrschaft anstrebten, die diese in dem engen Familienkreise ausübten, begründeten sie das, was man im Occident Tyrannei des Orients zu nennen beliebt.

Wenn nun auch der Mißbrauch der Gewalt von ihrem Gebrauche nicht leicht zu trennen ist, so muß man anderseits anerkennen, daß gerade diese unumschränkte Gewalt das einzige Band war, welches eine so geartete Gesellschaft fest zusammenhalten konnte und daß somit die Beschränkung dieser Gewalt, so edel sie auch durch den Gewalthaber selbst oktroyirt wurde,*) die Auflösung der osmanisch-muselmännischen Gesellschaft bedeutet.

Die gegenwärtigen Verhältnisse in der Türkei charakterisiren sich demnach durch Zerstörung des autoritären Prinzips und der souveränen Gewalt, ohne Ausrottung der alten Gebrechen und Mißbräuche; Leitung der öffentlichen Angelegenheiten durch fremden Einfluß in fremdem Interesse, mit Hülfe von türkischen Werkzeugen, denen ein kurzer Aufenthalt in Europa unzureichend war, das Wesen europäischer Bildung und Gesittung aufzufassen, und die nun, obwohl sie meist von ihrem Vaterlande nur Konstantinopel und das Serail des Sultans kennen, die Fähigkeit

*) Anspielung auf den Hat-Humayum und die neueingeführten Reformen.

beanspruchen, diese Bildung und Gesittung in das Türkische zu übersetzen.

Es sind dies Spottgeburten von Ministern, ein Fortschritt in Aeußerlichkeiten ohne den geringsten Nachhalt nach Innen, Untergrabung aller durch Zeit, Nationalität und Glauben geheiligten Rechte und Gebräuche, ohne irgend etwas an deren Stelle zu setzen — kurz, unaufhaltsamer Verfall auf dem Wege des angeblichen Fortschrittes.

Die Türkei bedarf erstens, da ihre Gesetze zugleich politisch und religiös, somit nur für Muselmänner geeignet sind, ein allgemeines Gesetzbuch, das möglichst einfach und kurz sein kann, weil auch die Verhältnisse noch unglaublich einfach sind. Es müßte das Verbrechen genannt, seine Definition gegeben, dann aber die leitende Stelle des Korans angeführt und der Strafbeschluß durchgeführt werden; ähnlich für das Privatrecht.

Das türkisch-muselmännische Gerichtsverfahren ist längst öffentlich und mündlich, und die Einrichtung des Geschwornengerichts besteht nur mit dem Unterschiede, daß die Geschwornen eine gewisse Permanenz ihrer Funktionen besitzen, was unschwer zu ändern wäre.

Zweitens Regelung des Beamtenwesens. Es gibt wenigstens fünfmal so viel Funktionäre als bestehende Beamtenposten. Nachdem eine genaue Liste der Funktionäre aufgenommen worden, müßte der Sultan sich jeder Beförderung, ehe nicht die Reduktion auf den wirklichen Bedarf eingetreten, begeben, dagegen allen Funktionären die Unabsetzbarkeit ohne gerichtlichen Spruch gesichert werden. Pensionen sind nur für Militärs erforderlich.

Drittens Herstellung von Sekundärbahnen und Fahrwegen, keineswegs Straßen im europäischen Sinne, weil sie das Klima weder erforderlich macht, noch die Kapitalien zu deren Bau aufgetrieben werden könnten.

Diese drei Maßregeln sind es allein, welche die Türkei retten können. Zu wünschen wäre, daß sie sich im Aeußerlichen auch der Nachäffung des Europäischen entschlage und ein angemessenes Nationalkostüm an die Stelle der fränkischen Oberkleider, unter denen doch das türkische Gewand getragen wird, trete;

besonders für die Armee wäre das von den wichtigsten und nützlichsten Folgen.

Ferhad Pascha über den mohamedanischen Kultus.

Das Gebet ist dem Muselmann in der Morgendämmerung, bei der Culmination der Sonne, zur Nachmittagszeit, wo der Schatten die doppelte Länge des Objektes wirft, bei Sonnenuntergang und vor dem Einschlafen eine religiöse und unerläßliche Pflicht. Vor dem Gebet muß die körperliche Reinigung besorgt werden und wird der Aufruf zum Gebete gesprochen, der ohnehin bekannt ist. Der Betende spricht dann in seiner Sprache die Absicht aus, ein oder das andere Gebet zu verrichten, während alle Gebete in arabischer Sprache gesprochen werden und die im Gebete vorkommenden Gesänge oder Bruchstücke des Korans von den Gläubigen niemals übersetzt, sondern höchstens paraphrasirt werden dürfen.

Gegen Morgen gewendet, wenn der Gläubige seinen Aufruf (Ezan) und seine Gebetsabsicht (Nyet) gesprochen, beginnt er aufrecht stehend das Gebet mit dem Ausrufe: „Gott ist der Allerhöchste", wozu er die Hände bis zur Höhe der Ohren erhebt, was die arabische Bezeugungsgeberde ist, und spricht dann ein Gebet mit über die Brust geschlagenen Vorderarmen, dessen Sinn ist: „Preis und Liebe Dir, o Gott! Geheiligt sei Dein Name, denn erhaben über Alles ist Deine Glorie und Du bist der einzige, wahre Gott." Hierauf folgt in gleicher Stellung der erste Gesang und nach Belieben des Betenden noch eine andere Stelle des Korans.

Am häufigsten bedient man sich nach dem unerläßlichen ersten Gesange, des 112., welcher den Unterschied von den Christen statuirt. Beide — sowie mit einer einzigen Ausnahme alle Gesänge — beginnen mit den Worten: „Im Namen Gottes, des Erbarmers, des Milden." Der Sinn des ersten Gesanges ist: „Lasset uns lobpreisen Gott, den Herrn der Welten, den Erbarmenden, den Gütigen, den Richter am Weltgerichte; Ihm wollen wir dienen, Ihm wollen wir gehorchen. Möge er

uns leiten auf dem Wege des Rechts und bewahren vor Irrsal und Sünde." Der 112. Gesang sagt dem Sinne nach: „Sprich, es ist nur Ein Gott, er ist nicht gezeugt und hat nicht gezeugt und Seinesgleichen ist nie und nirgends." Nach Lesung der Koranstellen verbeugt sich der Betende, die flachen Hände auf die Kniee legend, und spricht hiebei dreimal: „Anbetung sei dem höchsten Gotte." Hierauf fällt er auf die Kniee und berührt mit vorgestreckten Händen mit der Stirn den Boden, sprechend: „Anbetung sei Gott" auch dreimal. Hierauf erhebt sich der Betende zu dieser, so wie zu jeder Bewegung ausrufend: „Gott ist der Erhabenste." Die Lesung der Koranstellen beginnt nun auf's Neue und alle vorigen Bewegungen werden wiederholt, aber nach der Prosternation verbleibt nur der Betende in knieender Stellung, beide Hände auf die Kniee gelegt. In dieser Stellung spricht er: „Lasset uns streben nach Gott durch Gebet und gute Werke. Der Friede sei mit Dir, Gesendeter, und Gottes Erbarmen und Gnade. Der Friede sei mit Allen, die Gott im Frieden dienen." Diesem Gebete folgt das Glaubensbekenntniß, dessen voller Umfang der ist: „Ich erkenne das Dasein Gottes und seines Reiches, seine Offenbarung und die Sendung (Mohamed's), ich glaube an das allgemeine Weltgericht, und die göttliche Schickung von Glück und Unglück und an ein gerechtes Gericht nach dem Tode. Ich bezeuge, es ist nur ein Gott, ich bezeuge, Mohamed ist sein gesendeter Diener!" Hienach erhebt sich der Betende, um nach den Umständen und der Tagesstunde diese Gebete noch ein- oder mehrmals zu wiederholen. Ist er zu Ende des Gebetes gelangt, so wendet er nach dem Glaubensbekenntnisse den Kopf nach rechts und dann nach links, jedesmal sprechend: „Der Friede sei mit Euch und Gottes Barmherzigkeit" und, mit den flachen Händen über das Gesicht streichend, spricht er noch: „Lobpreisung Gott, dem Herrn der Welten", worauf das Gebet beendet ist. Ob dann der Beter noch fernere Gebete spreche oder lese, oder

am Rosenkranz (Tesbieh) die 99 Verherrlichungsnamen Gottes verabfolge, liegt in seinem Willen. —

Nur im Nachtgebete wird einmal nach der Lesung des ersten Gesanges das Gebet Mohamed's vor der Schlacht gesprochen, dessen Paraphrase ist: „Mein Gott, zu Dir erhebe ich den Blick, flehend um Gnade und Vergebung; ich bereue jegliche Verirrung und vertraue auf Dein Erbarmen. Unaufhörlich will ich Dich lobpreisen und weder durch Wort noch That von Dir weichen und ferne sei von mir, was Deinem göttlichen Willen entgegen."

Wenn wir den Sinn dieser Gebete, so wie des ganzen islamitischen Gesetzes, dessen Basis Hingebung an Gott ist, wie es schon der Name Islam bedeutet, so wird Niemand darin jene Vorwürfe begründet finden, den Unverstand oder Absicht hervorgebracht. Die göttliche Sendung oder mindestens Zulassung Mohamed's kann nach den Worten des Evangeliums und der Bibel nicht in Abrede gestellt werden und das Epiteton: Betrüger, falscher Prophet ꝛc. kann ihn um so weniger treffen, als er selber sich des, in seiner Zeit unter einem weniger aufgeklärten Volke leicht erwerblichen Prästigiums des Wunderwirkens und der Wahrsagung entkleidet hat, und der Koran zu wiederholten Malen sagt: ihm sei nur die Gabe der Rede verliehen. Das Verbot der Uebersetzung des Korans hat allerdings den Islam vor Folgen bewahrt, die bei andern Religionen nicht zu verkennen sind, welche die Uebertragung ihrer heiligen Bücher in beliebige profane Sprachen gestatten; aber der damit verbundene Nachtheil, daß Bekenner einer andern Zunge nicht den vollen Sinn ihrer Gebete und Gesetze kennen, ist eben so wenig zu läugnen. Daher so Manches bei den türkischsprechenden Osmanli, das nie und nimmer im Sinne einer Religion ist, die sich durch Einfachheit und Brüderlichkeit vor allen andern auszeichnet.

Ferhad Pascha über das Familienleben in der Türkei.

Das innere Familienleben, über welches Du einige vertrauliche Details von mir verlangst, schildere ich Dir mit dem *Bilde von einem* Tage des meinigen.

Vor Tagesanbruch stehe ich auf, um die Waschungen vorzunehmen und das Morgengebet zu verrichten. Dies geschieht nächst dem Zimmer, wo ich mit meiner Frau auf am Boden liegenden Matratzen und Kissen schlafe. Da man angekleidet in einem langem Gewande und mit einem tuchumschlungenen Fes auf dem Kopfe schläft, so besteht die Morgentoilette nur im Anziehen eines Pelzes; meine Frau steht auf, Sklavinnen beseitigen das Bett und nach verrichtetem Gebete lege ich mich auf den Divan und rauche die Wasserpfeife, trinke Kaffee und esse Rauchfleisch, Käse und Häring. Ich bleibe bis gegen zehn Uhr im Harem, kleide mich dann im Mabeïn (Zimmer zwischen Harem und Sölamlik) mit Beihülfe meiner Frau an und gehe dann in's Sölamlik,*) wo ich Besuche empfange und um elf Uhr das Mittagbrod einnehme. Um zwölf Uhr reite ich in's Bureau, wo ich bis gegen fünf Uhr verweile, dann reite oder fahre ich nach Hause. Ich kleide mich wieder in Hauskleider und sehe die zum Hauptabendtische kommenden Gäste, mit denen ich bis um zehn Uhr Abends verbleibe.

Hierauf kehre ich in den Harem zurück, verbringe noch im Gespräche, Konfekt essend und Sherbet schlürfend, eine Stunde und gehe dann zu Bette, nachdem ich mein Nachtgebet verrichtet. Das Hauswesen leitet ein Hofmeister, so daß ich nur Geld gebe und die Rechnungen einsehe. Man glaubt allgemein in Europa, daß die türkischen Frauen in Bildung hinter den europäischen weit zurückstehen, was keineswegs der Fall ist. Nur erkaufte Sklavinnen müssen erst, zumeist mit der größten weiblichen Gelehrigkeit begabt, einen kurzen Lehrkurs durchmachen und dann geben sie an Gesprächigkeit, Koketterie, Putz und auch an Habsucht den europäischen Frauen nichts nach. Freilich drehen sich die Gespräche nicht um Goethe und Winckelmann, aber man würde sehr irren, sie deshalb uninteressant zu glauben. Die Frauen besuchen sich häufig, kommen in Bädern, wo sie 5—6 Stunden zu verweilen pflegen, zusammen und es vergeht kein Tag, an welchem der Türke nicht durch seine Frau Nachrichten und Wei-

*) Parloir, Männersalon.

sungen erhielte, die ihm von Nutzen und hoher Wichtigkeit sind. Ebenso dienen die Weiber als Kanal der Mittheilungen an Höhere und das, was der Mann nie wagen würde, dem Manne zu sagen, kömmt auf diesem Wege sicher und schnell an seinen Ort. Daher liegt in den Händen der Weiber ein Einfluß, den man häufig als Harem-Intriguen unterschätzt, der aber um so ernster ist, als der Türke nie und unter keinen Verhältnissen seines Harems als der Quelle der Nachrichten erwähnt. Daß man auf diesem Wege erbittet und besticht, ist außer allem Zweifel, aber es ist lange nicht so arg, wie dies türkenfeindliche Denunzianten, die es übrigens nicht selbst erfahren haben können, behaupten wollen. Die türkischen Frauen lieben Putz und Schmuck; da aber die Mode wenig oder keinem Einfluß unterliegt und sich blos die Fußbekleidung und der Mantel (Feradschi) abnützen, so ist der Aufwand in dieser Beziehung viel geringer, als man glaubt, natürlich die erste Einrichtung ausgenommen.*) Im Jahre ein Kleid aus dem in Europa Schali genannten Stoffe und ein anderes aus Baumwollstoff ist so ziemlich Alles, was man braucht; seidene Gewänder, gestickt und mit Perlen benäht, oder noch kostbarere Anzüge von den schönsten persischen Shawls dienen durch's ganze Leben.

Die Kinder bleiben bis zu ihrer Verheirathung im Harem der Mutter und selbst erwachsene Jünglinge, die höhere Schulen besuchen, kehren wenigstens über die Nacht dahin zurück. Die Obsorge über die Kinder ist zärtlich, aber voll von Vorurtheilen; so z. B. wird es als unerläßlich angesehen, ein Kind 18—24 Monate lang zu säugen, und tritt früher eine neue Schwangerschaft ein, so wird eine Amme für das größere Kind genommen. Es wäre ein würdiger Gegenstand für einen Physiologen, die Folgen dieses langen Säugens zu erörtern, und ich glaube, daß sich daraus so manche Erscheinungen im Oriente erklären ließen.

Diese Sitte stammt aus Asien und in Arabien besteht sie fast seit Jahrtausenden. Meine Erzählung erschöpft noch lange nicht,

*) Das hat sich, seitdem die französischen Moden auch in die Harems *ingen*, sehr geändert.

was über das Familienleben zu sagen wäre, aber sie gibt Dir einen richtigen Leitfaden.

Noch eines Irrthums ist zu gedenken. Er betrifft die Polygamie. Gehen wir in der Geschichte zurück, so finden wir die größere oder geringere Abgeschlossenheit der Frauen bei allen Völkern, aber es ist von einer Vielweiberei anders als per abusum nirgends die Rede. Der Türke hat auch nur Ein Weib, wie der Christ, aber da ihm die Auswege des gebildeten Europa — insbesondere das Maitressenwesen — nicht zu Gebote stehen, und es viele Ursachen, namentlich in den heißen Klimaten gibt, die ein fortwährendes Beiwohnen eines Weibes unmöglich machen, während sich der Mann doch nicht von der Mutter seiner Kinder lossagen will, so geschieht es, aber nicht allgemein, daß er noch eine Person heirathet, die aber gerade in die Stellung einer europäischen Maitresse tritt, und wenn auch da wieder Umstände eintreten, so kann der Mann eine zweite und eine dritte Maitresse nehmen. Da die Verhältnisse nicht jene oft unsittliche Freiheit wie in Europa gestatten, so müssen sich auch die Maitressen in's Haremleben fügen und ihre Verträge werden gesetzlich vor dem Richter geschlossen.

Meist sind die Maitressen weiße Sklavinnen, der Türke nennt sie Odaliken, das, völlig identisch mit dem deutschen Frauenzimmer, fast buchstäblich Stubenkätzchen heißt. Es steht dem Türken frei, seinen Sklavinnen beizuwohnen. Betrachten wir aber den Usus, so finden wir unter zehn Ehen kaum eine Doppelehe, unter hunderten kaum eine dreifache. Da der Ehe keine persönliche Bekanntschaft vorangeht, so ist es begreiflich, daß Ehescheidungen nichts Seltenes sind; kann aber der Mann wegen besonderer Verhältnisse sich nicht von einer ihm widerlichen Frau lossagen und erlaubt ihm diese nicht das Auskunftsmittel einer Odaliske, so greift er zu einem abscheulichen Laster, welches näher zu bezeichnen hier nicht am Orte ist.

Ferhad Pascha über die arabische Welt.

Ich entspreche gerne Deinem Wunsche und theile Dir heute mit, was ich in Syrien und Arabien gesehen und erfahren habe.

Trotz aller Reisen in der arabischen Halbinsel hat man in Europa keine richtige Anschauung von dieser geheimnißvollen Welt.

Die Halbinsel begrenzt sich im Westen durch Syrien, im Norden durch den Lauf des Euphrat und zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Theile, die der vom Berge Sinai auslaufende Gebirgszug — er geht in östlicher Richtung — theilt. Der nördliche ist die sogenannte Wüste, der südöstliche ist das bewohnte, angebaute Land. Die geographischen Beziehungen zu ermitteln ist hier nicht der Platz, so wenig wie die historischen — aber ich weise blos auf das Faktum hin, daß der nördliche Theil Weideland ist, während der südliche Kultur trägt, daher nur im letztern ständige Wohnorte sind. Der nördliche Theil ist ebenso fruchtbar wie die schönsten Gelände Europa's; aber die Unzahl der dort weidenden Kameele machen das Aufkommen jedes Baumes oder Strauches unmöglich und die Gräser und Kräuter, die keine hinreichenden Wurzeln haben, halten die Humusdecke um so weniger fest, je spärlicher sie dieselbe gegen die brennende Wüstensonne beschatten.

Daher sind die Hügel und Hänge schon längst von Humus entblößte kahle Kalkfelsen und der atmosphärische Niederschlag, der keineswegs unbedeutend ist, dringt um so tiefer in die von der Hitze zerklüftete Erde, als ihn die schwache Wurzeldecke nicht aufhält. Dieses Weideland bietet einen überraschend wechselnden Anblick dar. Im Monate April deckt eine üppige Vegetation von Gräsern und saftigen Farrenkräutern den Boden, aus dem vielfach weißgraue Felswände und Kämme, Gerippen gleich, in Hügelreihen hervorstehen.

In den oft kesselförmigen Thälern der tertiären Kalkformation, wo es übrigens auch nicht an vulkanischen Spuren fehlt, bildet das Wasser kleine Teiche, Lachen, Sümpfe; in den langen Thälern fließen Wiesenbäche. Ein reges Leben entwickelt sich auf dieser Strecke, deren Ausdehnung der pyrenäischen Halbinsel gleichkömmt, bei Beginn des Frühjahrs, wo die Zelte der Araber und deren weidende Heerden das Land bedecken. Welch' ein anderer Anblick im Oktober! Die Erde ist braungrau, tief zerklüftet, locker, die Vegetation ist verbrannt, hin und wieder spielt der Wind mit

Büſcheln mannshohen, ſchilfähnlichen Graſes, das die Heerden noch nicht abgeweidet und die ſie verſchmähen, denn ſie ſind dürr und holzig. In den Niederungen iſt kein Tropfen Waſſer mehr vorhanden; höchſt ſelten bezeichnet eine kleine grünliche Stelle, auf der noch Queckengras kümmerlich wächst, den Ort einer mineraliſchen Quelle, aber in jedem Theile iſt die unverkennbare Zeichnung des Waſſerlaufes, die der nun kahle Erdboden nicht mehr unter ſeiner Vegetationsdecke birgt. Und doch findet man auf fünf bis ſechs Stunden Entfernung noch waſſerreiche Brunnen, verborgen für den Unkundigen, die meiſten an felſigen Lehnen. Auf 4—5 Fuß unter der Oberfläche iſt das Waſſer ein ungenießbares, ſalziges, aber auf 12—15 Fuß wird es überall zu gutem Trinkwaſſer.

Die Heerden ſuchen während dieſer Jahreszeit mühſam ihre Nahrung, die Zelte weiſen nicht mehr das frohe Frühlingsleben ihrer Bewohner auf; es iſt gepackt, geordnet, man beſorgt und bewacht die Habe und bald verſchwinden die Nomaden aus jenem weiten Gebiete, ohne daß man ſich im Allgemeinen Rechenſchaft zu geben wüßte, wohin. In der Wüſte bleiben nur die Auswürflinge der Stämme, die Parias Arabien's, lebend von Jagd und Raub. Und dieſes Schauſpiel erneuert ſich mit jedem Jahre.

Ich wüßte Niemanden, der vor mir das Räthſel gelöst hätte, wohin die Stämme kommen! Ich will nicht ſagen, wie ich dazu gelangte, aber ich habe die volle Ueberzeugung, daß die ſogenannten Nomadenſtämme nur Fraktionen anſäßiger Bewohner des Gebirgslandes ſind, welche mit den Heerden, wegen deren Ernährung, jedes Jahr in die Ebene niederſteigen. Nur wenige Stämme, verdrängt aus ihrer Heimat, ſind zu einem Wanderleben durch's ganze Jahr gezwungen und ſuchen fortwährend den Platz für ihre ſtändige Etablirung. Dieſe Stämme ziehen dann bis nach Perſien und, wenn ſie mächtig genug ſind, ſich feſtzuſetzen, ſo führen ſie dies auch aus — andere von da verdrängend.

Welche Analogie mit der Geſchichte der Juden! Dieſe Verhältniſſe erklären es, wie ſeit Burckhardt bei Aufzählung der

Stämme so viele Namen wiederkehren, und werfen ein eigenes neues Licht auf dieses Land und seine Bevölkerung.

Der südliche Theil Arabien's ist von stationärer Bevölkerung bewohnt und wir brauchen nicht auf die biblischen Erzählungen von der Königin des Morgenlandes zurückzugehen, um dessen uralte Kultur nachzuweisen. Inmitten zwischen Indien und Aegypten mußte dieses Land in den Fortschritt mit eingezogen werden und die Erscheinung der Araber, als sie zum ersten Male mit dem Westen in Berührung traten, trug das unwiderlegliche Gepräge einer Bildung, die jener des alterthümlichen Griechenlandes gleich und besonders in den Zweigen der Naturkunde voraus war.

Wenn nun auch Verhältnisse dieses Land innerhalb gewisser Bildungsgrenzen hielten, so ist es doch viel zu gewagt, von Denjenigen, welche es nicht kennen, als eine Geisteswüste verrufen zu werden. Möge man doch bedenken, daß in arabischer Sprache seit mehr als acht Jahrhunderten eine — Encyclopädie der Wissenschaften existirt; daß sogar das Konversationslexikon eine Nachbildung des arabischen ist. Wir beginnen erst sieben Jahrhunderte später eine Bildung einzuführen, die der Araber längst besessen und die er noch besitzt.*)

Aristokrat von Geburt, Erziehung und Ueberzeugung war mein Lieblingsstudium das Mittelalter mit seinen ritterlichen Sitten und ich war völlig mit dem vertraut, was meine Ahnen thaten und dachten. Mit welchem Staunen fand ich all' jene Sitten und Gebräuche, die mir nur historisch bekannt, im Leben bei den Arabern wieder, nur reiner, unverfälschter, weil nicht beeinträchtigt durch das Pfaffenthum. Jene Ritter, die ihre Ehen, ihr gegebenes Wort für das Höchste hielten, dabei es aber durchaus gerecht fanden, reisende Kaufleute zu plündern; jene Kämpen, die die Gastfreundschaft für heilig hielten, um Minnesold die haarsträubendsten Wagnisse ausführten und die am Abende eines rauhen und thatenreichen Lebens sich aus der

*) Habe ich doch Gelegenheit gehabt, mich mit eigener Anschauung zu überzeugen, daß der thierische Magnetismus ihnen bekannt und von ihnen angewendet wird und bei den Drusen fand ich das moderne Tischdrehen in einer andern alten Form.

Welt in stille beschauliche Einsamkeit zurückzogen — sie leben dort wie vor sechs Jahrhunderten in Mitteleuropa. Freilich, wer nur den heutigen Rechts- und Gesellschaftsbegriff in jene Gegenden übertragen will, wer nur mit seinem Maßstabe messen will, der findet dort Widersprüche und Gräuel, unbedacht, daß seine Ahnen Gleiches dachten und thaten, wie der heutige Araber. Bringen wir dazu den jedem naturkräftigen Wesen eigenen und allein entsprechenden Unabhängigkeitstrieb, jenes Recht, frei zu sein, weil man die Kraft dazu in sich fühlt, in Anschlag, bedenkt man den besänftigenden Einfluß einer Religion, die eigentlich nur theistischer Sozialismus ist, so muß man es fühlen, daß es nur eines erhabenen Geistes bedarf, um jene 35 Millionen Seelen, welche die arabische Halbinsel bewohnen, wieder zu einem Aufschwunge zu bringen, der ein mächtiges und weithin ausgedehntes Reich zu begründen im Stande wäre. Dort ist das Fundament des morschen Thrones von Stambul; wenn der Chalife sich dorthin flüchtet, verdrängt von Feind und Freund, so bricht der Macht des Orients ein neuer, glanzvoller Morgen an, denn die Laster des Hofes ersticken in dem reinen Elemente des herrlichen Naturvolkes und das Große tritt wieder in sein Recht. Von dort aus, von jener Pflanzstätte der reinsten bürgerlichen Gleichstellung und des gesellschaftlichen Vereins mit gleichem Rechte bei gleicher Pflicht, kann noch der Morgen tagen, der nicht nur die Türkei, sondern das nicht minder morsche System der europäischen Verhältnisse beleben wird. Diese Daten sind buchstäblich, Du kannst Dich auf mich berufen. Vertraut mit Sprache und Sitte, eingeweiht in die Geheimnisse des Wüstenwanderers — el bedari — befreundet mit den Häuptern der Druſen, kann ich heute wieder in arabischen Kleidern mein herrliches Roß besteigen, die leichte Rohrlanze in die Hand nehmen und sicher und frei durch die Wüste dem heiligen Mekka und den geheiligten Stätten zureiten, so sicher und frei durch die Wüste, wie ich es nicht durch die Straßen von Paris thun könnte. Der Araber wird mich gastfreundlich in sein Zelt aufnehmen und sein Mahl mit mir theilen; wir werden die herrliche Nacht wieder in Gesprächen und arabischen Gesängen zu-

bringen und ich werde gesegnet und beschenkt weiter ziehen, weil von der Grenze Syrien's bis nach Bahreïm, vom Euphrat bis nach Zanzibar Araber wohnen und man meinen Namen als ehrlich und treu kennt, weil man gesehen hat, daß mich nichts zu erschrecken im Stande ist, was der Araber als das unbestreitbare Zeichen eines reinen Gewissens erkennt. Wenn ich gänzlich an meiner Nützlichkeit für mein Adoptivvaterland zu verzweifeln beginnen werde, wenn mich der Tod in seinen verborgenen Schluchten nicht früher ereilt, so werde ich wieder hinpilgern nach jenem wunderbaren Lande, in den freundlichen und fruchtbaren Gefilden der Stadt des Propheten meine letzten Tage verleben und in jener Erde ruhen, in der der edelste und weiseste Araber ruht.

Ferhad Pascha über die Drusen im Libanon.

Einmal in meiner neuen Stellung, war ich entschlossen, alle ihre Konsequenzen auf mich zu nehmen, und das Studium der Religion und der Sprachen erfüllte meine unfreiwillige Muße zu Aleppo.

In steter Berührung mit Orientalen, deren Sitten und Gebräuche mir von früher nicht fremd und die nun Gegenstand meiner aufmerksamen Beobachtungen und Forschungen wurden, lernte ich, namentlich bei den Arabern der Wüste, deren Sprache noch unverändert geblieben, den Sinn der Gesetze und Vorschriften des Islam kennen und ich gestehe es, daß die Religion meiner unfreiwilligen Wahl nun zu meiner vollsten und reinsten Ueberzeugung geworden. Aber ich blieb bei meiner Forschung nicht in diesen engern Grenzen stehen; die Berufung unserer Offenbarung auf jene frühern, welche die Basis für Mosaismus und Christenthum abgaben, leitete mich auch, jene Bücher in einem ihrer Ursprache nahen Idiom wieder vorzunehmen und auf diesem Wege gelangte ich zu Erkenntnissen, die allerdings nicht mit den aus dem Studium europäischer Uebersetzungen geschöpften vollkommen übereinstimmen.

Ich verfiel auf den Gedanken, daß vor mir schon Andere *ähnlichen* Forschungen an Ort und Stelle sich hingegeben und zu

gleichen Endresultaten gekommen seien, als eine Veränderung meiner äußern Verhältnisse mich in enge Verbindung mit dem fürstlichen Hause der Schehabiden, den damaligen Herrschern des Libanon, brachte. Meine wiederholten vielfältigen Berührungen mit den Drusen brachten mich auf eine Spur, welche meines Erachtens noch Niemand aufgefunden und deren Verfolgung ein neues Licht auf diesen so interessanten Volksstamm und namentlich seine noch unerforschte Geheimreligion wirft.

In ein paar Worten will ich Dir die Drusen schildern und dann erzählen, wie ich auf meine Entdeckung gekommen.

Im Libanon und zum Theile am Anti-Libanon, sowie seit neuern Zeiten im Hauran, wohnt ein Volksstamm, der sich im Aeußern schon wesentlich von der nachbarlichen und zum Theil zwischen ihn eingedrängten Bevölkerung unterscheidet. Tapfer und gewandt im Gebrauche aller Waffen, hat er sich eine Unabhängigkeit bewahrt, die heute zwar minirt wird, aber noch nicht gebrochen ist. Der Name Druse (Durſi) bezeichnet bei den Mohamedanern etwas Uebleres als Christ oder Jude; er ist nahezu der Inbegriff von gänzlichem Unglauben — in Europa würde man sagen Atheismus. Wirklich besteht auf drusischem Boden kein Gotteshaus, kein Tempel oder ein sonstiges, der Verehrung irgend einer Gottheit geweihtes Gebäude und kein äußeres Emblem weist auf das Wesen hin, dem der Druse seine Anbetung darbringt; dies bewahrt ihn beim Moslim vor dem Vorwurfe des Heidenthums. In manchen Beziehungen scheint sich der Druse dem Mohamedaner oder dem Juden zu konformiren, z. B. in Bezug auf die Beschneidung. Steigt der Druse aber nieder in die Ebene von Damask, so folgt er ganz den Sitten der herrschenden Race und besucht die Moscheen und verrichtet gleich uns das Gebet. Von derselben Familie besuchen andere Glieder zu Beyrut die katholische Kirche und, wie es scheint, bestimmen die Verhältnisse die Wahl der ritualen Formen, so daß man von Emir Beschir (Schehabide) bald behauptete, er sei Christ, bald, er sei Muselmann.

Dieses Volk ging ich zu besuchen und ich kehrte in der Felsenburg von Hasbaya ein, ein Gast des befreundeten Emir Saa-

toddin, des Hauptes der Schehabiden. Schon die Burg hatte in mir die Erinnerungen an das deutsche Mittelalter wachgerufen; später, als wir Waffen und Ringelpanzer besahen, veranlaßten mich die Söhne des Emirs, glaubend, daß mich, gleich manchem Osmanli, die Wucht des Panzerhemdes erdrücken würde, ein solches anzuziehen.

Sie staunten über die Leichtigkeit, mit der ich mich, so gerüstet, bewegte, nnd nun forderte ich einen von ihnen, einen kräftigen Jüngling auf, sich kriegerisch zu schmücken. Es dauerte eine Weile, bis er das Nöthige mit Hülfe seiner Brüder zusammengebracht, aber endlich stand er vor mir, die leichte Pickelhaube mit einem Shawl umschlungen, das Panzerhemd, die bewehrten Handschuhe, Arm- und Beinschienen über den orientalischen Unterkleidern und über dem Panzerhemd der leichte weiße Mantel — ein vollendetes Bild eines leichtbewaffneten Ritters, das noch ein langes Schwert vervollständigte. Man bemerkte mir, daß der weiße leichte Mantel sehr alt sei und von einem Ahnen herrühre; doch wer malt mein Staunen, als ich in dem Rückenzierrath des Mantels unter vielen Verschnörkelungen von Gold und rothen Seidenfäden — das Templerkreuz erblickte! Ich verrieth mich nicht, obgleich im Momente mir eine Aufklärung geworden, deren Gehalt ich mich zu prüfen entschloß. — Ich verlebte noch manche Zeit in Berührung mit Drusen, die offenbar zu den Eingeweihten gehörten, und meine genaue Kenntniß des Christenthums und Mosaismus mochte sie im Glauben bestärken, daß ich noch mehr Muselmann als sie und einer abendländischen, ihnen analogen Sekte angehöre.

Was ich noch zu sagen habe, ist mein Raisonnement. Ich konnte mir bisher noch keine geschichtlichen Werke verschaffen, um es in dieser Beziehung zu prüfen, auch habe ich hiezu weder Muße noch Lust.

Die Templer mußten offenbar viel fähige Köpfe unter sich besessen haben, um das zu erreichen, was sie im Momente ihres Glanzes gewesen. Der Krieg streift manches rituale Band ab, führt aber den denkenden Menschen durch seine Gefahren eben *näher an* den höchsten Beschützer. Die Verhältnisse lehrten die

Templer die Sprache dieſer Länder und ihre Sitten kennen und beide waren ſicher zu ihrer Zeit den Sitten und Sprachformen der heiligen Bücher noch näher als jetzt. Auf dem klaſſiſchen Boden der ältern Religionen lebend, gegenüber dem Moslim mit ſeiner neuern und einfachern Gottesverehrungsform, mag den Templern Manches klar geworden ſein, was man in Rom im Dunkeln erhalten wollte, und ſie dürften in den Beſitz ſo mancher Beweisſtücke gekommen ſein, die dem Ritus, wo nicht dem Dogma, gefährlich werden konnten. Ihre Schuld wurde nie klar ausgeſprochen; die Mißachtung des Kreuzes, begründet auf die muſelmänniſche Tradition, zu der ſie wohl noch andere Belege gefunden haben konnten, die Behauptung der Unechtheit des ſogenannten heiligen Grabes, für welche die Oertlichkeit ſpricht, beſteht auch bei den Druſen; das Symbol, „Bayhomat", habe ich nicht ergründen können, da ich kein Eingeweihter bin.

Die Templer haben, nach meiner Ueberzeugung, einer Religion, welche dem reinen Deismus gleichkömmt, gehuldigt, und von den Riten aller andern Religionen nur das wirklich Nützliche für das praktiſche Leben beibehalten. Als Rom über ſie ſiegte, dürfte der Arm der Päpſte nicht bis in die Thäler des Libanon gereicht haben, um auch die letzten der Eingeweihten zu vernichten und die geretteten Templer mögen unter dem Stamme der Druſen ihr Geheimniß vererbt haben. Welches immer der reelle Werth des ſogenannten Druſenkatechismus ſei und ſo ſehr ihn auch die Druſen ſelbſt verläugnen mögen, ſo zeugt doch für ſeinen Ernſt, daß er für Andere als für Eingeweihte unzugänglich geblieben, daß eine hohe Klugheit bei der Wahl der Einzuweihenden beobachtet wird, daß man Niemanden aufnimmt, der nicht auch durch weltliche Intereſſen den Druſen eng verbunden und daß man von dem Eingeweihten die Entſagung von manchen wirklichen oder eingebildeten Genüſſen fordert, welchem Gebote ſtrengſtens nachgekommen wird. Ich habe mich ſelbſt überzeugt, daß die Eingeweihten Mäßigkeit und Einfachheit in ihrer Nahrung beobachten, die offenbar der Geſundheit zuträglich, und daß die Pflanzenkoſt und Milch jeder andern Nahrung vorgezogen wird. Dies und die Einweihung im ſpäteren Mannesalter

erklären, daß die Eingeweihten fast allgemein ein glückliches, hohes Alter erreichen. Ich habe schon bemerkt, daß von Ritualien nur das Nützlichste beibehalten worden und so lassen die Drusen ihre männlichen Kinder beschneiden, weil dies im heißen Himmelsstriche sie vor so mancher Unbequemlichkeit bewahrt.

Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, die Ansarich (Nazairier), welche nördlich von den Drusen an derselben Gebirgskette wohnen, bei sich zu beobachten, aber ich halte ihre Geheimreligion für wenig verschieden und gleichen Ursprungs mit der drusischen. Die Verhältnisse brachten bei ihnen eine größere Annäherung im Aeußeren zu den christlichen Franken hervor, während dies bei den Drusen bezüglich der Mohamedaner stattfand. Auch dürfte der noch heute in Nordsyrien nicht erloschene Venusdienst auf sie nicht ohne Einfluß geblieben sein.

Diese meine auf Wahrnehmung begründete Entdeckung sollte billig zu Forschungen auffordern, die aber sehr schwierig sein dürften. Jahrelanger Aufenthalt und reiner Wandel unter den Drusen können allerdings zur Aufnahme führen, aber ob der fremde Eingeweihte dann die Verschwiegenheit brechen wird, die durch Jahrhunderte kein Druse gebrochen hat, ist die Frage. Jedenfalls wäre dies ein schmählicher Treubruch.

Der arme Ferhad sollte nicht, mit der Rohrlanze in der Hand, durch das gastliche Arabien wandern — nicht an der heiligen Stätte ruhen, wo der Prophet begraben wurde. Einige Jahre nach diesen vertraulichen, für mich so interessanten Unterredungen erhielt ich in Europa die Nachricht, daß er in Folge der Veröffentlichung einer Schrift, welche etwas zu scharf die Zustände in Stambul beurtheilte, in Haft genommen und vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Sein Prozeß währte lange. Die Behandlung, welche er erdulden mußte, raubte ihm den Rest seiner Gesundheit und eines Morgens fand man ihn todt in seiner Zelle. Ob der Tod in Folge totaler Abnahme seiner Kräfte oder des Genusses „einer Tasse Kaffee" eingetreten, ist unaufgeklärt geblieben. Seine Papiere wurden konfiszirt und mag damit so manches Interessante für immer in Verlust gerathen sein.

Das Schiff, welches mich nach Europa zurückführen sollte, lag vor Anker. Lord Stratford Redcliffe sandte nochmals seinen ersten Dragoman zu mir, um mich von meinem Entschlusse zurückzubringen. Es war vergeblich — die früher angeführten Gründe ließen mich fest bei demselben verharren.

Verließ ich auch diesmal ohne sichtbare Erfolge Konstantinopel, so wurden mir doch die Verbindungen, die ich daselbst anknüpfte, zum großen Vortheile für spätere Jahre und kann ich somit nicht sagen, diese Zeit ganz unnütz verbracht zu haben.

Ende August 1854 hatte ich Konstantinopel verlassen und kurz darauf sah ich mich wieder im Kreise meiner Freunde am Genfersee.

Ende.

Anhang.

Graf Ladislaus Teleky's Briefe an General Klapka.

1849—1854.

Von den Männern, die in unsern Unglücksjahren mit ihrem Herzblute ihre Liebe und Anhänglichkeit zum Vaterlande besiegelten, war Graf Ladislaus Teleky einer der hervorragendsten. Ritterlicher Sinn und glühende Freiheitsliebe durchdrangen bis zum letzten Athemzuge seine Worte und Handlungen. Er war seinen Standesgenossen ein Vorbild, dem Volke ein warmer, stets bereiter Vertheidiger. — Sein Charakter spiegelt sich in seinen Briefen ab und so glaube ich, eine Pflicht zu erfüllen und sein Andenken zu ehren, indem ich diejenigen, welche in den Zeitraum der in diesem Buche enthaltenen Aufzeichnungen fallen, hiemit der Oeffentlichkeit übergebe.

I.

Paris, 19. November 1849.*)

Den Inhalt Ihres aus London vom 16. November datirten werthen Schreibens habe ich unsern hiesigen Landsleuten mitgetheilt und wurde ich von denselben ersucht, unsere Ansichten über den fraglichen Gegenstand Ihnen, Herr General, und durch Sie dem Vereine der ungarischen Emigration in London vorzutragen. Diese bestehen in Folgendem:

In Anbetracht unserer gegenwärtigen Lage und von dem heißen Wunsche beseelt, unserer Sache nach Möglichkeit zu nützen,

*) Als mir Graf Teleky diesen Brief schrieb, kannten wir uns noch nicht persönlich. Kurze Zeit darauf kam ich nach Paris, wo wir uns näher kennen lernten und den innigen Freundschaftsbund schlossen, der bis zu seinem Tode währte.

können wir es nicht für zweckdienlich erachten, uns in Paris schon jetzt als geordneten, offiziellen Verein zu konstituiren und als solcher mit dem Londoner in brieflichen Verkehr zu treten. Wir würden dadurch nothwendigerweise auch zu Zusammenkünften und zu Abhaltung von Berathungen gezwungen werden und dadurch bei den verschiedenen Regierungen Besorgnisse über unser Thun und Lassen erwecken, die wir nach Möglichkeit, im Interesse Einzelner wie Aller, vermeiden müssen. Es ist wohl nothwendig, daß wir in konstanter Berührung bleiben und halten wir auch eine freundschaftliche Korrespondenz und einzelne Zusammenkünfte für sehr angezeigt. Um jedoch schon an der am 23. d. M. in London abzuhaltenden Berathung theilnehmen zu können, müßten dies vor Allem unsere pekuniären Verhältnisse gestatten. Der Eine oder Andere von uns könnte wohl dahin kommen, doch halten wir, wie früher erwähnt, diese Zusammenkunft in dem gegenwärtigen Augenblicke überhaupt für verfrüht und zwar:

1. Weil die politische Lage Europa's noch so ungewiß, die allernächste Zukunft so unberechenbar ist, daß man selbst annähernd nicht zu bestimmen vermag, auf welche Grundlage wir unsere vereinte Wirksamkeit stellen sollen. Später werden wir vielleicht aus den Weltverhältnissen richtigere Schlüsse ziehen können als heute, wo selbst die russisch-türkische Frage noch in der Schwebe ist.

2. Ueber Ludwig Kossuth, Kasimir Batthyány und andere hervorragende, in der Türkei befindliche Landsleute fehlen uns bis zur Stunde die nöthigen Nachrichten. Wir wissen nicht, ob und wann sie kommen werden, und doch wünschen wir sehr, daß auch sie als die einstigen Führer in der Heimat an unsern Berathungen theilnehmen.

Wir müßten also wenigstens so lange warten, bis wir in Erfahrung gebracht, welches Loos ihrer wartet. Dann erst, wenn diese Frage vollständig entschieden, ist es unserer Meinung nach an der Zeit, zu bestimmen, wo, wann und wie wir uns in offizielle Verbindung zu setzen haben.

Wie man in London am besten dem Interesse der ungarischen Sache nachgehen solle, darüber werden Sie, geehrter Herr

General, und unsere andern Landsleute, die sich daselbst befinden, besser urtheilen, als wir hier in Paris, und wollen wir auch diesbezüglich keinerlei Rathschläge ertheilen. Wir wissen, daß in London eine Subscription zu Gunsten der ungarischen Emigrirten beabsichtigt wird, wogegen wir keine Einwendungen erheben; wir wissen und stimmen darin überein, daß solche Sammlungen nur Engländer in Anregung bringen und vortheilhaft zu Ende führen können. Uebrigens ist gegenwärtig ein großer Theil unserer englischen Protektoren ferne von London, so daß die Subscription gerade jetzt nur mit geringem Erfolge durchgeführt werden dürfte. Die Sammlung verspräche ein erfreulicheres Resultat, wenn sie aufgeschoben würde, bis ein großer Theil der Abwesenden wieder nach London zurückgekehrt ist.

Wir glauben, daß dies auch Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen sein wird und ersuchen Sie, diese unsere Ansichten unsern Londoner Landsleuten mitzutheilen.

Wenn Sie meine Ankunft in London für nothwendig erachten sollten, so bitte ich, mir dies zu schreiben und, obwohl ich mich gegenwärtig in sehr mißlichen Verhältnissen befinde, so werde ich doch trachten, mich baldmöglichst reisefertig zu machen; es ist mir aber absolut unmöglich, mich vor dem 23. von hier zu entfernen.

Ich werde Sie, Herr General, von jeder wesentlichen Nachricht sofort verständigen, die aus der Türkei oder aus unserer Heimat hieher gelangt.

Die Namensliste der hiesigen Ungarn ist wie folgt: Bartholomäus Szemere, Ullmann, Melchior Lónyay, Paul Almássy, Iványka, Imrédy, Bitó, Emerich Szabó, Paul Hajnik, Nikolaus Kiß, Moritz Mérey, Ladislaus Csáky, Bogdán, Csernátony, Szarvady.

Paul Almássy, derzeit in Brüssel, kann nur von zweien unserer Landsleute Nachricht geben, nämlich von Michael Horváth und Podhorszky. Wie es heißt, sind auch diese schon unterwegs nach Paris, wenigstens rüsten sie sich hiezu seit einigen Tagen.

II.

Montmorency, 20. Juni 1850.

Ich kann Dir nicht genug danken für Deinen eben so herzlichen als interessanten Brief und das Vertrauen, welches Du mir schenkest! Daß ich mein Möglichstes thun werde, um es zu verdienen, um mich der guten Meinung, die Du von mir hegst, in jeder Hinsicht würdig zu zeigen, das brauche ich Dir nicht erst zu sagen, denn das versteht sich von selbst. Ich bitte Dich, lieber Freund, rechne auf mich in jeder Angelegenheit des Lebens und zähle mich nicht nur zu Deinen Verehrern (cela va sans dire), sondern auch zu Deinen Freunden.

Ich bin etwas unwohl und leide zumal in diesem Augenblick am Kopfe, deshalb wird mein Brief wahrscheinlich sehr schlecht und verworren ausfallen; doch will ich trachten, meine Gedanken, so gut es eben geht, zu ordnen.

Das mir bestimmte Exemplar Deines Werkes ist, wie ich höre, schon längst von Leipzig abgesandt, doch ist es mir noch nicht zugekommen; ich habe mir aber heute eines geliehen und fange gerade an, an dem trefflichen Buche zu lesen. Es wäre wirklich jammerschade, wenn Du den Entschluß gefaßt hättest, nie mehr für die Oeffentlichkeit zu schreiben. Diejenigen sind am meisten berechtigt, Geschichte zu schreiben, die sie machen, wie eben Du, theurer Freund; andere Geschichten werden ja heutzutage gar nicht gelesen. O, ziehe Dich ja nicht zurück, niemals warst Du uns nothwendiger als eben jetzt. Ich bin ganz Deiner Ansicht: gar manche von unseren Chefs und Anführern haben sich große Fehltritte zu Schulden kommen lassen, Fehltritte, die unverzeihlich sind, Fehltritte, die an Verbrechen grenzen; doch glaube ich nicht, daß es schon an der Zeit wäre, den Schleier zu lüften, der solche Fehler deckt. So lange uns noch etwas zu thun übrig bleibt, so lange wir die Sympathien der Völker Europa's in Anspruch zu nehmen und auszunützen gezwungen sind, und Hoffnungen für unser Volk auf eine mögliche Veränderung der Umstände, auf europäische Ereignisse bauen, so lange Ungarn

nicht ganz dem Tode, der Vergangenheit angehört, so lange ist die Zeit für uns noch nicht gekommen, gegen einander zu strenges Recht zu üben und unbarmherzig zu sein. Wir müssen ja alle unsere Kräfte schonen für jene bessern Zeiten, auf die wir hoffen und auch noch lange zu hoffen nicht werden aufhören können. So lange der letzte Funke dieser Hoffnung in unsern Herzen nicht erlöscht, dürfen wir uns keines unserer Glieder berauben, auch wenn es uns geschadet hätte.

Deshalb ist es freilich schwer, Geschichte zu schreiben (einen Tacitus können wir unter uns jetzt noch nicht suchen), aber unmöglich ist es nicht; — wir haben so viel Herrliches zu erzählen, viel mehr, als man zu einem Epos braucht. Einen Curtius oder Herodot, einen Virgil oder Homer, gleichviel, ob in Prosa oder Versen — eine Epopee ist ja auch Geschichte — das brauchen wir. Und Memoiren, die guten, die brauchen wir auch; es wird ja so viel geschrieben. Was würde aus der Welt, wenn die Guten nicht mehr schrieben.

Du wirst wohl über dieses Kauderwelsch, das ich soeben dem Papiere anvertraut, recht herzlich lachen. Ich sage, man soll Geschichte schreiben, ohne dabei gerecht zu sein, dann sage ich wieder, es sei unmöglich, Geschichte zu schreiben, und rathe Dir doch, es zu thun. Der Teufel werde klug daraus! Doch dies Alles beweist nur, daß ich mich oft schlecht ausdrücke, nicht aber, daß ich Unrecht habe. Ich meine nicht ganz *das*, was ich gesagt, aber *beinahe* das.

Wenn Du mich zu irgend etwas brauchen kannst, so verfüge über mich. In diesem Augenblick weiß ich noch Niemanden, den ich dir zum Mitarbeiter an einem Werke, wie Du es im Sinne hast,*) empfehlen könnte.

Horváth (Michael) und Vukovits schreiben an einer Geschichte der letzten Ereignisse in Ungarn; sie wird wahrscheinlich in ihrem Genre ein gediegenes Werk werden; sie haben mir übrigens noch nichts davon mitgetheilt. Soll ich mit diesen sprechen?

Was mich betrifft, so unterziehe ich mich jeder Aufgabe,

*) Mein „Nationalkrieg".

die meine Kräfte nicht übersteigt, fürchte aber, daß diejenige, die Du mir zugedacht, eine für mich unmögliche ist, da ich gerade bei jenen politischen Ereignissen, um welche es sich handelt, nicht zugegen war. Es ist ein ganz besonderer Vortheil, bei Begebenheiten, die man erzählt, zugegen gewesen zu sein. Ich könnte höchstens nur die diplomatischen Verhältnisse Ungarn's zu Frankreich und England beschreiben. Doch wir müssen das Alles noch weiter besprechen ehe wir es in's Werk setzen.

Ich bitte Dich, schreibe mir bald wieder. Lebe wohl und glücklich und komme bald nach Paris.

Hier hat sich in letzterer Zeit wenig Neues ereignet. Die politischen Nachrichten kennst Du aus den Zeitungen. Die Regierung ist mit uns zufrieden, da Keiner von uns an politischen Umtrieben Theil nimmt. „Nous n'appartenons en France à aucun parti, pas même a celui de l'ordre!" sagte ich neulich dem Polizeipräfekten, und er war damit, wie natürlich, zufrieden. Nochmals lebe wohl!

III.

Montmorency, 20. September 1850.

Dein letzter Brief bereitete mir ebenso viel Vergnügen — als Schmerz! Vergnügen — denn er kam von Dir, ist ein neuer Zeuge Deiner unermüdlichen Thätigkeit im Dienste unseres Vaterlandes und weil er mir die Hoffnung reicht, daß in Kurzem abermals ein gutes, unsere Freiheitskämpfe meisterhaft schilderndes Werk erscheinen werde. Schmerz — weil es den Anschein hat, als ob Deine Hoffnungen zu sinken begännen.

Sieh', theurer Freund, auch in meiner Brust versiegen die Hoffnungen und ich weiß, daß dies nicht die Folge körperlicher Leiden, sondern einer richtigern Auffassung der gegenwärtigen Umstände ist. Oh! es ist zum Verzweifeln! Leben, nur um zu leben — ich kann es nicht ertragen. Das Leben ist mir ein bloßer Rahmen ohne Werth, wenn das Gemälde darin mangelt.

In die hessischen Ereignisse scheinst Du noch einige Hoffnung zu setzen; ich nicht mehr. Neuesten Nachrichten zufolge sollen ja Oesterreich und Baiern interveniren. Der Vorfall in

Heſſen wird nur Früchte tragen als Beiſpiel in der Geſchichte, aus welchem auch ſpäte Nachkommen noch Belehrung ſchöpfen werden. Im gegenwärtigen Augenblicke jedoch wird hier wie überall die rohe Kraft den Sieg davontragen. Es iſt möglich, daß ich mich täuſche, doch ſollte es uns beſchieden ſein, die Morgenröthe der Freiheit jemals wieder anbrechen zu ſehen, ſo glaube ich nicht, daß uns Deutſchland's Himmel dieſen beſeligenden Anblick zuerſt darbieten wird. Die gegenwärtigen Herrſcher dulden nichts, was der Freiheit zuträglich werden könnte, möge dies ſein, wo immer! Und in Wirklichkeit ſind die wahren Kosmopoliten der Welt die gekrönten Häupter, insbeſondere aber der Czar von Rußland?! Er begnügt ſich nicht allein damit, daß in ſeinem Reiche Frieden herrſche — er bekämpft das revolutionäre Prinzip überall, wo er es vorfindet, und jenes Prinzip, welches er für das alleinſeligmachende hält, will er überall anwenden, überall vertheidigen auf dem ganzen Erdball; und dies macht ihn groß in gewiſſer Beziehung!

Nicht ſo die Liberalen! Sie ſind niemals einer Meinung, vereinigen ſich nur ſelten zu gemeinſchaftlichem Wirken; und oft genug freut ſich der Eine in dummer Weiſe über den Schaden des Andern! Nicht bei uns, nur im feindlichen Lager gibt es Weltbürger; und befinden ſich auch ſolche bei uns, ſo ſind ſie ſicher nicht unter den Führern zu finden.

Ueber den Fall Haynau's freue ich mich herzlichſt; derſelbe kann auch noch andere Folgen haben. Die öſterreichiſchen Offiziere ſind höchſt erbost darüber. Sie haben bereits das Bildniß der Königin Viktoria inſultirt und waren ſo tapfer, dasſelbe mit Füßen zu treten. Das wäre an und für ſich wohl nicht ſehr wichtig; doch da die öſterreichiſche Regierung gegenwärtig eher eine militäriſche als bürgerliche iſt, ſo kann man aus all' dem folgern, daß Oeſterreich mit England, ob der ſich gegenſeitig ſchuldenden Genugthuung, ſehr leicht in einen ernſtern Streit gerathen könnte. Hältſt Du dies für unmöglich?

Auf jeden Fall hat die Sache eine gute Seite, nämlich daß dadurch die Aufmerkſamkeit der Welt abermals auf U
gelenkt wurde, was ſchon daraus zu entnehmen, daß die

vativen Blätter Frankreich's, welche uns schon lange Zeit in Ruhe ließen, von Neuem wieder ihre Angriffe gegen uns beginnen. In der „Assemblée Nationale" und im „Constitutionnel" erschienen sehr schmutzige Artikel über uns, auf die ich — meinen Kräften angemessen — bereits antwortete; meine Erwiderung erschien in der „Presse" vom 15. d. Mts., wo Du sie möglicherweise gelesen haben dürftest. Nach dem „Constitutionnel" wären wir lauter Robespierres und die österreichische Regierung, von Haynau angefangen bis Bach, lauter Engel!

Oh! theurer Freund, ich leide unaussprechlich und bin muthlos und nervös, wie noch nie! Im Uebrigen ist meine Gesundheit erträglich.

Komme doch, sobald Du es thun kannst. Schade, daß Du nicht schon gekommen. Brüssel ist doch so nahe und wie sehr haben wir uns nach Dir gesehnt!

Ich würde Dich besuchen, doch pro momento sind mir die Flügel gestutzt, i. e. ich habe kein Geld! Ich mußte mich viel in der Sache der Emigration bemühen, hin- und herlaufen und das verursacht Unkosten.

Schreibe baldmöglichst.

IV.

Montmorency, 2. Oktober 1850.

Ich habe Dir eine sehr wichtige Mittheilung zu machen. Laut einem aus Lugano erhaltenen Briefe ist die Zahl der österreichischen Deserteure daselbst eine sehr große, die noch täglich im Wachsen begriffen ist, obwohl wir, wie Du wohl weißt, in dieser Beziehung gar keine Schritte unternahmen. Die Flüchtlinge sind brodlos, überhaupt ohne jegliche Hülfe; sie betteln auf allen Stegen und Wegen, betragen sich aber sonst gut. Mit Ausnahme des einen Kantons Tessin hat man sie überall ausgewiesen; selbst Sardinien verweigert ihnen die Aufnahme.

Das ist sehr traurig! Obwohl diese Desertionen gerade jetzt nicht in unserem Interesse liegen, können wir unsere verlassenen Landsleute doch nicht ohne jede Hülfe lassen.

Es befindet sich hier ein reicher Mann, der — wie man sagt — geneigt wäre, Geld herzugeben, wenn wir einen Offizier, der die Aufsicht über diese Unglücklichen übernehmen würde, ihm zur Verfügung stellen könnten; doch müßten wir für den betreffenden Offizier natürlich volle Bürgschaft übernehmen.

V.

Montmorency, 14. Oktober 1850.

Dein Brief hat mich sehr erfreut; ich ersah aus demselben, daß wir nicht nur im Prinzip, sondern auch in den Details der Frage vollkommen übereinstimmen.

Ich halte die Desertionen der in die österreichische Armee eingereihten Honveds unter den gegenwärtigen Verhältnissen für sehr nachtheilig und würde es gerne sehen, wenn selbe verhindert werden könnten. J'aborde en ceci dans ton sens! Der an dieselben gerichtete Aufruf ist sehr schön und zweckmäßig. Möchte er nur in die Hände unserer armen Landsleute gelangen. Er würde sie kräftigen in der Ausdauer und ihnen Hoffnung verleihen, ohnewelche zu leben unmöglich ist. Was sollen wir aber mit jenen anfangen, die bereits im Kanton Tessin sind? Ich habe sie dem schweizerischen Gesandten empfohlen, der selbst die Angelegenheit vor mir erwähnte. Hier unter uns haben wir, wie ich mich überzeugte, keine geeignete Persönlichkeit, die man dahin senden könnte, was um so bedauerlicher, da die Zahl der Flüchtlinge 600 beträgt, wie ich aus ziemlich verläßlicher Quelle erfahre. Zugegeben aber, daß die Hälfte hievon Uebertreibung sei, so bleiben auch 300 Mann noch immer eine bedeutende Zahl. Wir müssen unter allen Umständen einen sichern Mann dahin senden. Jeder Andere würde das Uebel nur vergrößern, da er sich das für eine ähnliche Mission nöthige Ansehen nicht erwerben könnte. Trachte Abhülfe zu schaffen — ich wäre Dir sehr dankbar dafür.

Den Protest gegen die österreichische Regierung betreffend, theile ich Eure Ansichten. Man will uns aus der Liste der Völker gänzlich streichen. Wir, die wir frei sind, können und dürfen dies nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Frage bleibt

nur, in welche Form wir unſern Proteſt zu kleiden haben. Es iſt ein Unglück, daß, wenngleich im Prinzip einverſtanden, die Menſchen ſo häufig in den Details verſchiedener Meinung ſind. Dieſe Schrift müßte hauptſächlich durch die letzten Maßnahmen der öſterreichiſchen Regierung motivirt werden, durch die Abſicht derſelben, Ungarn in drei oder gar in fünf Provinzen zu theilen. Sie kann ſich über Anderes auch ausſprechen, muß ſich an die Regierungen wenden, aber gleichzeitig, da ihr Eindruck auf dieſelben vorausſichtlich kein großer ſein wird, derart abgefaßt ſein, daß ſie auch in den Zeitungen erſcheinen könne. Ich möchte gerne Deine Meinung darüber hören, ob wir ſofort ſchreiben ſollen oder erſt dann, wenn die Theilung Ungarn's bereits angeordnet und wir im Beſitze der diesbezüglichen Regierungserläſſe ſein werden. Jedenfalls wäre es gut, wenn wir Beide ſchrieben und uns gegenſeitig von dem Inhalte unſerer Proteſte in Kenntniß ſetzen würden.

Noch immer ſehe ich nicht viel Hoffnung für die Sache, die wir verfechten, — allem Anſcheine nach iſt Preußen wieder zum Frieden geneigt. Doch deshalb werde ich nie und nimmer und unter keinerlei Umſtänden mich der Anſicht hingeben, daß wir thatlos bleiben ſollen. Stets wird es für uns irgend eine Arbeit geben; vorläufig wollen wir der Welt unſere Angelegenheit bekannt machen. Es iſt wahr, daß ich viele Menſchen auf dieſer Welt verabſcheue; immerhin müſſen wir, um mit Erfolg zu arbeiten, die Theilnahme der Beſſern nähren.

Es iſt ſchwer, daß eine Nation ganz unabhängig von den andern über ihre Zukunft entſcheide — obwohl ich zugebe, daß auch dies nicht unmöglich iſt.

VI.

Montmorency, 18. Oktober 1850.

In Angelegenheit der in Lugano befindlichen Flüchtlinge ſchrieb ich Monti nach Teſſin, welcher auf mein Anſuchen ſofort ein Comité gründete, deſſen Haupt der Herzog von Litta iſt; ſo wäre alſo für die momentanen Bedürfniſſe der Armen geſorgt.

Es wurde Winkler dorthin entsendet, jener ungarische Offizier, der in Venedig diente.

Doch jetzt müßten wir auch für ihre Zukunft etwas thun, denn die Hülfe, die ihnen zu Theil wird, ist, wie auch Monti schreibt, nur eine augenblickliche. Wo sie unterbringen? An wen uns wenden? Es müßte gründlich für sie gesorgt werden und wäre es schade, sie in gar zu entfernte Gegenden zu schicken, da wir in Kurzem für sie Verwendung finden dürften. Die politische Lage wird ja überall und von Tag zu Tag verwickelter!

Soeben bekam der Bischof Michael Horváth Deinen Brief. Die Zeitschrift wird also möglicherweise doch das Licht der Welt erblicken. Den gewünschten Artikel wird schon irgend Jemand von uns schreiben; ich glaube, Vukovits wird dies übernehmen. Ich werde mich der Arbeit auch nicht entziehen und insofern ich nützlich sein kann, wollet Ihr über mich verfügen.

Ich bin seelenkrank und dies wirkt auch auf meinen Körper zurück. Die finsteren Farben, in welchen ich meine Zukunft erblicke, erlahmen meine Kräfte. Gebe Gott, daß ich die Zeit unserer Freiheit erlebe. — Doch vermag ich es kaum zu glauben. Mein Körper wird vor der Zeit zusammenbrechen und nimmer werde ich das gelobte Land wiedersehen! Die Zukunft lächelt aus zu weiter Ferne auf mich, während die Gegenwart mich schon heute erdrückt! Gott mit Dir, werther Freund! Der Himmel verleihe seinen Segen Deinen edlen Bemühungen! Gerne würde ich Dir folgen, doch bin ich, wie es scheint, unter einem unglücklichen Stern geboren! Gott segne Dich.

VII.

Montmorency, 14. November 1850.

Du kannst Dir nicht denken, theurer Freund, in welchem Zustande ich mich befinde. Ich bin nicht fähig, einen klaren Gedanken zu fassen; eine wüthende Bestie hat mehr Ueberlegung als ich. Ich will mich daher nur kurz fassen, damit Du über mich den Stab nicht brechest.

Ich trauere, Freund, trauere über meine goldenen Träume,

über meine schönen Hoffnungen! Mitunter lache ich wohl auf, wie man in der Hölle, von Schmerzen gepeinigt, auflacht.

Wie ich sehe, trinkt man in Preußen mehr gebrannten als alten Wein, und doch hat selbst das Bier mehr Werth als der Schnaps; Cobden hinwieder hält sogar das „Nichts" für zu viel und bereitet sich vor, gegen den kriegerischen Geist Preußen's große Meetings abzuhalten. Arme preußische Regierung! Noch nie wurde Jemand ungerechter angegriffen. Oesterreich bedroht sie, die „peace-party" (Friedenspartei) bedroht sie. Wohin soll sie sich retten? Man zwingt sie ja förmlich, vom Erdboden zu verschwinden.

Meisterhaft wahrlich ist die Verwickelung der europäischen Verhältnisse! Der ganze Erdtheil ein einziges, riesiges Räuberlager; und nicht genug, mit den Räubern, die plündern, morden, sengen und brennen, mußte sich auch noch eine „Friedenspartei" bilden, eine Friedenspartei, welche die anständigen Menschen den Räubern gegenüber entwaffnet. Cobden's Thätigkeit ergänzt diejenige des Czaren von Rußland. O, Freund, ich könnte brüllen vor Pein! Woher Muth nehmen zur Arbeit ohne jede Aussicht, auch nur hoffen zu dürfen?!

Die neuesten Zeitungen bringen sehr böse Nachrichten. Wenn Jemand ein Drama geschrieben hätte, ähnlich demjenigen, welches die Großmächte vor aller Welt Augen zum Besten geben, nicht Kerker, die Peitsche hätte er verdient! Wofür sollen wir das Ganze wohl nehmen? Als Ernst ist es zu erbärmlich, als Scherz vielleicht noch erbärmlicher! Nicht wahr, wir gehen nicht nach Berlin? Armes Pest, armes Ungarn, wohin wir über Berlin zu gelangen hofften!

Für die in Hamburg zu erscheinende Zeitschrift hätte auch ich gerne etwas beigetragen; doch wie kann ich mit gebrochenem Herzen schreiben? Mein Gehirn faßt unter den gegebenen Verhältnissen keinen vernünftigen Gedanken; immerhin werde ich trachten, mich zu ermannen, ich verspreche es. Der Bischof (Michael Horváth) schrieb bereits etwas über die russische In-

n in Ungarn; er wird den Artikel dieser Tage einschicken.

Bukovits hat seine Abhandlung beinahe beendet. So hoffe

ich, daß man die erste Nummer in Kurzem wird erscheinen lassen können. Zürne uns nicht darüber, daß die versprochenen Beiträge so langsam einlangen. Wir leben in ganz außergewöhnlichen Verhältnissen hier.

Gebe mir, ich bitte Dich, baldigst Weisung, ob ich mit dem Polizeidirektor sprechen soll, bevor Du noch hieher kömmst? Es wird einfacher sein, denke ich, wenn ich erst nach Deiner Ankunft bei ihm anfrage, oder besser, ich frage gar nicht, — dies ist ja nicht nothwendig — sondern beschränke mich darauf, für Dich einen Paß zu verlangen. Gegenwärtig behelligt man hier die Ungarn nicht. Ich bitte Dich nur, daß Du Deinen Plan nicht irgendwie änderst, denn glaube mir, es ist viel besser hier als in London zu leben. Wir erwarten Dich sehnsüchtig. Komme baldigst und verbringen wir diesen Winter zusammen, der sicherlich entscheidend sein wird für alle Welt, insbesondere aber für unsere arme Heimat. Bist Du nicht derselben Ansicht? Du wirst sehen, daß die Zukunft meine Aussage bestätigen wird.

Eins hätte ich beinahe vergessen. Herzog Litta schrieb mir aus Tessin einen sehr herzlichen Brief. Es hat sich dort ein Comité gebildet zur Unterstützung der in Lugano befindlichen ungarischen Flüchtlinge. Nach Litta's Brief ist die Zahl der dortigen Flüchtlinge insgesammt 152, also nicht 600, wie ich es zuerst vernommen. Für 152 Menschen läßt sich schon leichter sorgen. Das Tessiner Comité hat bereits 1500 Franken für unsere armen Landsleute gespendet. Winkler hat die Oberaufsicht übernommen. Was sollen wir nun thun? Litta fordert uns auf, Sorge zu tragen für die Zukunft der armen Flüchtlinge, denn jede Hülfe, die aus Tessin kommen kann, ist nur eine momentane. Ich weiß nicht, was ich Litta antworten soll. Sollen wir sie nach Amerika schicken? Es wird uns kaum etwas Anderes übrig bleiben. Wir hofften, sie bei den sardinischen Eisenbahnen unterbringen zu können, doch sagt Litta, daß dies kaum gehen wird. Was sollen wir thun? Schreibe! Rathe!*)

*) Wir verbrachten den Winter von 1850/51 zusammen in Paris, daher der folgende Brief erst vom 19. Mai 1851 datirt ist.

über meine schönen Hoffnungen! Mitunter lache ich wohl auf, wie man in der Hölle, von Schmerzen gepeinigt, auflacht.

Wie ich sehe, trinkt man in Preußen mehr gebrannten als alten Wein, und doch hat selbst das Bier mehr Werth als der Schnaps; Cobden hinwieder hält sogar das „Nichts" für zu viel und bereitet sich vor, gegen den kriegerischen Geist Preußen's große Meetings abzuhalten. Arme preußische Regierung! Noch nie wurde Jemand ungerechter angegriffen. Oesterreich bedroht sie, die „peace-party" (Friedenspartei) bedroht sie. Wohin soll sie sich retten? Man zwingt sie ja förmlich, vom Erdboden zu verschwinden.

Meisterhaft wahrlich ist die Verwickelung der europäischen Verhältnisse! Der ganze Erdtheil ein einziges, riesiges Räuberlager; und nicht genug, mit den Räubern, die plündern, morden, sengen und brennen, mußte sich auch noch eine „Friedenspartei" bilden, eine Friedenspartei, welche die anständigen Menschen den Räubern gegenüber entwaffnet. Cobden's Thätigkeit ergänzt diejenige des Czaren von Rußland. O, Freund, ich könnte brüllen vor Pein! Woher Muth nehmen zur Arbeit ohne jede Aussicht, auch nur hoffen zu dürfen?!

Die neuesten Zeitungen bringen sehr böse Nachrichten. Wenn Jemand ein Drama geschrieben hätte, ähnlich demjenigen, welches die Großmächte vor aller Welt Augen zum Besten geben, nicht Kerker, die Peitsche hätte er verdient! Wofür sollen wir das Ganze wohl nehmen? Als Ernst ist es zu erbärmlich, als Scherz vielleicht noch erbärmlicher! Nicht wahr, wir gehen nicht nach Berlin? Armes Pest, armes Ungarn, wohin wir über Berlin zu gelangen hofften!

Für die in Hamburg zu erscheinende Zeitschrift hätte auch ich gerne etwas beigetragen; doch wie kann ich mit gebrochenem Herzen schreiben? Mein Gehirn faßt unter den gegebenen Verhältnissen keinen vernünftigen Gedanken; immerhin werde ich trachten, mich zu ermannen, ich verspreche es. Der Bischof (Michael Horváth) schrieb bereits etwas über die russische Invasion in Ungarn; er wird den Artikel dieser Tage einschicken. Auch Vukovits hat seine Abhandlung beinahe beendet. So hoffe

ich, daß man die erste Nummer in Kurzem wird erscheinen lassen können. Zürne uns nicht darüber, daß die versprochenen Beiträge so langsam einlangen. Wir leben in ganz außergewöhnlichen Verhältnissen hier.

Gebe mir, ich bitte Dich, baldigst Weisung, ob ich mit dem Polizeidirektor sprechen soll, bevor Du noch hieher kömmst? Es wird einfacher sein, denke ich, wenn ich erst nach Deiner Ankunft bei ihm anfrage, oder besser, ich frage gar nicht, — dies ist ja nicht nothwendig — sondern beschränke mich darauf, für Dich einen Paß zu verlangen. Gegenwärtig behelligt man hier die Ungarn nicht. Ich bitte Dich nur, daß Du Deinen Plan nicht irgendwie änderst, denn glaube mir, es ist viel besser hier als in London zu leben. Wir erwarten Dich sehnsüchtig. Komme baldigst und verbringen wir diesen Winter zusammen, der sicherlich entscheidend sein wird für alle Welt, insbesondere aber für unsere arme Heimat. Bist Du nicht derselben Ansicht? Du wirst sehen, daß die Zukunft meine Aussage bestätigen wird.

Eins hätte ich beinahe vergessen. Herzog Litta schrieb mir aus Tessin einen sehr herzlichen Brief. Es hat sich dort ein Comité gebildet zur Unterstützung der in Lugano befindlichen ungarischen Flüchtlinge. Nach Litta's Brief ist die Zahl der dortigen Flüchtlinge insgesammt 152, also nicht 600, wie ich es zuerst vernommen. Für 152 Menschen läßt sich schon leichter sorgen. Das Tessiner Comité hat bereits 1500 Franken für unsere armen Landsleute gespendet. Winkler hat die Oberaufsicht übernommen. Was sollen wir nun thun? Litta fordert uns auf, Sorge zu tragen für die Zukunft der armen Flüchtlinge, denn jede Hülfe, die aus Tessin kommen kann, ist nur eine momentane. Ich weiß nicht, was ich Litta antworten soll. Sollen wir sie nach Amerika schicken? Es wird uns kaum etwas Anderes übrig bleiben. Wir hofften, sie bei den sardinischen Eisenbahnen unterbringen zu können, doch sagt Litta, daß dies kaum gehen wird. Was sollen wir thun? Schreibe! Rathe!*)

*) Wir verbrachten den Winter von 1850/51 zusammen in Paris, daher der folgende Brief erst vom 19. Mai 1851 datirt.

VIII.

Genf, 19. Mai 1851.

Ich hätte Dir schon längst geschrieben, doch wartete ich auf Deinen Brief, in welchem Du mir, wie dies bei unserer letzten Zusammenkunft besprochen worden, wichtige Dinge mittheilen wolltest. Gewiß warst Du zu sehr beschäftigt, wahrscheinlich mit Reisevorbereitungen, denn, wie ich weiß, willst Du für einige Wochen nach England. Deine jetzigen Sorgen und Angelegenheiten sind sicherlich wichtiger und dringender als die meinigen. Ich kann Dir wirklich nicht mit der geringsten bemerkenswerthen Nachricht dienen. Ich verbringe meine Tage in sehr guter Gesellschaft — in einer gewählten zwar, aber sehr kleinen Gesellschaft, id est, ich bin größtentheils allein und kann ganz nach meinem Gefallen Trübsal blasen. Meine Hauptbeschäftigung ist die Herstellung meiner Gesundheit; doch will mir dies nicht gelingen. Als ob ein Fluch auf mir lasten würde und auf Allem, was ich unternehme. So wie in Jedem, kann ich auch mit meiner Gesundheit auf keinen grünen Zweig kommen.

In England wirst Du sicherlich mit sehr einflußreichen Persönlichkeiten zusammentreffen; ich bitte Dich, mich von dem Ergebniß dieser Zusammenkünfte zu verständigen. Unsere ganze Hoffnung beruht nur noch auf den Gegnern der jetzigen Zustände. Wenn wir nur einig wären! Die Hauptsache ist die Befreiung unserer armen, internirten Freunde. Verwende darauf, ich bitte Dich inständigst, Deine ganze Sorgfalt. Kossuth ist eine große Kraft, ihn können wir nicht entbehren. Palmerston hingegen müssen wir die Maske vom Gesichte herunterreißen. Er sagte nicht die Wahrheit, als er im Parlament vorgab, nicht im Stande gewesen zu sein, Kossuth und seine Gefährten zu befreien. Es ist nicht wahr, daß er es nicht konnte, er wollte sie nicht befreien! Man muß ihn unnachsichtlich angreifen, das ist meine Ansicht! Außerdem muß man bekannt machen, welchen Gefahren unsere Landsleute dort ausgesetzt sind, wo selbst Zucker, Kaffee und Salz nicht selten vergiftet werden; man muß Lord Palmerston verantwortlich machen für Alles, was unsere Landsleute in ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte treffen

könnte. Ich glaube fest, daß es Oesterreich's Absicht ist, unsere unglücklichen Gefährten aus der Welt zu schaffen; deshalb will es dieselben auch nicht aus Kiutahia sich entfernen lassen. Hier scheint dieses Ziel am leichtesten zu erreichen. Wahrlich, es wäre gut — gut und dringend — über all' dies in den englischen Blättern Artikel zu veröffentlichen. Wir können es nicht gestatten, daß unsere Freunde noch länger dort verbleiben. Mein theurer Freund, veranlasse das Nöthige und handle!

Und nun Gott mit Dir! Schreibe sobald Du kannst und komme baldmöglichst hieher nach Genf.

Die Dinge in Europa verwickeln sich in der That, doch kommen wir trotzdem nur langsam vorwärts — und doch müssen wir im nächsten Jahre in der Heimat sein, nicht wahr?!

Ich grüße unsere Freunde!

IX.

Genf, den 7. Juni 1851.

Entschuldige, daß ich Deinen lieben Brief bis heute unbeantwortet ließ. Ich war traurig und krank! Mein Seelenzustand hat sich auch jetzt noch nicht gebessert, ich bin vielmehr verzagter und leidender als je; dennoch greife ich zur Feder, weil ich es als Pflicht betrachte, Euch die traurigen Nachrichten mitzutheilen, die ich soeben erhielt. Ihr haltet Euch dort auf,*) wo man vielleicht noch handeln und helfen kann; Ihr kennt die Verhältnisse, könnt mit den einflußreichen Persönlichkeiten sprechen, in der Presse auftreten, könnt Lärm schlagen. Thut es, um Gottes Willen, thut es! Sprich mit Viktor Hugo, mit Emanuel Arago!

Kasimir Batthyány schreibt mir aus Kiutahia am 9. Mai Folgendes:

„Nach langer Ungewißheit und vergeblichem Hoffen drang endlich die Nachricht nach Kiutahia, daß die Pforte, trotz ihrer feierlichen Proteste und Erklärungen, schließlich dennoch den Forderungen Oesterreich's nachgegeben und sich entschlossen den einen Theil der internirten Flüchtlinge [illegible]

*) in Paris.

setzen, den andern aber, nämlich die von Oesterreich besonders benannten Personen, auch ferner zurückzubehalten. Gleichzeitig mit dieser Nachricht trafen auch Eder und Jázmády, der erste und zweite Dragoman der Internuntiatur, in Kiutahia ein, mit Weisungen an die Behörden und, wie es scheint, mit unumschränkten Vollmachten versehen. Am nächsten Tage wurde bekannt gegeben, daß mit Ausnahme Kossuth's, der beiden Perczel, Gyurmán's, Wisocki's, Kasimir Batthyány's alle übrigen ungarischen Flüchtlinge, sei es, daß sie in Kiutahia internirt gewesen oder sich dort freiwillig aufhielten, im Verlaufe von drei Tagen von dort weiter befördert würden. Denen, die Kiutahia zu verlassen hatten, darunter auch Mészáros, wurde eröffnet, daß sie keine Gefangenen mehr seien, aber darüber, wohin man sie bringen, welches ihr künftiges Loos sein, wo man sie auf freien Fuß setzen werde, wurde ihnen nichts gesagt. Es verlautet, daß sie in Khömlük eingeschifft und von dort nach Malta gebracht werden sollen, wo man ihnen endlich die Erlaubniß ertheilen wird, nach Belieben ihre Reise fortzusetzen. Natürlich wird ihre freie Wahl durch den Mangel an Geldmitteln und Reisepässen stark beeinträchtigt, und da sozusagen kein Einziger unter ihnen Geld hat, so ist es sehr wahrscheinlich, daß fast Alle sich genöthigt sehen werden, nach Amerika auszuwandern.

„Vor der Abreise von Kiutahia sind die sonderbarsten Verfügungen getroffen worden, die auch weiterhin zu internirenden Personen sowohl, als diejenigen betreffend, die abzureisen oder freiwillig dort zu bleiben Willens waren. Alles wurde durch die österreichischen Agenten Eder und Jázmády beschlossen, während türkische Vermittler gar nicht zugegen waren; die dortige türkische Obrigkeit aber mußte sich den Verfügungen der österreichischen Agenten unbedingt unterwerfen. So wurde dem reformirten Geistlichen Acs zuerst die Erlaubniß ertheilt, als Freiwilliger bleiben zu dürfen, später aber wurde er für internirt erklärt; der erste Befehl lautete, daß es blos fünf Personen gestattet sein werde, an Kossuth's Seite zu bleiben, später erhielten hiezu zehn die Erlaubniß."

Kossuth erwähnt in einem Briefe, welcher mir gleichfalls

heute zukam, blos acht Personen, doch wird Batthyány auch Berzenczey und Wagner dazu gezählt haben. Berzenczey war schon reisefertig, als ihm erklärt wurde, daß er internirt sei; später gestattete man ihm das Abreisen, und da wollte er von der Erlaubniß keinen Gebrauch mehr machen. Auf die Verantwortung Batthyány's wurde auch Házmán und Szerényi das Verbleiben gestattet.

All' dies beweist zur Genüge, wie tief die Türkei bereits gesunken, und läßt auch durchblicken, wer über das Loos der Gäste des Padischah — so nannte man ja die Ungarn — in der Türkei entscheidet. Im Uebrigen hat Beg Suleyman mit Ausnahme Kossuth's allen übrigen Internirten das Versprechen des Großveziers überbracht, sie würden bis September sicher freigelassen werden, „vielleicht auch früher," ward hinzugefügt. Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, wie wenig man auf solche Versprechungen bauen darf. Kossuth hat man nichts versprochen, folglich wird man ihn auch im September noch nicht freilassen.

Hieraus ist ersichtlich, daß die Türken allen Forderungen Oesterreich's nachgaben, und daß dort nicht mehr die Türken, sondern die Russen, respektive die Oesterreicher regieren. Dieser Fall hätte nicht eintreten können, wenn die französische und englische Regierung nicht mit unsern Unterdrückern einverstanden gewesen wären; sie allein haben der Pforte die schändliche Rolle aufgedrängt, welche letztere nun zu spielen hat. Palmerston ist ein Heuchler und die französische Regierung kennen wir. Jetzt unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß beide Regierungen uns irregeführt und gerade das Gegentheil von dem gethan haben, was sie uns zugesagt. Wir wissen es ja, daß die Pforte bereit war, alle Internirten freizulassen. Wenn England und Frankreich sich nur neutral verhalten hätten, so wären die Forderungen Oesterreich's seitens der Türkei gewiß unberücksichtigt geblieben.

Dies Alles darf nicht weiter mehr verschwiegen werden, man muß die Heuchler entlarven. Ich fürchte, daß man Kossuth vergiften will; Du weißt, wie leicht dies dort geschehen kann, wo gar keine polizeiliche Kontrole geübt wird, wo — wie Kossuth in einem frühern Briefe schreibt, — Zucker, Kaffee, oft

auch das Salz vergiftet werden. Die Reaktion scheut kein Mittel, welches zum Ziele führt. Wie groß ist die Zahl der durch ihre Schergen verübten Meuchelmorde! Diese meine Befürchtung wird durch den Umstand gesteigert, daß eben Jázmády, der bekannte Meuchelmörder, mit unbeschränkter Macht über das Schicksal unserer Freunde walten darf, derselbe Mensch, der schon einige Male versucht hatte, Kossuth zu ermorden. Vor einigen Monaten hat ihn Beg Suleyman aus Kiutahia ausgewiesen und bis Brussa escortiren lassen, weil er die Internirten vor ihm schützen wollte, und jetzt kommt derselbe Schurke nach Kiutahia zurück als Machthaber über das Leben Kossuth's und seiner Gefährten. Das ist schrecklich — das ist kaum glaublich.

Theile den Inhalt dieses Briefes Szemere und unseren andern Freunden mit. Handelt, wie Ihr könnt! Auch nach England müßte man schreiben; vielleicht übernimmt Szemere diese Aufgabe und schreibt an Pulszky. Ich stehe mit Pulszky nicht auf solchem Fuße, daß ich ihm schreiben könnte.

X.

Zürich, den 11. Oktober 1851.

Dank, daß Du so freundlich warst, mich von Deiner Abreise zu verständigen.*) Ich hätte gerne so Manches an Kossuth nach London geschickt, wenn ich vorher mit Dir hätte zusammenkommen können; doch per Post wage ich es nicht, weil, wie Julius (Graf Andrássy) behaupet, auch in der Schweiz die Briefe manchmal in Verlust gerathen. Gott beschütze Dich, mein theurer Freund! Ich kann Dir nichts Anderes senden, als meine besten Wünsche; wir haben ja unlängst Alles eingehend mündlich besprochen, auch habe ich Kossuth und den Andern meine Ansichten mitgetheilt. Uebergebe Kossuth meine herzlichsten Grüße.

XI.

Zürich, den 14. November 1851.

Ich danke Dir sehr für Deinen lieben, freundlichen Brief. Ach, hätte meine Anwesenheit in England von irgend einem

*) Ich reiste nach London, um Kossuth zu besuchen, der mittlerweile Kiutahia verlassen durfte und sich nach England begeben hatte.

Nutzen für unsere Sache werden können, glaube mir, ich hätte mich durch nichts abhalten lassen, Deiner Aufforderung Folge zu leisten. Leider konnte ich mich von der Zweckmäßigkeit dieser Reise durchaus nicht überzeugen und je länger und reiflicher ich die Gründe für und dagegen erwog, um so mehr fühlte ich mich von dem Gegentheil überzeugt. Kossuth braucht mich nicht. Vielleicht liegt ihm etwas an einer Unterredung mit Kasimir Batthyány, — ich will dies nicht untersuchen, nicht ergründen, — an mir aber liegt ihm ganz gewiß gar nichts. Er konnte ja, da Ihr, meine Freunde, ihn fragtet, ob er geneigt wäre, sich mit mir über Dies und Jenes zu verständigen, hierauf nicht leicht verneinend antworten, hiezu hat ihn meine Vergangenheit nicht berechtigt. Was thut es übrigens zur Sache, ob er so oder so geantwortet; jedenfalls kann er darüber, daß ich vorläufig nicht zu seiner Politik passe, kaum im Zweifel sein, er müßte denn mich und meine Ansichten gänzlich verkennen wollen. Der langen Rede kurzer Sinn ist also nur, daß ich nicht abgereist bin, doch darum keine Feindschaft! — nicht nur mit Dir keine, der Du mein Freund bist, sondern auch keine mit Kossuth! Außerdem geben meine Verhältnisse eine solche Reise und so viel Aufwand, wenigstens Ausgaben, nicht zu. Man muß sich nach der Decke strecken; auch bin ich noch immer leidend. Ich werde zwar Alles überwinden, wenn es die Zeit so fordert, aber die Gegenwart scheint eine solche Kraftanstrengung meinerseits nicht zu erheischen. Und dann hat ja Niemand Ursache, meine Abwesenheit politischen Gründen zuzuschreiben. Ich bin kein Feind Kossuth's, das weißt Du wohl, ich war sogar sein Anhänger, so lange er meiner bedurfte; jetzt ist er frei, jetzt ist seine Lage so glänzend, wie die keines Andern von uns, und so bin auch ich ihm gegenüber frei geworden. Er möge unserem Vaterlande nützen, wie er es für gut hält; so lange er demselben nützlich ist, werde ich nie gegen ihn auftreten. Dies kann ich versprechen, aber nicht mehr. „Jurare in verba magistri" ist mein Wahlspruch nicht und meinen Prinzipien werde ich nie untreu werden.

XII.

Zürich, den 6. Dezember 1851.*)

Ich bin im Besitze Deiner lieben Briefe, zögerte aber mit der Beantwortung derselben, weil sich derzeit die Ereignisse überstürzen und ich gehofft habe, daß wir uns dieser Tage in Paris sehen würden. Ja, mein geliebter Freund, wir bleiben Bundesgenossen bis in den Tod! Es wäre wünschenswerth, uns zu sehen. Wenn die Verhältnisse eine gute Wendung nehmen sollten, könnten wir vielleicht Paris zum Begegnungsort wählen.

Jetzt bin ich so aufgeregt, daß ich nicht ausführlich zu schreiben vermag. Ich befürchte, die drückende Last meines Daseins nicht länger ertragen zu können, wenn in Paris alle Hoffnungen zu Wasser werden. Ich habe nur noch die einzige, daß schnöder Betrug über eine ganze Nation unmöglich den Sieg davontragen könne.

Und doch kann ich meine hülfesuchenden Blicke nur nach Paris richten! Wenn aber auch dort Alles verloren geht, dann arbeiten wir rasch einen neuen Plan aus. Kein Plan kann so verwegen sein, daß ich mich von der Durchführung desselben zurückschrecken ließe; im Gegentheil, je größer die Gefahr, welche damit verbunden, um so freudiger werde ich daran Antheil nehmen. Sehe ich aber auch meine letzten Hoffnungen scheitern, dann will ich mich als Abenteurer, als Kumpan von Abenteurern — sollten sie auch als Diebe betrachtet werden — durch die Welt schlagen.

Später werde ich vielleicht mehr schreiben; jetzt erwarte ich Nachrichten. Die, welche ich bis heute erhielt, stimmen mit den Deinen überein. Am Abend des 3. d. M. hatte der Kampf in Paris noch nicht begonnen. Sollte ein Aufstand ausbrechen, dann treffen wir uns in Paris, nicht wahr? Wenn nicht, dann stehe ich Dir zur Verfügung.

Zögere nicht mit Deiner Antwort; Du siehst, ich beantworte Deine Briefe ungesäumt nach deren Empfang.

Entschuldige, daß ich so verworren schreibe; wahrlich, meine

*) Nach dem Staatsstreiche geschrieben.

Kräfte sind erschöpft; zweifle aber nie an meiner aufrichtigen, unveränderten Freundschaft.

XIII.

Zürich, 10. Dezember 1851.

Als ich Dir vor zwei oder drei Tagen schrieb, war ich so außer mir, daß ich ganz vergaß, Dir für Dein schönes Geschenk — ich meine Dein gelungenes Werk — zu danken. In Folge dieser schrecklichen Ereignisse, die meine Brust ganz aufwühlen, konnte ich erst jetzt mit der Lektüre beginnen. Es ist ein schönes Werk und wird sicherlich große Wirkung üben. Der Brief von Seher-Thoß enthält interessante Nachrichten; beiliegend schicke ich Dir einen ähnlichen, oder vielmehr ich schicke ihn noch nicht, denn nach Deinem letzten Schreiben muß ich hoffen, daß wir uns bald treffen werden. Dieser Brief enthält nebst den Nachrichten, welche Du bereits aus den Zeitungen kennst, noch die zwei folgenden:

1. daß der Präsident sich fortwährend in St. Cloud aufhalte und es nicht wahr sei, daß er in Paris eine Truppen-Revue abgehalten;

2. daß Emanuel Arago, Viktor Hugo, Schölcher, de Flotte und Andere sich in's Faubourg St. Antoine zurückgezogen und daß auch Emil de Girardin und Napoleon Bonaparte (Sohn Jérôme's) sich ihnen anschließen wollten, von denselben jedoch zurückgewiesen wurden. Seher-Thoß schließt sein Schreiben mit den folgenden Worten: „Mögen sich auch die in der Schweiz lebenden Ungarn fort machen, so lange es Zeit ist."

Sei so freundlich, dies Julius mitzutheilen. Dies wären die wichtigsten Punkte des Briefes; sobald wir uns treffen, theile ich Dir den ganzen Inhalt mit.

Ich habe mich noch immer nicht beruhigt! Ich bin wahnsinnig! Unmöglich, undenkbar, daß die Dinge in der gegenwärtigen Lage verbleiben! Mein Verstand sagt mir dies wohl — nichtsdestoweniger aber habe ich trübe Ahnungen!

XIV.

Zürich, 29. Dezember 1851.

Dank für Deine herzlichen Briefe und die interessanten Nachrichten, die Du mir mittheilst. Ausführliche Antwort erhältst Du erst morgen oder übermorgen, wenn ich mich etwas besser fühlen werde; jetzt bin ich sehr krank, seit zwei Tagen muß ich sogar das Zimmer hüten. Ich habe unerträgliche Kopfschmerzen, zum Ueberfluß Schwindelanfälle und meine Füße tragen mich kaum. Jawohl, der Körper zerfällt! Was hätte ich auch auf dieser Welt zu suchen, wenn mein Leben keinen Zweck mehr hat?

Es ist schwer, über die französischen Zustände unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu urtheilen. Frankreich ist gänzlich verstummt. Meiner Ansicht nach gibt es nur zwei Alternativen: Entweder ist es wahr, was ich meinerseits glaube, Louis Napoleon besitzt die Majorität in Frankreich nicht, und dann muß er, auf Oesterreich und Rußland gestützt, so regieren, wie diese es wünschen werden; wir aber könnten nur noch am Hofe von St. Petersburg erfahren, wie Frankreich's Politik nach Außen in der nächsten Zukunft beschaffen sein wird. In diesem Falle bliebe uns wenig Hoffnung übrig und würde in den nächsten Zeiten Alles im Interesse des Absolutismus — des russischen Absolutismus — entschieden werden; doch kann so Louis Napoleon's Herrschaft nicht über sechs Monate dauern.

Oder aber es ist *nicht* wahr, was ich glaube, und Louis Napoleon besitzt wirklich die Majorität. Ist dies der Fall, so werden wir zweifelsohne in kurzer Zeit ganz außerordentliche Dinge erleben. Die Großsucht des französischen Präsidenten kennt keine Grenzen. Sein Programm ist die Politik Napoleon's des Großen. Der Bedauernswerthe! Er möchte in jeder Beziehung seinem Onkel ebenbürtig werden. Wenn er daher keine innern Wirren zu befürchten hat, wird er den europäischen Großmächten gegenüber sich gerade so zügellos wie Napoleon der Große zeigen. Er wird die Rheingrenze, einen überwiegenden Einfluß in Italien und wenn er sich halten und in die öffentliche Meinung

Frankreich's Vertrauen ſetzen kann, auch die römiſche Krone und — wer weiß — vielleicht noch mehr, ſelbſt Kronen für ſeine Vettern begehren.

Wir haben alſo, denke ich, durchaus keine Urſache, gänzlich zu verzweifeln, denn in dem einem Falle ſtehen uns allgemeine europäiſche Wirren, im andern ein Krieg bevor! Qui vivra verra!

Ich werde dieſe ſchöne Morgenröthe, die Morgenröthe der Freiheit, nicht mehr erleben; doch Ihr — Ihr werdet ſie erleben, denn ich ahne, daß ſie bald anbrechen muß!

XV.

Zürich, 24. Januar 1852.

Beſten Dank für Dein liebes Schreiben, ſowie die beigeſchloſſene Sendung; ſie war für mich von großem Intereſſe. Gebe Gott, daß unſere auf Amerika geſetzten Hoffnungen ſich bewahrheiten mögen, ich habe aber noch einige Zweifel. Der Kongreß ſcheint ſich unſerer Sache gegenüber ſehr kalt zu verhalten. Du hältſt den Erfolg unſerer Anleihe für zweifellos. Ich will Dir meine Beſorgniſſe nicht mittheilen, welch' andern Erfolg könnten ſie auch haben, als Dich zu betrüben? Du ſcheinſt ſehr bekümmert, theurer Freund! Wenn ich Dich nur tröſten könnte, doch bin ich ſelbſt ſo muthlos, wie noch niemals! Ich fange nachgerade an das Verſtändniß für die Dinge zu verlieren, die in Europa, insbeſondere in Frankreich, vor ſich gehen. Auf Alles war ich vom Abſolutismus gefaßt, auf eine ſolche Schwäche unſererſeits aber nicht; das habe ich wahrlich nicht erwartet! Das Geſchick ſchlägt der Logik, wie es ſcheint, und der nüchternen Vernunft in's Antlitz, und unter dieſen Schlägen leide ich! Mein Gott, mein Gott! wie lange ſoll das noch dauern? Ich kann es wahrlich nicht überleben! Wenn das noch länger ſo fortgeht, wird es bald ein großer Vortheil ſein, als Eſel geboren zu werden, und am Beſten thut, wer ſeinen Verſtand — ſo lange er ihn noch beſitzt — in die Rumpelkammer wirft.

Ich danke Dir, theurer Freund, für die gute Meinung, die

Du von mir haſt; doch ich bin wahrlich zu ſchwach und zu krank, um mich perſönlich an die Spitze welcher Unternehmung immer ſtellen zu können. Ich werde nur mehr als Gemeiner unter Deiner Fahne kämpfen und gebe Gott, daß ich, ſtatt an Magenkrämpfen im Bette zu ſterben, mit dem Säbel in der Fauſt auf dem Schlachtfelde mein Leben für das Vaterland laſſen könne.

Es nimmt mich Wunder, daß Julius (Graf Andraſſy) von mir Antwort erwartet, da doch er mir eine ſchuldet. Die gewünſchten Briefe ſchickte ich ihm ein, was iſt mit ihnen geſchehen? Bis heute hat er mich darüber nicht beruhigt. Inzwiſchen habe ich ihm abermals geſchrieben, doch weiß ich ſeinen angenommenen Namen nicht. Vordem behob er ſeine Briefe poste restante unter dem Namen Jacques Anderſen und unter dieſem Namen ſchrieb ich ihm auch jetzt.

Mein Artikel, d. h. der von mir an Lord Dudley Stuart gerichtete lange Brief, erſchien doch endlich am 20. Januar in den „Daily News" und im „Morning Advertiſer". Ich kann Dir von hier aus dieſe Blätter nicht zuſenden, doch habe ich Sorge getragen, daß Du ſie von Czetz erhältſt. Die Ueberſetzung iſt keine getreue; ich darf behaupten, daß das franzöſiſche Original beſſer war. Einige Ausdrücke, die ich gerne gelaſſen hätte, haben ſie ganz geſtrichen; an anderer Stelle wieder, wo ich vom ungariſchen Adel ſpreche, der die Aufhebung der Steuerfreiheit ſelbſt wünſchte, haben ſie zur Erklärung hinzugeſetzt: „i. e. peerage, peers," wodurch meine Behauptung gänzlich unrichtig erſcheint. Du wirſt den Artikel leſen und mir dann Deine Meinung ſagen. Es umarmt Dich ꝛc.

XVI.

Zürich, 13. Februar 1852.

Dein freundliches Schreiben, welches ich jüngſt erhielt, habe ich mit großer Freude geleſen. Unſere Anſichten ſtimmen in Allem überein; wir ſind und bleiben Verbündete für ewig, nicht nur Freunde. Wir ſiegen oder ſterben vereint. Das iſt mein wahrer Glaube.

Meine Briefe haſt Du vollſtändig richtig aufgefaßt. Viele

Fehler werden von den Unsrigen begangen und es ist bedauerlich, daß auch Kossuth von so schlechten Rathgebern umgeben ist. — — — Kasimir (Batthyány) und Bartholomäus (Szemere) setzen also diesen unglückseligen Bürgerkrieg fort? Wohin soll das führen? Ich zittere vor Kossuth's Antwort. Er versteht es nicht sich zu mäßigen und wird sehr aufgebracht sein, was ich übrigens, ich muß es gestehen, sehr natürlich finde. Niemand wird im Stande sein, der Debatte Einhalt zu thun. Wir sind beklagenswerther geworden als selbst die Polen. Ich will das tiefste Stillschweigen bewahren, so lange es nur geht. Ich schäme mich!

O, wenn wir nur nicht selbst unsere Angelegenheiten verderben würden. Wir hätten ja noch Aussicht auf eine glückliche Zukunft. In Frankreich kann sich Alles leicht zum Bessern wenden. Ich wenigstens habe noch nicht aufgehört, auf Frankreich meine Hoffnungen zu setzen und vielleicht mit mehr Recht, als auf die Vereinigten Staaten, welche für Ungarn nichts Positives zu leisten im Stande sind, so lange die europäischen Verhältnisse in ihrem jetzigen Zustande verbleiben. Dies sieht Kossuth nicht ein und indem er den Kampf auf Leben und Tod jetzt aufnimmt, verfällt er in einen bedauerlichen Anachronismus.

Der arme Pataky*) ist das Opfer wahnsinnigen Leichtsinns geworden. Es ist beweinenswerth, in einer Unternehmung sein Leben zu lassen, wo der Erfolg unmöglich ist. Und T..., welcher die Ursache seines Todes, schläft, glaube ich, noch immer den Schlaf der Gerechten. Ich will nicht weiter klagen; meine Klagen könnten leicht in Flüche ausarten.

Hast Du Kossuth geschrieben? Ich schrieb ihm nicht, da ich mir von meinem Briefe keinen Erfolg verspreche.

XVII.

Zürich, 17. Februar 1852.

Ich ersehe aus Deinen Briefen mit Freuden, daß wir in Allem und Jedem derselben Ansicht sind. Louis Napoleon's

*) Pataky ging mit einer geheimen Mission nach Ungarn, wurde dort aufgegriffen und mit noch einigen Andern zum Tode verurtheilt.

Regierung wird uns sicherlich nie freiwillig die Hand reichen, doch mag es geschehen, daß seine wahnsinnige Tyrannei und seine ewigen Räubereien uns von Nutzen sein können. Ich weiß, daß auch Du es so meintest, und in diesem Sinne sage ich mit Dir, daß ich Persigny seinen Vorgängern vorziehe. Er kennt keine Grenze in seinen Forderungen, nicht nach Innen und nicht nach Außen. So nähern wir uns von Tag zu Tag jenen beiden Eventualitäten, von welchen alle unsere Hoffnungen abhängen: dem Kriege oder der Revolution. Das Eine oder das Andere muß eintreffen, — vielleicht Beides! Es ist wohl eine Schande, daß Diejenigen, welche durch die Vernichtung der französischen Verfassung und durch die an der ganzen Nation begangenen Morde nicht empört werden konnten, nun durch das Unrecht, welches man an der Familie Orleans verübte, so sehr in Harnisch gebracht worden sind. Doch, was kümmere ich mich darum, ob dies schimpflich oder nicht. Ich freue mich, daß die Herren endlich in Zorn geriethen, und freue mich bei der Aussicht, daß dieser späte Zorn nur noch anwachsen kann! Ich freue mich so vieler vereitelter Hoffnungen, ich freue mich mehr noch derjenigen, welche erst die Zukunft vereiteln wird. In Kurzem werden wir es erfahren, ob die menschliche Gesellschaft nur krank oder bereits in ihren Wurzeln verfault ist. Wenn die Freiheit unterliegen soll, so ist es keinesfalls Ungarn allein, welches ein Raub des Despotismus werden wird, sondern mit Ungarn die ganze übrige Welt. Wir werden entweder siegen oder fallen, und fallen wir, so wird dies, wenn auch nicht in der allerbesten, so doch in der möglichst zahlreichen, in einer großen Gesellschaft geschehen. Jenes heilige Prinzip, das Prinzip der Solidarität, von welchem der gottlose Egoismus die Völker so weit entfernte — die göttliche Vorsehung, Gott selbst wird es aussprechen, wenn nicht durch einen gemeinschaftlichen Segen, so durch einen gemeinschaftlichen Fluch. Er wird das Gefühl der Brüderlichkeit, wenn es anders nicht geht, hineinpeitschen, erbarmungslos hineinpeitschen in das liebloſe Menschengeschlecht! Das

ist mein Glaube. Man betet das goldene Kalb nicht ungestraft an. Was uns bevorsteht, ist entweder ein allgemeiner Triumph oder ein allgemeiner Sündenpfuhl, in welchen wir Alle versinken werden — Alle!

Toulmin Smith bezüglich ist meine Ansicht die allerschlechteste. Was ein Mensch seines Schlages unserer Sache durch Aufdeckung gewisser Geheimnisse nützen könnte, wiegt den Schaden bei weitem nicht auf, glaube ich, der uns dadurch erwächst, wenn wir einem solchen Individuum auch fernerhin erlauben, unsere Sache mit unbeschränkter Vollmacht zu vertreten.*) Ich kenne ihn nicht, doch hat seine Rede mit Lord Dudley Stuart auf mich einen äußerst unangenehmen Eindruck hervorgebracht, und wenn es wirklich wahr ist, daß er derartige Drohungen ausgestoßen, so muß ich ihn für einen höchst zweideutigen Menschen halten. Gehen wir der Sache auf den Grund und sollten wir unsern Verdacht wirklich begründet finden, so dulden wir Smith um keinen Preis unter uns. Reißen wir ihm die Maske vom Gesicht. Viele und schmerzliche Schläge haben unsere Heimat schon getroffen, doch dahin sind wir — so wahr mir Gott helfe — denn doch noch nicht gelangt, daß wir von der Gnade und dem Erbarmen eines solchen Menschen abhängen sollten.

Es freut mich, daß Dir mein Artikel gefallen hat. Ich that mein Möglichstes und kann nicht beschuldigt werden, wenn ich nicht mehr zu leisten vermochte. Das Eine darf ich behaupten, daß ich ganz ohne Parteileidenschaft geschrieben und indem ich das Andenken des erhabenen Blutzeugen (Ludwig Batthyány) vertheidigte, nichts Anderes in Erinnerung bringen wollte, als daß ich Ungar bin. Die beigeschlossene Erklärung der Worte „peerage peers“ beruht wahrscheinlich auf von Pulszky eingeholten Informationen, der gesagt haben mag, daß in Ungarn der „Adel“ gleichbedeutend mit „Peers“ wäre. Derartiges kann mich sehr verdrießen! Es ist auch bedauerlich, theurer Freund, daß auf dem Continent nichts in Bezug auf unsere Sache zweckmäßig Geschriebenes eine Verbreitung findet. Die Briefe Eszterhazy's,

*) Toulmin Smith gerirte sich als Bevollmächtigter Kossuth's und schrieb als solcher in die öffentlichen Blätter.

Szemere's, Kasimir Batthyány's durchliefen ganz Europa, während von den Artikeln, die wir schrieben, mit Ausnahme der Leser eines einzigen englischen Blattes, keine Seele etwas weiß. Ich habe mir vorgenommen, mich mit Veröffentlichung von Artikeln nicht mehr zu befassen.

Von der jetzigen Politik Kossuth's hoffe ich nicht viel. Er will Alles zu frühzeitig zur Reife bringen. Er zwang förmlich die Vereinigten Staaten zu ihrer verneinenden Antwort, und das müssen wir Alle jetzt büßen. Wenn er sich hätte mäßigen könnnen, wenn er sich einzig und allein darauf beschränkt hätte, zu beweisen, daß unsere Interessen, daß die Heiligkeit der ungarischen Sache Hand in Hand gehe mit den Freiheitsbestrebungen der übrigen Völker, wenn er sich zufrieden gegeben hätte, die Sympathien für Ungarn zu nähren — dann hätte er vielleicht doch irgend einen Erfolg erreicht. Andere hätten agitiren sollen für das „internationale" und „nicht internationale" Prinzip, während er, Schritt vor Schritt vorwärts gehend, sich auf jener Höhe erhalten mußte, wohin ihn die Volksmeinung gesetzt hatte. Warum mußte er in der Politik Schlachten kämpfen wollen à la Austerlitz und Jena unter den gegenwärtigen, durchaus keinen Erfolg versprechenden Umständen? Und was wird aus ihm — was wird aus uns werden — wenn er die Schlacht verliert? Unsere Sache wird Schiffbruch leiden, fürchte ich, und wir werden auf Kossuth nur dann unsern Einfluß üben, wenn die Thätigkeit sich auf die sauvetage beschränken wird.

Ich schreibe nicht weiter, ich kann nur klagen und dich betrüben, und Du hast ja an Deinen eigenen Leiden genug zu tragen!

XVIII.

Zürich, 17. März 1852.

Ich schließe meinem Schreiben ein Schriftstück bei, welches wir Alle sehr interessant gefunden haben: die an Kossuth geplante Adresse mit dem darauf bezüglichen Protokollauszug. Vielleicht kennst Du die Sache schon. Wir Züricher Ungarn haben es für gut befunden, unsere Ansichten über diesen Gegen-

stand in einem an die ungarische Emigration in London gerichteten Briefe auszusprechen.*) Ich weiß, daß Du mit uns derselben Ansicht bist, daß die fragliche Adresse nicht zweckmäßig sei, und wenn Du die Gründe, welche wir in unserm Briefe klar darlegten, billigest, so würdest Du mich sehr erfreuen, wenn Du unsern Brief auch unterschreiben würdest. Auf jeden Fall ersuche ich Dich, theurer Freund, nach Durchsicht der Schriftstücke selbe unverzüglich nach London zu schicken an Herrn Paul Nagy u. s. w.

Bevor Du jedoch die Schriften verschickst, theile die ganze Angelegenheit, wir bitten Dich Alle darum, Puky mit, der davon bereits durch Almássy unterrichtet ist und unsere Antwort wahrscheinlich gleichfalls unterschreiben wird. Du wirst sehen, wir haben auf Kossuth genügende Rücksicht genommen.

Ich hätte noch Verschiedenes zu schreiben. Deine durch Puky vermittelten Mittheilungen sind sehr interessant. Die Dinge in London stehen wahrlich nicht gut und, wie ich sehe, in Amerika auch nicht besser. Wir bleiben Verbündete, ich weiß es. Wenn Kossuth aus Amerika zurückkommt und wir energisch genug auftreten, so bin ich überzeugt, daß wir ihn bewegen können, unser Programm anzunehmen.

XIX.

Rorschach, 23. März 1852.

Deinen Brief habe ich hier erhalten, wohin ich meinen Bruder begleitete, von welchem ich mich zu meinem größten Leidwesen wieder trennen mußte. Ich bin nun wieder allein, doch bin ich ebensowenig im Stande, wie früher, einen zusammenhängenden, detaillirten Brief zu schreiben, da ich körperlich und geistig unbeschreiblich leide.

Viel Interessantes schriebst Du in Deinem letzten Briefe — ich habe die Beilage mit Aufmerksamkeit gelesen und ist es mir sehr angenehm, daß wir in jeder Beziehung einer Meinung sind. Es ist wohl vollständig gleichgültig, ob wir ein und dasselbe, oder zwei verschiedene Schriftstücke unterschreiben, die aber ihrem

*) Unterschrieben haben: Paul Almássy, Michael Horváth, Ladislaus Teleky.

Inhalte nach gleich sind. Der Act wird auf jeden Fall seine Wirkung üben. Ich stimme mit Dir überein: Wir wollen und wollten nie gegen Kossuth eine Partei bilden; unsere Absicht war blos, ihn auf seine Irrthümer aufmerksam zu machen und ihn auf den rechten Weg zurückzuleiten. Gebe Gott, daß es nicht zu spät werde, bis er von Amerika zurückkehrt, und daß noch etwas übrig bleibe, zu dessen Rettung wir uns die Hände reichen können.

XX.

Zürich, 3. April 1852.

Kászonyi's Brief,*) den Du mir einschicktest, hat mich höchlichst überrascht. Ich hätte wahrlich nicht gedacht, daß man gerade ihn verdächtigen könnte. Wenn man schon mit ihm so umgeht, was sollen erst Andere von der französischen Regierung erwarten?

Ich habe dieses Europa schrecklich satt, nicht minder Amerika, mit einem Worte also — da Asien, Afrika und Australien bei dieser großen Hetze gar nicht in Betracht kommen können — ich bin dieser schnöden Welt überdrüssig. Es ist ein scheußliches Drama, an welchem wir als Zuschauer theilnehmen, von so langsamer Entwicklung, daß ich mich beinahe zu der Ansicht hinneige, es könne bis zum jüngsten Tage währen. Gespielt wird, als ob ein „Regisseur" überhaupt nicht existiren würde. Du magst das Ende wohl geduldiger erwarten; Du bist ja noch ein junger Mensch, dem eine bessere, schönere Zukunft bevorsteht! Doch wie soll ich meiner Wuth nicht nachgeben, der ich die Spitze jenes bewußten Berges schon längst hinter mir habe und nun mit beschleunigten Schritten abwärts wandle in das finstere Thal, wo ich nichts — nichts vor mir sehe, als ein kaltes Grab.

Mir bringt, wie es scheint, auch dieses Jahr nichts Besseres; es wird enden, wie es begonnen und doch bin ich schon in meinem

*) Mein Freund Kászonyi wurde von der Pariser Polizei in Folge eines Mißverständnisses gefangen genommen, jedoch bereits den zweiten Tag freigelassen, als sich die Grundlosigkeit des Verdachts herausstellte, als ob er an einer politischen Verschwörung Theil genommen hätte.

vierzigsten Jahre und meine Kräfte beginnen mich zu verlassen. Du kannst Dir keine Vorstellung machen, wie ich im Stillen fluche. Doch Derartiges ist nicht der Mühe werth, mitgetheilt zu werden, gehört überhaupt nicht in einen Brief — ist nur der Zorn der Ohnmacht.

Von Deinen Plänen hast Du mir gar nichts mitgetheilt, lieber Freund. Bleibst Du diesen Sommer noch in Vernex, oder wenigstens bis Mai? Es ist leicht möglich, daß ich Dich in Kurzem besuche, doch schreibe mir zuerst, ich bitte Dich, ob das Leben in der Umgebung von Vernex noch immer so billig ist, wie es im Winter war? Denn in der Schweiz pflegt zwischen den einzelnen Jahreszeiten in dieser Beziehung der Unterschied bedeutend zu sein. Ich werde in Zürich kaum über zwei Wochen bleiben; längstens den 20. d. M. mache ich mich irgendwohin auf die Reise.

XXI.

Zürich, 12. April 1852.

Verbindlichsten Dank für Deine Nachrichten. Wahrlich, es ist sehr nothwendig, daß wir unsere Ideen gegenseitig austauschen! Da jedoch in dieser Beziehung das gesprochene Wort dem geschriebenen vorzuziehen ist, verschiebe ich Vieles, was ich Dir zu sagen, was ich Dich zu fragen hätte, bis zu unserer Zusammenkunft.

Auch ich glaube, daß wir irgend einer Entwickelung entgegengehen und wenn auch unsere Sache keine bessere Wendung nehmen sollte, so werden wir über unsere Zukunft auf jeden Fall gründlicher und sicherer urtheilen können, als es uns bis jetzt möglich war. Doch müssen wir auch trachten, unter uns selbst die Ordnung ein wenig herzustellen, sonst werden wir nicht im Stande sein, mit Erfolg zu wirken, wenn die Zeit des Handelns einmal da sein wird. Doch, wie die Ordnung herstellen, wie uns organisiren? Das ist eine große Frage. Wir haben ungeheure Schwierigkeiten zu überwältigen!

XXII.

Spa, 18. Juni 1852.

Durch Freund Paul Almásy habe ich erfahren, daß Du jenes kurze Briefchen, welches ich in aller Eile aus Bern an Dich schrieb, erhalten hast. Seitdem habe ich einen langen Weg gemacht durch ganz Deutschland bis hieher, wo ich meinen lieben alten Bruder wieder antraf. Während meiner Reise — durch das Großherzogthum Baden, dann von Mannheim rheinaufwärts bis Koblenz und Ems, wo ich zwei Tage verbrachte: endlich von dort über Cöln hieher — hatte ich es mit sehr vielen Reaktionären zu thun, entging aber trotzdem allen Unannehmlichkeiten. An der Grenze machte jeder Polizeioffizier vor meinem guten, erneuerten Paß sein Kompliment und auf der ganzen weiteren Reise brauchte ich mich nicht mehr zu legitimiren.*) Blos hier in Spa mußte ich konstatiren, daß ich wirklich der ehrenwerthe Sir Henry George Bunbury bin, ein friedlicher, unbeanstandeter englischer Gentleman. Auf meiner Reise nach Ems traf ich mit Ludwig Jósika zusammen, dem Bruder Samuel's, des gewesenen siebenbürgischen Hofkanzlers, der sich sehr liebenswürdig mir gegenüber benahm, obwohl wir in der Heimat stets politische Gegner waren. Augent, der jüngere Bruder Arthur's, welchen ich in Ems sah, lief mir freudigst entgegen und reichte mir herzlich die Hand. Ich hätte ihn gar nicht erkannt.

Aus solchen Symptomen ersehe ich, daß das allgemeine Elend und die Unterdrückung in unserer Heimat alle unabhängigen Menschen vereint. Die dortigen Zustände sind in der That schrecklich. Derjenige, der sich im Ausland aufhält, kann sich davon keinen Begriff machen. Mit derartigen Mittheilungen will ich Dich jedoch nicht betrüben. Sicher ist, daß die Nachrichten, welche Zeitungen von dem festlichen Empfange des Kaisers brachten, Uebertreibung sind.

Was hörst Du von den Unsrigen? Meinen Nachrichten zufolge muß Kossuth dieser Tage in England eintreffen. Pulszky

*) Wir kamen zu jener Zeit blos unter fremden Namen, incognito, reisen.

ist seit einigen Tagen bereits dort. Einige wollen sogar wissen, daß er schon Anfangs Juni in London eingetroffen sei, jedoch incognito! Ich kann dies nicht verbürgen.

Wie man sagt, sollen in Italien viele Leute gefänglich eingezogen worden sein. Wir hätten also richtig vermuthet, daß von den beiden Diktatoren Aufstandsversuche vorbereitet wurden. Unglückselige Politik, die noch so Manchem unnütz das Leben kosten wird. Aus England erhielt ich einige Briefe, unter anderen auch einen von Nikolaus Kiß. Ich halte es für ein schlechtes Zeichen, daß selbst er über den Erfolg der Bemühungen Kossuth's in Amerika Stillschweigen beobachtet. Ich befürchte, daß es diesbezüglich vorbei sei mit jeder Hoffnung. Schreibe mir, was Du über alles dies in Erfahrung gebracht hast.

Du verlassest Genf, wie ich höre. Wohin gedenkst Du Deine Schritte zu lenken? Ich hoffe, daß Du deshalb die Korrespondenz mit mir nicht abbrechen wirst. Ich bitte Dich, so bald als möglich zu schreiben und mir zu wissen zu geben, wohin und unter welcher Adresse ich Dir zu schreiben habe.

Viele herzliche Grüße an Alle, die sich meiner erinnern: an Paul (Almássy), wenn er noch in Genf, an Puky, Dessewffy ꝛc. und Du bewahre mir Deine Freundschaft.

XXIII.

Spa, 3. August 1852.

Entschuldige, daß ich Dir so lange nicht geschrieben. Ich liebe und verehre Dich wie immer, und fühle mich als Deinen Verbündeten, wie sonst; doch ich wußte, daß Du in den letzten Wochen kaum so viel Zeit haben konntest, Dich mit meinen Briefen, mit so leeren, langweiligen Briefen zu befassen und sie zu beantworten. Es ist also hauptsächlich meine Bescheidenheit und Diskretion, die mich vom Schreiben abhielten. Ich nannte meine Briefe leer und langweilig und das mit Recht — denn diese können nur der Abglanz meiner Seele sein, die seit lange schon leer und langweilig ist. Und doch verbringe ich meine Tage sehr angenehm mit meinem armen, guten Bruder; doch eben, um diese Zeit vollständig zu genießen — denn wer weiß, ob ich ihn in

dieſem Leben je wiederſehe — enthalte ich mich jeder ernſtern Beſchäftigung, ſo daß ich kaum die Zeitungen leſe. Da mein Bruder zu ſchwach iſt, um mit ihm Ausflüge machen zu können, ſo ſitzen wir den größten Theil des Tages zu Hauſe, woraus Du ſchließen kannſt, daß ich Dir auch über Spa nur ſehr wenig zu ſchreiben vermag, da ich den Ort kaum kenne. Es iſt gut, zeitweilig ein ſolches Leben zu führen; ich hoffe, daß es auf unſere beiderſeitige Geſundheit von gutem Einfluſſe ſein wird. So viel jedoch iſt ſicher, daß es nur wenig im Stande iſt, die Liebenswürdigkeit im ſchriftlichen Verkehr zu heben. Ich wage es auch nur deshalb, in meinem gegenwärtigen Seelenzuſtande zu ſchreiben, weil ich auf Deine Freundſchaft und gütige Nachſicht zähle.

Du wirſt wohl ſchon vernommen haben, daß Koſſuth in London in vollſter Geſundheit und mit den beſten Hoffnungen angelangt iſt. Du würdeſt mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn Du mir ſchreiben wollteſt, worauf ſich dieſe Hoffnungen eigentlich ſtützen, denn ich ſelbſt bin nicht im Stande, dieſe Frage zu beantworten. Ich ſetze voraus, daß Du diesbezüglich beſſer unterrichtet biſt als ich. Gegenwärtig hat ſich Koſſuth ganz in's Privatleben zurückgezogen und gedenkt in Ruhe die weitere Entwicklung der europäiſchen Verhältniſſe abzuwarten; er iſt alſo, wie es ſcheint, kein Freund der Mazzini'ſchen „coup de mains". Das wäre mir ſchon lieb, doch iſt dies nur negativ gut, ohne Berechtigung zu großen Hoffnungen zu geben. Ich möchte etwas Poſitiveres vernehmen. Es iſt bedauerlich, mein Freund, daß die Sympathie, die man unſerer Sache überall entgegengebracht, bereits derart erſtarb, daß man den Namen „Ungar" in den Blättern kaum mehr erwähnt findet.

Ich habe ſtets gefürchtet, daß Diejenigen, die Koſſuth angegriffen, unſerer Sache nur Schaden bringen würden; das wollte leider werder Szemere noch Kaſimir einſehen und jetzt iſt es zu ſpät, die geſchehenen Fehler wieder gut zu machen.

Was in Frankreich geſchieht? — ich weiß es nicht! Nur ſo viel habe ich gehört, daß Jedermann die Proklamation des Kaiſerthums erwartet. Der erſte Act dieſes Drama's hat lange

genug gedauert, es ist an der Zeit, daß jetzt — nach einem Jahre — der zweite beginne, umsomehr, da wir unserseits wahrscheinlich erst im vierten oder fünften als handelnde Personen werden auftreten können. Hast Du Odillon Barrot's Erklärung gelesen? Er sagt die Wahrheit und zwar energisch. Da ich ihn nicht als sehr thatkräftigen Menschen, vielmehr als politischen Thermometer kenne, bin ich geneigt, seiner Erklärung noch mehr Wichtigkeit beizulegen, als ich es sonst thun würde. Die französischen Zustände sind überhaupt unbegreiflich. Schwache, unbedeutende Charaktere treten auf's Energischeste auf, während die früher thatkräftigsten sich heute von ihrer schwächsten Seite zeigen. Wie gefällt es Dir, daß Cormenin, der enragirte Republikaner, ein Amt angenommen und Staatsrath geworden ist? Wie ich höre, ist Emanuel Arago in Frankreich und wird durch die Regierung nicht im Geringsten behelligt, während Victor Hugo sogar Belgien verlassen mußte und sich jetzt auf der Insel Jersey niederläßt.

Eines hoffe ich noch: nämlich, daß der Krieg, ein allgemeiner europäischer Krieg, wirklich im Anzuge ist; dasselbe behaupten auch viele von meinen Bekannten. Auch das schreiben sie, daß der zwischen den Nordmächten geschlossene Vertrag gegen das Kaiserthum trotz aller Dementi's thatsächlich auf Wahrheit beruhe.

Gott mit Dir! Schreibe recht bald. Kossuth werde ich vorläufig wohl nicht besuchen. Und Du? Wir werden im Einverständnisse, vereint vorgehen, nicht wahr?

Es umarmt Dich, — — —

XXIV.

Ostende, 9. September 1852.

Ich war in den letzten Wochen sehr in Anspruch genommen durch meinen kranken Bruder Joseph und durch dessen Abreise. Vor einigen Tagen schieden wir endlich und ich ließ mich hier nieder. Mein armer Bruder, wenn auch etwas gebessert, trat die Heimreise in so leidendem Zustande an, daß die Aerzte, die wir um Rath befrugen, ihm nur Palliativmittel verordnen konnten

und keine Hoffnung geben, daß er von seinen schmerzlichen Leiden je geheilt werden könne. Er selbst kennt seinen Zustand natürlich nicht, da die Aerzte ihre traurigen Mittheilungen nur mir machten. Doch schrieben sie es auch unserem Hausarzte in Ungarn. So viel über meinen Bruder; ich setze voraus, daß Dich das Mitgetheilte interessiren wird, da es für mich von so großer Wichtigkeit ist.

Was hörst Du über Kossuth? Ich weiß sehr wenig, da ich mit ihm in keinem Briefwechsel stehe. Was ich in Erfahrung gebracht, das schrieben mir Kiß und Bethlen. An die Stelle von Kiß, der gegenwärtig, wie Du wissen wirst, nicht in London ist, kam Jránhi. Mir ist es gleichgültig, wo und auf welche Art immer ich vegetire, bis zu dem Zeitpunkte, wo weiter zu leben kein Anachronismus mehr sein wird! Es ist durchaus nicht nothwendig, daß ich mich mit Politik befasse, in der ich überhaupt so wenig leisten könnte. Theurer Freund, es gibt wohl Ungarn, die noch immer hoffen; doch glaube ich, der ich passiv aus weiter Ferne der Zukunft entgegensehe, über diese ein viel objektiveres Urtheil fällen zu können, als Diejenigen, die, von Parteileidenschaft verblendet, Alles in rosigem Lichte sehen; und ich meinerseits glaube, daß das letztvergangene Jahr überall von großem Nachtheile für die ungarnfreundlichen Sympathien und für unsere Sache war.

Was hörst Du vom großen Italiener (Mazzini)? Ich zittere vor den Fehlern der Unsrigen. Wenn je, so ist jetzt die Zeit gekommen, die Zukunft in Geduld abzuwarten, da Alles, was ein Einzelner von uns zu thun vermöchte, unserer Sache als vorzeitige Handlung nur schaden könnte.

Als Privatmann verbringe ich jetzt meine Zeit sehr angenehm, doch als Patriot bin ich tief herabgestimmt.

Der Himmel segne Dich und gebe Dir mehr Kraft, als ich sie besitze. Lasse möglichst bald von Dir hören, denn ich lechze nach Nachrichten von Dir.

XXV.

Brüssel, 13. Oktober 1852.

Es freut mich aus Deinen lieben Zeilen zu ersehen, daß Du Dich gesund und — den Umständen angemessen — in er-

träglich guter Stimmung befindest. Ich kann dies von mir nicht sagen. Ich leide wieder körperlich und was meine moralischen Leiden betrifft, so wollen diese überhaupt nicht aufhören — nie! niemals! Ich halte die Lage der Emigration für außerordentlich besorgnißerregend.

Ich hatte die Absicht nach London zu reisen, doch entsagte ich diesem Plane, weil mir das Zusammentreffen mit den Emigranten, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, nur noch mehr Kummer verursachen würde. Ich könnte nichts — gar nichts thun, weder rathen noch versöhnen. Eine Zeit lang bleibe ich noch hier und werde dann wahrscheinlich Dich in Genf besuchen, um dort den Winter zuzubringen, wenn ich dazu noch genug Lebenskraft besitze. Ich bin mit vielen unserer Freunde zusammengekommen, darunter mit Julius Andrassy und Nikolaus Kiß. Beide sind gute, vernünftige, tüchtige Leute, in Bezug auf ihren Führer jedoch gerade so blind wie alle Andern. Obwohl sie mich überallhin einluden, nach London, nach Paris, so wurde es mir doch selbst aus ihrer freundlichen Einladung klar, daß ich dort ebensowenig nothwendig sei, als ich etwas zu nützen vermöchte. Außer vor jenen Thatsachen, die uns Allen bekannt, habe ich auch vor solchen Dingen Angst, von welchen wir Zwei bisher gar keine Ahnung hatten; wie zum Beispiel vor einem übereilten vorzeitigen Ausbruch; dann erst wären wir so recht begraben, zu Boden geschmettert, mitsammt unserer Zukunft, mitsammt unserm guten Namen! All' dies sehe ich — ohne helfen zu können!

Irányi blieb nicht in London; er wohnt jetzt in Paris. Wer jetzt Kossuth's Londoner Rathgeber und Vertreter sei, bin ich außer Stande zu errathen. Mit Ausnahme des einzigen Pulszky wüßte ich Niemanden.

Politische Nachrichten habe ich keine, doch so viel weiß ich, daß das Kaiserthum im Entstehen begriffen ist.

Trotzdem wage ich gar zu bald auf keinen Krieg zu hoffen, obwohl hier Jedermann eine französische Invasion für möglich, ja für wahrscheinlich hält. In diesem Falle wäre es unmöglich, daß daraus nicht ein allgemeiner europäischer Krieg entstünde.

Gebe der Himmel, daß die Einigkeit unter uns hergestellt werde, bevor die Zeit des Handelns gekommen.

Meine an Haynau gerichteten Briefe hast Du, glaube ich, gelesen. Sie sind genügend publizirt worden.*) In England erschienen sie im „Morning Advertiser" und im „British Army Dispatch"; außerdem im belgischen „National" und in den sieben piemontesischen Blättern in ihrer vollen Ausdehnung; in Auszügen wurden sie von französischen und deutschen Blättern gebracht, unter Andern von der „Kölnischen Zeitung" — und zwar in sehr guten Auszügen. Ich lese jetzt sehr selten Zeitungen, ersuche Dich also, theurer Freund, wenn Du in Erfahrung bringen solltest, daß ich irgendwo angegriffen wurde, mich davon sofort zu verständigen, damit ich mich vertheidigen könne. Ich rechne auf Deine Freundschaft.

XXVI.

Brüssel, 12. November 1852.

In Frankreich vollzieht sich, was schon seit längerer Zeit vorauszusehen war; ob die Hoffnungen, die wir an diese Ereignisse knüpfen, in Erfüllung gehen werden oder nicht — darüber fehlen uns alle sicheren Daten. Auf mich hat selbst das Versprechen, welches der zukünftige Kaiser den Männern der Reaktion gegeben, nämlich „l'empire — c'est la paix", keine Wirkung geübt! In den letzten Jahren hatten wir ja oft genug Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, daß die Menschen stets anders, ja entgegengesetzt handeln, als sie sprechen. Warum sollen immer wir die Betrogenen sein, warum nicht auch einmal unsere Gegner? Pariser Nachrichten zufolge soll die französische Regierung eine unmögliche, ja undenkbare Unternehmung im Schilde führen, die Eroberung England's. Ich meine, daß Belgien und Deutschland viel näher an Frankreich gelegen und nicht durch das Meer von

*) Diese Briefe richtete Teleky an Haynau während des Letztern Anwesenheit in London. Er hielt ihm seine unnützen Blutthaten in Ungarn vor, stellte den alten Wütherich an den Pranger und hoffte, jedoch vergeblich, daß ihn Haynau dafür fordern würde.

dieſem geſchieden ſind. „Mai c'est trop vulgaire," ſagen Viele, „il ne fera pas cela!" Auch ich halte dergleichen für ſehr „gemein", um deutſch zu reden, doch eben nur um ſo glaublicher, und die Folge davon wird ein europäiſcher Krieg werden. Dieſen wird man dann nicht mehr „gemein" nennen können.

Die Nachrichten Kaſimir's (Batthyány) ſind nicht ſehr erfreulich. Er demonſtrirt mir blos in ſeinem Schreiben, daß man im Vorhinein gar nichts über die Zukunft ſagen könne — weder ob Frieden, noch ob Krieg und — wenn Krieg — gegen wen derſelbe gerichtet ſein werde? General Bédeau, den ich öfters ſpreche, befürchtet einen Krieg und das iſt ein gutes Zeichen.

Ich werde wahrſcheinlich Anfangs Dezember in Genf ſein, wo wir ſehr viel zu beſprechen haben werden.*)

XXVII.

Genf, 23. Juni 1853.

Soeben erhielt ich Deinen herzlichen Brief und beeile mich mit der Antwort, damit Du ſie noch in Zürich erhalten mögeſt. Von Genf kann ich Dir nichts Neues mittheilen; Du weißt, wer hier iſt und wie wir leben. Unſere Geſpräche drehen ſich hauptſächlich um die politiſchen Tagesfragen, denn auch wir ſehen in geſpannter Erwartung den kommenden Ereigniſſen entgegen. Ich bin übrigens in der beſten Hoffnung und befinde mich daher in einem recht intereſſanten Zuſtande. Aber ſind wir es nicht Alle? Dieſe europäiſche Schwangerſchaft hat wirklich ſchon lange auf ſich warten laſſen, wie ſollte ſie nicht endlich erfolgt ſein?! Ich glaube daran und erwarte mit Zuverſicht die baldige Geburt eines geſunden Kindes. Es gibt ja verſchiedene Sopranos in der Welt; manche unter ihnen ſollen auch gefährlich ſein! Es gibt auch falſche Sopranos; warum ſoll ſo ein kaiſerlicher Sopran nicht auch einmal zum Erzeuger werden. Mit einem Worte, ich halte den Krieg für unvermeidlich; alle Anzeichen weiſen darauf hin. Ich erwarte mit Ungeduld die Zeit unſeres

*) Wir verbrachten in der That die folgenden ſechs Monate zuſammen in Genf, daher die in dieſen Zeitraum fallende Lücke in unſerer Korreſpondenz.

Zusammentreffens, doch haben wir innerhalb der nächsten 10 bis 12 Tage nichts versäumt. Sollte irgend ein dringender Umstand sich ergeben, so werde ich Dich davon sofort in Kenntniß setzen; doch genügt es mir nicht, zu wissen, daß Du Dich nach Genf begiebst, und ich Dir dorthin poste restante schreiben könne, ich bedarf Deiner vollen Adresse, da ich sonst den Telegraphen nicht benützen kann. Ist es also nicht zu spät, so schreibe mir sofort nach Erhalt meines gegenwärtigen Schreibens, wo Du wohnst. Ich bedaure es, daß Du weder nach London noch nach Paris zu reisen gedenkst, falls unsere Hoffnungen sich erfüllen sollten, sondern direkte über Marseille nach Stambul. Doch sprechen wir ja wohl noch über diese Angelegenheit und werden Alles reiflich in Erwägung ziehen, nicht wahr?

Wann kommst Du nach Lausanne und wie lange gedenkst Du dort zu bleiben?

XXVIII.

Genf, 27. Oktober 1853.

In Eile verständige ich Dich, daß ich heute meine Reise nach Paris antrete. Nachdem die Hindernisse, die sich derselben entgegengestellt, aus dem Wege geräumt sind und auch mein Geld angelangt ist, so fahre ich, weil ich fahren kann. Mit zu großen Hoffnungen kann ich mich leider nicht brüsten. Wie es scheint, ist die Diplomatie noch nicht erlahmt und wird mit verdoppelter Kraft bemüht sein, einen ernsten Krieg abzuwenden. Es ist staunenswerth, welche friedlichen Artikel die französischen Blätter seit vorgestern bringen. Dies kann sich jedoch von Tag zu Tag ändern, weshalb ich Dich auch mit Aufzählung meiner Besorgnisse nicht in Anspruch nehmen will. Du kennst an Deinem Aufenthaltsorte die Verhältnisse besser als ich. Gebe Gott, daß Du im Stande seiest, handelnd aufzutreten und daß Dich dieser Brief bereits mitten in der Arbeit antreffe.

Ich werde in Paris Umschau halten, auch nach London einen Abstecher machen und überall im Sinne unserer Vereinbarung wirken. Wir bleiben, nicht wahr, Verbündete, wie wir es bis

jetzt gewesen? Ich werde thun, was mir möglich sein wird; wenn nichts Anderes, so werde ich Bettler-Diplomat, obwohl dies ein trauriges Brod ist. Ich kenne es! Ich werde unterthänigst an den Thüren einiger großen Herren anklopfen; sollte dies nicht gehen oder empfängt man mich nicht so, wie ich es wünsche — so werden wir uns in Kurzem in der Türkei treffen. Ich weiß nicht, was ich dort thun werde, doch wenigstens Etwas — was jedenfalls besser ist als gar Nichts!

Meine Londoner Reise wird kaum einen Erfolg haben, doch versuche ich das Möglichste; wenigstens werden wir wissen, woran wir sind. Gott mir Dir! Schreibe mir baldmöglichst, auch ich werde Dich von Paris aus über Alles benachrichtigen, — über Gutes wie Schlechtes gleicherweise.

XXIX.

Paris, 17. November 1853.

Wenig Interessantes — so zu sagen gar nichts Positives bin ich im Stande, Dir aus Paris mitzutheilen. Die aus der Türkei eingelangten Nachrichten will ich nicht erörtern — über diese weißt Du mehr, als ich. Es würde mich sehr freuen, wenn Du meine Ansicht theiltest, daß nämlich die türkischen Angelegenheiten, also indirekt auch die unsrigen, verhältnißmäßig einen zufriedenstellenden Fortgang nehmen; Dein Urtheil ist in dieser Beziehung viel entscheidender als das meinige. Ich bin begierig zu erfahren, wie man Dich an Deinem jetzigen Aufenthaltsorte empfangen, und inwieweit Du Dich Deinem Ziele genähert hast?*) Wollte Gott, Du wärest schon in jener Stellung, die Du vermöge Deiner Fähigkeiten und Deines Namens mit Recht beanspruchen kannst; dann wäre Alles gewonnen! Inzwischen fürchte ich, daß Du in der Durchführung Deiner Pläne auf unerwartete Schwierigkeiten gestoßen. Die österreichische Neutralität und gewisse Vorurtheile in Stambul verhindern noch die zweckmäßige Verwendung der Flüchtlinge. Doch lasse

*) Ich befand mich auf der Reise nach Konstantinopel. Teleky glaubte mich daselbst bereits angekommen.

Dich nicht abschrecken. Es ist wohl wahr, daß die Pforte vor einigen Wochen, zu Beginn der neuesten Verwickelungen in der orientalischen Frage, an Bruck — der diesbezüglich nur von den Vertretern zweier Hauptmächte (England's nicht) unterstützt wurde — das Versprechen abgab, im Falle eines Krieges die Flüchtlinge (speziell die sog. österreichischen Flüchtlinge) ausschließlich in Asien zu beschäftigen; es ist ferner richtig, daß die Verwendung Fremder als unabhängige Kommandanten auch durch nationale Eifersucht erschwert werden dürfte (ich habe diesbezüglich mit eingeweihten Persönlichkeiten gesprochen und kenne die Schwierigkeiten), — trotz alledem wird die österreichische Neutralität für die Dauer nicht aufrecht zu erhalten sein. Wie ich höre, sind an die österreichische Regierung bereits Aufforderungen gerichtet worden, auf welche diese sich gedrungen sehen wird, entschieden zu antworten, ob links oder rechts! Ich frage Dich, ob es möglich ist, daß sich Oesterreich gegen Rußland erkläre — gegen Rußland, von dem seine ganze Existenz abhängt? Ist eine solche Voraussetzung undenkbar, so hat Oesterreich keine Wahl, sondern muß sich Rußland anschließen und dann ist nicht nur der allgemeine europäische Krieg sicher, sondern auch, daß sich für Deine Fähigkeiten ein möglichst großes und schönes Feld eröffnen wird, sei es in Europa oder in Asien. Die Verpflichtungen der Pforte gegen Oesterreich hören dann vollständig auf und die nationalen Eifersüchteleien werden durch das nationale Interesse besiegt werden.

So urtheile ich über unsere Angelegenheiten und ich glaube zuversichtlich, mich nicht zu irren, denn ich habe aus sicherer Quelle erfahren, daß man Oesterreich die Neutralität nicht gestatten wird. Hoffe auf jeden Fall Gutes und warte, denn Deine Stellung muß sich von Tag zu Tag bessern. So lange es nicht an der Zeit ist, daß wir hier diplomatisch offen auftreten, bleibt uns nichts übrig, als, diese Gelegenheit erspähend, auf Alles ein scharfes Auge zu haben; der günstige Moment wird sicherlich bald eintreten.

Wir schreiten rasch vorwärts, was auch an der Sprache der französischen Regierungsblätter zu erkennen ist, die sich jetzt

ganz anders äußern, als vor einigen Wochen. Ich habe mit vielen hochgestellten Personen gesprochen und Alles, was ich von diesen in Erfahrung gebracht, diente nur dazu, meine Hoffnungen zu nähren.

Gestern gelangte die Nachricht hieher, daß England und Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen haben bezüglich der orientalischen Frage, was direkt auf einen allgemeinen Krieg hinweist.

Mit Kossuth hatte ich noch keine Zusammenkunft; ich werde ihn aber besuchen und Dich seinerzeit von dem Ergebniß unserer Unterredung benachrichtigen. Ich werde in dieser Sache unserem Uebereinkommen gemäß vorgehen.

Andrássy (Julius) ist auf dem Lande, ich konnte also mit ihm noch nicht sprechen; doch brachte ich den Andern unsere Ansichten vor und wie es scheint, können wir auf ihre Unterstützung rechnen.

So viel über die hiesigen Verhältnisse. Ich hoffe, Dir nächstens Wichtigeres mittheilen zu können. Ich erwarte sehnlichst von Dir Nachricht, denn es ist sehr nothwendig, daß wir in ununterbrochener Verbindung bleiben. In der Türkei können wir sehr viel leisten, nicht nur auf militärischem und diplomatischem Felde, sondern auch in der Nationalitätenfrage. Ich wurde schon von Vielen aufgefordert, mich dorthin zu begeben — wer weiß, wozu ich mich in der nächsten Zeit entschließen werde!

XXX.

Paris, 17. Dezember 1853.

Besten Dank für Deinen herzlichen Brief. Alles, was von Dir kömmt, interessirt mich sehr. Ein außergewöhnlicher Genuß war es mir, Dein politisches Tagebuch zu lesen. Ich stimme Dir in Allem vollständig bei, nur in einem Punkte nicht — daß Du Stambul zu verlassen gedenkst, wenn unsere Angelegenheiten sich bis Januar nicht zum Bessern wenden und Du abermals zur Unthätigkeit verdammt werden solltest. Ich fürchte sehr, daß Du bis Januar noch nicht verwendet werden dürftest, doch früher

oder später muß dies eintreten. Erinnere Dich, theurer Freund, meiner Meinung bei Gelegenheit unserer Debatten und Erörterungen über die orientalische Frage und unser Verhalten ihr gegenüber; erinnere Dich, daß ich es damals nicht für zweckmäßig erachtete, uns so zu übereilen, wie Du es wolltest. Dein Wille siegte jedoch über den meinigen und ich unterordnete mich demselben, obwohl ich von der Richtigkeit meiner Ansicht vollständig überzeugt war. Doch jetzt, nachdem Du schon dort bist und dort wirkst, würde ich Deine Rückkunft für ein großes Unglück betrachten, bevor Du in Bezug auf den Verlauf der Sache nicht etwas vollständig Positives, Sicheres weißt. Deine Rückkehr würde unserer Sache auch vor dem großen Publikum Schaden bringen, abgesehen von der niederschlagenden Wirkung auf uns Alle; sie würde Dich überdies der Vortheile all Deiner zahlreichen wichtigen Verbindungen, die Du schon geschlossen und noch schließen kannst, berauben. Denn Niemand würde Dein Entfernen aus der Türkei einer andern Ursache zuschreiben, als daß alle Deine an die orientalische Frage geknüpften Hoffnungen in Rauch aufgegangen seien. Es ist ja möglich, mein theurer Freund, daß wir in ein oder zwei Monaten mit Allem zu Ende sind und ich wage es nicht, das Gegentheil hievon zu behaupten, obwohl ich noch immer starrköpfig an meinen Hoffnungen festhalte; dann würde ich unnöthige Kraftanstrengung, unnützes Hin- und Herlaufen auf keinen Fall anrathen. — Ich spreche nur von dem Falle, wenn die jetzigen ungewissen Zustände bis über Januar hinaus fortdauern sollten. Nicht wahr, Du würdest dann noch dort bleiben? Sollten endlich die Dinge hier wirklich eine derartige Wendung nehmen, daß ich mich entschließen könnte, mich selbst nach der Türkei zu begeben, so müßte ich vorher Sicheres über Dein Dortbleiben wissen. Meine Wirksamkeit — wenn sich derselben wirklich dort ein Feld eröffnen sollte — hätte ohne Dich keinen Zweck und zu zwecklosen Arbeiten will ich mich schon gar nicht verurtheilen.

Deine Nachricht habe ich jenen Emigranten, mit denen ich zusammenkam, mitgetheilt; sie werden sich nicht früher auf den Weg machen, bis sie nicht über ihre eventuelle Anstellung etwas

Sicheres, Beruhigendes in Erfahrung gebracht haben. Ich meine selbstverständlich nur die Offiziere.

Gerne würde ich Dir mit Neuigkeiten über unsere Angelegenheiten dienen, doch weiß ich wahrlich selbst nicht viel. Oesterreich will thatsächlich auch fernerhin seine bisherige Politik verfolgen, worauf auch das neuestens durch die vier Mächte unterschriebene Protokoll hinweist. Von einer glaubwürdigen Person dagegen habe ich erfahren, Oesterreich habe sich verpflichtet, sich von dem russischen Bündnisse gänzlich loszusagen, wenn Rußland die neuesten Friedensvorschläge nicht annehmen sollte, um in diesem Falle mit England und Frankreich Hand in Hand zu gehen. Ich glaube es nicht! Oesterreich will nur Zeit gewinnen. Ich halte es für unmöglich, daß sich Oesterreich ernstlich gegen Rußland verbünde, da es in seiner Lage ohne die Zustimmung Rußland's nichts zu thun vermag. Oesterreich kann sich Rußland gegenüber nicht nur nicht feindlich, ja nicht einmal neutral verhalten. Oft haben wir diesen Gegenstand erörtert und waren stets derselben Meinung.

Ich fürchte nur das Eine, daß es Oesterreich gelingen werde, die Welt irrezuleiten; — lieb wäre es mir, wenn dieser Plan wenigstens in der Türkei mißglücken würde. Die Annäherung Oesterreich's an England und Frankreich kann keine andere Ursache haben, als daß Czar Nikolaus dies befohlen, um entweder derart zwischen die zwei Reiche den Samen der Zwietracht zu säen, oder weil er es für möglich hält, die Türkei auf diesem Wege unter dem Drucke der vier Mächte zur Annahme eines schimpflichen und nachtheiligen Friedens zu zwingen. Es wäre wünschenswerth, daß auch die Türkei über diese Sache so denke, doch fürchte ich sehr, daß dem nicht so sein werde. Wir spielen Kassandra! Gebe Gott, daß man uns nicht erst dann Glauben schenke, wenn es zu spät sein wird.

Ich merke, daß die hiesige Regierung Oesterreich mit staunenswerther Schonung zu behandeln beginnt und dies benimmt uns hier in Paris jede Möglichkeit, mit Erfolg zu wirken. Ich kann auch gegenwärtig hier nichts Anderes thun, als die Hände

in den Schooß legen und zuwarten, — die unangenehmste Lage, in der ich mich je befunden.

Der Rücktritt Palmerston's wird sicherlich bald große und günstige Folgen haben. Ich kann dies einzig nur als Protest gegen Aberdeen betrachten und zweifle nicht, daß Palmerston sofort nach Wiedereröffnung des Parlaments Aberdeen wird fallen machen; inzwischen jedoch wird die englische Politik eine schlechte Wendung nehmen und sich noch weniger energisch zeigen, als sie es bisher war.

Die Pforte hat sich bis jetzt keiner der verschiedenen Emigrationen genähert, mit Ausnahme der Czartoriski'schen Fraktion, mit der sie aber, wie es scheint, in sehr gutem Einvernehmen ist. Es kam an Czartoriski eine direkte Aufforderung, für die türkische Armee vier polnische Generäle zu wählen, was bereits geschehen ist. Diese sind Chrzanowski, der sich in der Schlacht bei Novarra einen Namen gemacht, Zamoyski, Bistranovsky oder Bisztranowski (ich weiß nicht, ob ich den Namen richtig schreibe, ich weiß nur, daß derselbe sich in Piemont aufhält und bisher Major war). Dembinski wüthet, daß er übergangen worden; du warst falsch berichtet, als Du mir schriebst, er wäre in Asien zum Oberbefehlshaber ernannt worden.

Es wird gut sein, mit Csajkowski und Bisztranowski die Verbindung zu erhalten. Auch mit Zamoyski, der die Seele der Czartoriski'schen Partei ist, habe ich gesprochen. Ich muß gestehen, daß er ein Mensch von großen Fähigkeiten, obwohl nicht immer ganz vernünftig ist, wie dies auch seine Ernennungen beweisen. Ich traf ihn häufig und habe natürlich viel von Dir gesprochen; er wünscht sehr, mit Dir in Verbindung zu treten. Ich sagte ihm, daß ich Dir über ihn schreiben werde. Empfange ihn gut, ich bitte Dich, obwohl es vorauszusehen, daß unsere Wege sich von den seinigen scheiden werden. Die Polen hoffen von Oesterreich etwas zu erreichen, besonders für den Fall, wenn dieses mit Frankreich und England halten würde; und sind im Stande, es für möglich zu halten, daß Oesterreich sich mit Czar Nikolaus überwerfe und durch die Unabhängigkeits-Erklärung Galizien's dann den Grundstein lege zu einem künftigen

Polenreich! Ich hielt es für nothwendig, Dich mit Vorangehendem bekannt zu machen, damit Du den Gedankengang dieser Leute kennen mögest. Im Uebrigen ersuche ich Dich, mit ihnen diesbezüglich nicht zu reden; die Folge dieser ihrer unsinnigen Träumereien kann ja doch nur die sein, daß sie schon in Kurzem davon ernüchtert sein werden.

Gott mit Dir, theurer Freund! Heute schreibe ich Dir nicht mehr, denn ich bin krank; mein Kopf ist wüst, meine Hand zittert — Alles die Folge meiner hiesigen unglücklichen, unangenehmen Lage. Für mich, fürchte ich, gibt es keine Ernüchterung — diese würde mich tödten.

XXXI.

Paris, 28. Dezember 1853.

Dein Tagebuch giebt mir ein getreues Bild von der Türkei und den dortigen Verhältnissen. Es ist unmöglich, gemäßigter, richtiger und einsichtsvoller zu schreiben. Wie gut wäre es, durch die Publikation derartiger Schriften auf die hiesige öffentliche Meinung zu wirken, wenn man diese öffentliche Meinung nur finden könnte. Doch leider suche ich sie vergebens — ich finde sie nirgends. Vielleicht träumt sie in irgend einem versteckten Winkel oder sie ist am Ende gar gestorben. In einigen Wochen werden wir darüber besser urtheilen können. Ich habe Eines und das Andere aus Deinen Schriften einigen vernünftigen Leuten mitgetheilt und sie waren höchst zufrieden damit. Du bist auf dem richtigen Wege, fahre nur so fort und wenn Du nicht gegen unüberwindliche Schwierigkeiten zu kämpfen hast, wirst Du Dein Ziel sicher erreichen. Deinem Wunsche gemäß habe ich Dein Tagebuch an Alexander (Mednyánsky) eingeschickt. Dort (in London) lebt noch die öffentliche Meinung und die Zeitungsnachrichten mögen noch an der Tagesordnung sein. Das Tagebuch enthält eine Stelle, die ihre Wirkung sicherlich nicht verfehlen wird. Es ist bedauerlich, daß Du auch über den Einfluß Oesterreich schreiben mußt, und ich fürchte, daß derselbe in letzter Zeit noch gewachsen ist. Es ist Oesterreich gelungen, auch hier fast Jedermann irre-

zuleiten; man glaubt, daß es sich von Rußland trennen will, daß es ihm möglich sei, eine von Rußland's Politik abweichende, Rußland feindliche Politik zu befolgen. Vergebens behaupten wir das Gegentheil, vergebens sagen wir, daß Oesterreich nur eine von Rußland galvanisirte Leiche sei. Wie ich in meinem letzten Schreiben andeutete, knüpft sogar ein Bruchtheil der Polen an Oesterreich Hoffnungen und hält es für möglich, daß es sich mit Rußland in Feindseligkeiten einlassen könnte! Das ist schrecklich!

Nur von einem einzigen Umstande erwarte ich gute Folgen — das ist von der Rückkehr Palmerston's in's Ministerium. Ich halte es für sicher, daß er nur unter den annehmbarsten Bedingungen wieder eingetreten, und insbesondere von seinen Kollegen das Versprechen erhalten habe, von nun an gegen Rußland eine energischere Politik zu befolgen. Man sagt in den höhern Kreisen, daß sich Palmerston hier befinde, um eben bezüglich dieser energischeren Politik sich mit der französischen Regierung zu besprechen; ich weiß nicht, ob dies wahr ist? Viele behaupten, Viele verneinen es. Ich halte es jedenfalls für sicher, daß in England die liberale über die Familien-Politik gesiegt, daß Palmerston den Prinzen Albert geschlagen habe.

Man sagt auch, daß der Eintritt Palmerston's eine Modifizirung des Ministeriums zur Folge haben werde. Er soll in Kurzem Premier werden, Aberdeen und John Russel sollen austreten.

Ich werde mich in kurzer Zeit wahrscheinlich in Neuilly niederlassen. Die Ereignisse schreiten nicht so rasch vor, als ich es wünschen würde, und mein Geld schwindet. Ich möchte nicht gerade dann ohne Geld sein, wenn ich desselben am meisten benöthigen werde.

Mit der hiesigen Emigration komme ich — in politischer Beziehung — wenig in Berührung. Unter den hiesigen Ungarn sind wohl gute, sehr anständige Leute, doch habe ich wenig Hoffnung, mit ihnen ganz übereinstimmen zu können.

XXXII.

Paris, 18. Januar 1854.

Ich lese Dein Tagebuch mit großem Interesse und würde mich über Deine Mittheilungen auch freuen, wenn ich nicht fände, daß unsere Angelegenheiten zum Verzweifeln langsam vorwärts schreiten. Es ist sehr schön, daß Dich der Kriegsminister so empfangen, wie er es gethan; doch ist dies nicht genug; — diese unbestimmten Versprechungen können uns nicht befriedigen. Auch das hat mich verstimmt, daß Du für einige Wochen Dich aus Stambul entfernen willst. Das ist ein Beweis, daß Du nicht viel hoffest. Ich kann es gar nicht begreifen, wie Du sogar bis nach Athen Dich verfügen willst. Wenn Rußland wirklich noch auf das französische Rundschreiben, auf die neuen Propositionen überhaupt anworten will, so muß ja diese Antwort schon in einigen Tagen in Stambul eintreffen und dann wirst Du bestimmt wissen, woran wir uns in der Kriegs- und Friedensfrage zu halten haben.

Ich halte es für das größte Uebel, daß die Leute in Bezug auf Oesterreich noch immer nicht im Klaren sind und daß noch viele selbst der reiferen Staatsmänner einen treuen Bundesgenossen in ihm suchen. Diesen Glauben muß man ihnen nehmen, coûte que coûte! Ich werde die erste Gelegenheit dazu benützen, die sich mir darbieten wird. Ein Mensch, wie ich, darf über die orientalische Frage noch keinen Artikel schreiben, denn die ganze Journalistik befindet sich jetzt im ausschließlichen Besitze der Mächtigen, während die kleinen Leute — hiezu gehört jeder Unterthan — kein anderes Recht haben als zu trachten, den Willen der Regierungen ausfindig zu machen. Nur ein einziger Mann geht auf eigenen Füßen; die Andern rathen nur und tappen im Finstern herum. Ich glaube, daß später — vielleicht in wenigen Wochen schon — die Besprechung einer Ligue européenne anti-Austro-Russe sehr am Platze sein wird, doch jetzt muß man noch zuwarten und dann, wenn diese Zeit gekommen, die Agitation am zweckmäßigsten, nicht hier, sondern in England beginnen.

Soeben habe ich mit einem sehr hochgestellten Manne gesprochen. Er hält den Krieg für ganz sicher, ebenso, daß Oester-

reich, ob früher oder ſpäter, unvermeidlich auf der Seite Rußland's ſtehen werde; doch glaubt er nicht, daß die Zeit unſeres Auftretens ſchon gekommen ſei. Denjenigen unſerer Landsleute, die ſchon jetzt in die Türkei wollten, räth er, noch zu warten, während er es auch nicht gutheißen kann, daß Du in Aſien wirken wolleſt. Ich halte es für meine Pflicht, Dir dies mitzutheilen. Er geht von der Anſicht aus, daß Du nur in Europa Deinem Vaterlande namhafte Dienſte leiſten könneſt, nicht aber in Aſien. Ich bin nicht ganz ſeiner Meinung, denn ich glaube, wer Rußland ſchadet, nützt unſerer Sache.

XXXIII.

Paris, 28. Januar 1854.

Ich hätte Dir ſo Manches zu berichten, doch ſchwindelt mir der Kopf, denn ich bin krank; überdies könnte ich Dir nichts Sicheres ſchreiben, da die Dinge ſich von einem Tag zum andern ändern. Hieher gelangten Nachrichten zufolge iſt der Czar heute in friedlicher, morgen in kriegsluſtiger Stimmung. Es iſt ſchwer, die „nouvelles de bourse“ von den wirklichen, ernſten Nachrichten zu unterſcheiden. Trotzdem glaube ich, wie ſeit Langem, unerſchütterlich, daß wir Krieg haben werden, einen allgemeinen, europäiſchen Krieg, einen Krieg, wie wir ihn wünſchen. Die einflußreichen Perſonen, mit denen ich mich in Verbindung geſetzt, ſuche ich von zwei Dingen zu überzeugen: erſtens, daß ſich Oeſterreich, wenn ihm die Neutralität nicht geſtattet werden ſollte, ſich an die Seite Rußland's ſtellen werde, da es ſeine bisherige Neutralität auch nur dazu benützte, um ruſſiſchen Intereſſen zu dienen; zweitens, daß es im Intereſſe Frankreich's ſowohl wie England's liege, Oeſterreich bei dem Ausbruche des Krieges im feindlichen Lager zu ſehen, in welchem Falle der Krieg von Seiten der Weſtmächte mit größerem Erfolge geführt werden könne, als im entgegengeſetzten; auf jeden Fall würde die weitere Aufrechterhaltung der Neutralität Oeſterreich's die allerſchlechteſte Lage für die Türkei wie für deren Verbündete zur

Folge haben. Es wird überall steif und fest behauptet, daß man Oesterreich die Neutralität nicht gestatten werde. Ich gebe mich damit zufrieden, da unsere Sache dann früher oder später siegen muß.

Ich bereite mich vor, dem Minister in diesem Sinne ein kleines Memorandum einzureichen, wozu ich durch ihn direkt aufgefordert wurde. Leider muthe ich derartigen Memoranden auf die Politik nur wenig Einfluß zu, wie dies vorzüglich die gegenwärtigen Vorfälle beweisen, und glaube, daß die Verhältnisse stärker sind als die Menschen.

Ich gab einem gewissen Koscielski ein Empfehlungsschreiben an Dich, um welches er mich ersuchte. Er ist ein Bekannter von mir und gehört zur Partei des polnischen Herzogs. Er geht im Auftrage des Herzogs nach Stambul, wo er in derselben Eigenschaft schon einmal wirkte.

Schreibe mir über den Grafen Zamoyski; ich bin neugierig, wie er sich dort uns gegenüber verhält.

XXXIV.

Paris, 18. Februar 1854.

Unsere Lage ist noch immer ungewiß. Der Krieg ist wohl nicht mehr zweifelhaft, doch hat auch Oesterreich seine Maske noch nicht abgeworfen! Eine bedauerliche Lage! Ich fürchte nur, daß ich schließlich nichts erreicht haben werde: „Oleum et laborem perdidi“ wird das Ende vom Liede sein! Ich laufe hin und her und bemühe mich nach Möglichkeit. Blos um meine Beziehungen aufrecht zu erhalten, ging ich vor Kurzem auf eine Jagd nach Montrésor, ungefähr 60 Meilen von Paris, wohin auch ein großer Herr, der nächste Verwandte*) des hiesigen Größten der Großen, kam und durch den wir, Julius Andrássy und ich, direkt als einzuladende Gäste bestimmt wurden. Wir fuhren bis dorthin in seinem Wagen und kamen auch mit ihm zurück, nachdem wir einige Tage in seiner Gesellschaft verbrachten. Die Folge dieser Unterhaltung war, daß wir seitdem noch einige Male

*) Prinz Napoleon (Jérôme).

mit ihm zuſammenkamen; unter Anderem ſpeisten wir auch heute beim Herzog Czartoriski, der die ganze Jagdgeſellſchaft in ſeiner königlichen Halle bewirthete. Während der Tafel konnten wir von Politik natürlich nicht ſprechen, mit Ausnahme einzelner Worte, die wir hie und da fallen ließen. Das Totalergebniß von alledem iſt, daß ich fürchterlich „ſchwarz" bin und in Kurzem vollends Paris werde verlaſſen müſſen.

Ich bedaure es ſehr, daß ich Dudley Stuart abermals nicht treffen konnte; während meiner Abweſenheit ſuchte er mich, hatte aber bei meiner Rückkunft Paris ſchon verlaſſen; und doch wäre es für mich ſehr nothwendig geweſen, ſeine Anſichten über die gegenwärtige Lage zu erfahren. Vielleicht werde ich ihm ſchreiben, doch erwarte ich erſt Czetz, der aus Malta geſchrieben. Es iſt mir nicht recht, daß er zurückgekommen. Hier können wir zu nichts kommen, während ſich dort die Verhältniſſe von Tag zu Tag ändern können.

Moritz Perczel iſt jetzt in London; er ſchrieb mir ſchon zwei Mal, mich in ſehr beſcheidenem Tone zur Hinkunft auffordernd. Auch Beöthy hat geſchrieben; er war bei Koſſuth, trug ihm unſere Wünſche vor, — jene, welche Du kennſt und größtentheils ſelbſt formulirt haſt, — und hat von ihm eine verneinende Antwort erhalten in des Wortes vollſter Bedeutung. Ich kann nicht nach London — meine Brieftaſche erlaubt es mir nicht; was würde ich auch jetzt dort thun.

Denke Dir nur, unſere Gegner haben hier die Nachricht zu verbreiten begonnen, Du wäreſt — Türke geworden. Man hat bei mir nachgefragt und ich habe nach Gebühr geantwortet, ſo daß jetzt Jeder weiß, woran er ſich diesbezüglich zu halten hat.

XXXV.

Paris, den 8. März 1854.

Ich beginne meinen Brief, wie einſt Girardin ſein Journal; Du kannſt Dich ja erinnern, daß das Motto der einſtigen „Preſſe" die Worte: rien! rien! rien! waren. Dasſelbe kann man von

der hiesigen Politik sagen, d. h. wir leben in vollständiger Ungewißheit. Heute nähert man sich Oesterreich, morgen kehrt man ihm den Rücken; — heute baut man auf Preußen, morgen entsagt man auch diesem Bündnisse. Mit je mehr vernünftigen Menschen ich zusammenkomme, desto dümmer werde ich. Ich vernehme so verschiedenartige Ansichten, daß mir bereits der Kopf summt. Ich will mich in irgend einen ruhigen Winkel zurückziehen, da die Posse noch eine Zeit lang dauern kann und wir unterdessen nichts thun können.

In jüngster Zeit nähert sich Oesterreich dem Scheine nach wieder einmal den Westmächten. Besonders das englische Kabinet scheint sehr viel Vertrauen in dasselbe zu setzen und hat vertraulich erklärt, daß die Feinde Oesterreich's auch die Feinde England's seien und daß es ein starkes Oesterreich sowohl im Interesse England's als ganz Europa's, wie nicht minder als einen Pfeiler der Civilisation betrachte. Von der ungarischen Sache spricht man weder hier noch in England. Mit den Polen kokettirt man noch ein wenig. So hat man z. B. Branicki zum französischen Obersten ernannt, d. h. er wurde als französischer Mobilgarde-Oberst in das reguläre Heer versetzt. Es gibt viele Polen, die in der türkischen Armee schon höhere Aemter bekleiden. Doch all' dies ist, wie gesagt, nur Koketterie und beweist nichts für die Polen. Wenn Oesterreich wirklich in den Bund der Westmächte treten sollte, dann können die letztern für die Nationalitäten nichts mehr thun. Oesterreich könnte ja ein unabhängiges Polen nicht dulden, denn die nächste Folge hievon wäre die Bildung eines unabhängigen Ungarn's. In diesem Falle wäre Rußland genöthigt, die Nationalitätenfrage anzuregen und dies sowie die Propaganda, welche hieraus erwachsen würde, könnte Rußland sehr mächtig und gefährlich machen. Ich erwähne gar nicht, was in diesem Falle uns zu thun übrig bliebe. Hierüber kann keine Meinungsverschiedenheit zwischen uns herrschen; denn seien wir welcher Ansicht immer, darin stimmen wir Alle überein, daß die ungarische Nation, die gegen Oesterreich von welcher Seite immer gerichteten Waffen mit Freuden begrüßen würde und daher ebenso die slavischen.

Damit ist aber bis zur Evidenz erwiesen, daß Oesterreich früher zu Grunde geht, wenn es sich dem Westen anschließt, als wenn es im Bunde mit Rußland bleibt. Für uns entsteht in dem Falle, daß sich Oesterreich mit Frankreich, folglich mit der Türkei verbündet, die Frage, ob wir auch dann noch die Türken zu unseren Freunden zählen, ob wir ihnen unsere Dienste auch fernerhin anbieten dürfen? Meiner Ansicht nach nein; denn unser Hauptfeind ist Oesterreich und Jeden, der mit ihm verbunden ist, müssen wir als unsern Feind betrachten. Auch Rußland war nur deshalb unser Feind im Jahre 1849, weil es der Bundesgenosse Oesterreich's war.

Aus obigen Auseinandersetzungen kannst Du ersehen, wie ich über unsere gegenwärtige persönliche Stellung denke. Wir müssen jetzt noch abwarten, wie sich das Räthsel lösen wird.

Du kannst vielleicht an Deinem jetzigen Aufenthaltsorte die Dinge besser beurtheilen als ich, doch glaube ich, daß noch Monate verstreichen werden, bevor wir uns irgend einer Partei werden anschließen können.

XXXVI.

Paris, 26. März 1854.

Vor meiner Abreise schreibe ich Dir noch eilends einige Zeilen. Visniowski, der von Dir kömmt, habe ich gesprochen; er erzählte viel von Dir und es thut mir nur leid, daß er anlangt, wo ich gerade abreisen muß. Du hast mit ganz bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen und ich verstehe sie zu würdigen. Du thust mir Unrecht, wenn Du glaubst, daß ich die durch Deine Thätigkeit erreichten Erfolge unterschätze. Kein Mensch auf dieser Welt hätte unter ähnlichen Verhältnissen mehr erreicht. Du bist ja in vieler Hinsicht schon der Mittelpunkt der dortigen Bewegung. Deine Lage muß sich in Bälde verbessern, denn es ist unmöglich, daß der Oesterreicher nicht seine Zähne zeigen sollte. Es kränkt mich nur, daß Du keinen Ungarn um Dich hast, den Du benützen könntest. Wünschest Du nicht, Mednyánszky bei Dir zu haben? Dieser wäre der geeignetste.

Er ist ein treuer Mensch, guter Soldat und nebenbei sparsam, so daß er Dich wenig kosten würde.

In Bezug auf Kossuth können wir gar nichts thun, denn leider sind die Zeiten schlecht und können wir keine Erfolge aufweisen. Ich glaube noch immer, daß wir uns Kossuth erst dann zu nähern haben werden, wenn wir irgend eine derartige Stellung einnehmen, die ihm zu imponiren im Stande ist. Vorher ist Alles vergebens!

Für den Krieg herrscht hier keine große Begeisterung; vorläufig handelt es sich einzig und allein nur um die territoriale Integrität der Türkei und das hat für das große Publikum wenig Interesse. Ueber Oesterreich sind sie hier im Zweifel; sie trauen ihm nicht mehr und doch thun sie ihm schön. Manche hören mir recht gerne zu, doch schenken sie mir keinen Glauben. Meine Denkschrift ist gelesen worden, doch hat sie nichts genützt. Der kaiserliche Prinz wird sich bald, in den ersten Tagen des kommenden Monats, auf die Reise machen. Ich habe ihn oft gesehen, doch weiß ich noch immer nicht, woran ich mit ihm bin. Ich habe ihm viel über Dich gesprochen; so oft sich die Gelegenheit hiezu darbot, und sagte ihm, daß ich mich mit Dir identifizire. Er glaubt, die Zeit für Ungarn sei noch nicht gekommen, doch hofft er Gutes. Er wünscht es, mit Dir bekannt zu werden; suche ihn auf, sobald Du es thun kannst. Mit den Polen bin ich nicht zufrieden. Nicht nur die Partei der Aristokraten, auch ein großer Theil der Andern fühlt eine Scheu uns gegenüber. Sie behandeln mich, als ob ich gar nicht vorhanden wäre.

Ich verlasse Paris, da ich vollständig auf dem Trockenen bin und auch sonst hier nichts thun kann. Ich gehe für einige Wochen nach St. Ange, auf das Gut der Gattin meines Freundes Nikolaus Kiß.

XXXVII.

Paris, 28. Mai 1854.

Du kannst es Dir vorstellen, mit welchem Interesse ich Deinen letzten Brief las. Du hast Dir eine schöne Stellung

errungen, dies müssen nicht nur wir, Deine getreuen Freunde, sondern auch Deine Gegner anerkennen. Deine Beziehungen zur Diplomatie sind sehr wichtig. Die Einladung zu den Abenden und Diners bei den französischen und englischen Gesandten mag in der dortigen Welt viel Aufsehen erregt haben; auch hier hat sie, wie ich weiß, Eindruck gemacht. Auch die Zeitungen haben ihrer erwähnt und hier eine gewisse Erregung verursacht. Ich habe wohl diesbezüglich den Zeitungen keine Mittheilungen gemacht, da ich dies für verfrüht halte, insbesondere fürchte ich — von dem Standpunkte ausgehend, daß die hiesigen Regierungen betreffs der orientalischen Frage in Bezug auf Oesterreich noch nicht so weit vorgeschritten sind, wie deren Vertreter in Konstantinopel — was ich als unzweifelhafte Thatsache betrachte, — daß ich durch die Verbreitung Deiner politischen Erfolge die Eifersucht der hiesigen Regierung erweckt und Deine Stellung in Stambul erschwert haben würde. Doch wie es scheint, kann man derartige Dinge nicht als Geheimniß bewahren; es sind zu viele Augen auf Dich gerichtet und es hat sich Jemand gefunden, der die Dinge schleunigst hierher berichtete.

Für unsere Sache ist es von bester Wirkung, daß Dich der französische Prinz so gut empfangen hat. Ich will hoffen, daß Du dieses günstige Verhältniß aufrecht zu erhalten wissen werdest. Man sagt, daß Du dem „großen Herrn" — Du weißt, dem „allergrößten" in Stambul — durch den Prinzen vorgestellt worden wärest, doch erwähnst Du hierüber nichts in Deinem Briefe — vielleicht weil dies erst später geschehen ist? In den Zeitungen, besonders im „Siécle" stand, daß Du in einer Weise vorgestellt worden wärest, über die der österreichische Gesandte keine Einwendungen erheben konnte. Das ist mir doppelt unbegreiflich.

Ich bin fürchterlich erbost, daß die Leute hier geneigt sind, alle Schritte Oesterreich's, sogar das Bündniß mit Preußen, sich günstig auszulegen. Ich hätte darauf geschworen, daß derartige, nicht mißzuverstehende Beweise Aller Augen öffnen werden und siehe da! es traf gerade das Gegentheil ein. Die Regierungsblätter stoßen ein Siegesgeschrei aus und „la bourse" hebt sich.

Ich wundere mich nur, daß die Russen die letzten Monate nicht besser ausgenützt. Hiezu muß es irgend einen Schlüssel geben, den ich nicht besitze.

Schmerzlich berührten mich Deine Vorwürfe, daß ich Paris verlassen habe. Ich verdiene diese durchaus nicht. Ich verblieb daselbst so lange, als ich bleiben konnte, doch jetzt geht es nicht mehr; ich besaß bereits nichts, als ich Dir zum letzten Male schrieb, jetzt habe ich weniger als nichts und damit kann man in Paris nicht leben. Im Uebrigen, was zum Teufel soll ich hier noch machen, nachdem ich alle Schritte gethan, die zum Ziele zu führen geeignet waren. Diejenigen, die mir ein geneigtes Ohr schenkten, habe ich gesprochen, und für Diejenigen, die mich nicht hören wollten, ist es gleichgültig, ob ich in Paris bin oder auf dem Lande. Ich weiß nicht, wie Du Dir meine Wirksamkeit in Paris vorstellst, doch müssen wir in einem Punkte wesentlich von einander abweichen, sonst könntest Du mir gegenüber nicht so ungerecht sein. Ich kann jederzeit in Paris sein, wenn der Augenblick des Handelns gekommen sein wird; daran können mich nur meine finanziellen Verhältnisse und meine Krankheit verhindern, was Beides nicht mein Fehler wäre.

Wer in Stambul sein wird, wenn Du es verlassen und Dich nach Asien begeben solltest, weiß ich wahrlich nicht; doch hoffe ich, daß sich Jemand finden wird. Bist Du mit Paul (Almássy) zufrieden? Er gedenkt hinzureisen, vielleicht auch dort zu bleiben; es ist noch nicht ganz sicher, wird sich jedoch bald entscheiden. Der Oberbefehl in Batum ist eine schöne Mission, doch frägt es sich, ob Du der Heimat keine größeren Dienste in Stambul leisten könntest, als in Asien. Wer weiß, ob ich mich nicht später selbst entschließe, wenn ich mich ein wenig besser fühlen werde, die Reise nach Stambul anzutreten. Aber das ist noch ungewiß. Sehr gut wäre es, wenn Paul in Stambul festen Fuß fassen würde. Wenn Jemand, so ist er am ehesten im Stande, Dich dort einigermaßen zu ersetzen.

Ich schließe meinen Brief, da ich eben im Begriffe stehe, mich auf den Weg zu machen. Ich wohne in Melun und bin nur auf einige Stunden nach Paris gekommen.

XXXVIII.

Melun (Seine et Marne), 8. Juni 1854.

Deinen vom 20. Mai datirten, ebenſo intereſſanten wie mich traurig ſtimmenden Brief — in welchem Du mir zur Kenntniß bringſt, Konſtantinopel Anfangs Juni verlaſſen zu wollen, wenn die Dinge bis dahin keine günſtigere Wendung nehmen — will ich kurz beantworten. Ich ſchreibe in der Hoffnung, daß Du Deinen Entſchluß, der mich ſo ſchmerzlich berührte, nicht eben ſo ſchnell ausführen wirſt, als Du ihn gefaßt haſt. Ich weiß ſehr wohl, daß Du verſchiedene Hinderniſſe zu bewältigen haſt — an meinen eigenen Leiden erkenne, fühle ich die Deinigen. Ich weiß auch, daß Du noch viel zu kämpfen und zu dulden haben wirſt, bis Du für uns und für die arme Heimat irgend einen Erfolg aufzuweiſen haben wirſt. Du haſt ein großes Opfer gebracht, indem Du nach der Türkei Dich verfügteſt; doch da Du ſchon dort biſt, laſſe es Dich nicht gereuen — ich beſchwöre Dich, wenn es nur halbwegs möglich, bleibe noch dort. Wie ſchön war Dein vorletzter Brief. Gerne möchte ich Dir denſelben vorleſen von Anfang bis zum Ende. Du giebſt in demſelben Deiner Verwunderung Ausdruck, daß ſich außer Dir noch Niemand gefunden habe, der unſere Sache in der Türkei vertreten, dieſe daſelbſt pflegen wollte. Du kannſt Dir nicht vorſtellen, was für Wirkung dieſe Worte auf uns hervorbrachten. Wahrlich — herzlich gerne ginge ich ſelbſt dahin, wenn ich es nur thun könnte. Ich bin jedoch nicht im Stande, auch nur die Reiſe dahin anzutreten, ſo wie ich vorläufig nicht im Stande bin, in Paris zu wohnen. Doch Paul Almáſſy bereitet ſich zur Reiſe vor und nun ſoll er, wenn er ankommt, mit Dir nicht einmal zuſammentreffen. Im Uebrigen mußt Du beſſer wiſſen, was Du zu thun haſt, als ich; ich ſehe und weiß nur, daß Deine Abreiſe von Konſtantinopel auf jeden wahren Freund unſerer Sache den ſchlechteſten, niederſchlagendſten Eindruck machen wird. Doch zu was dieſe nutzloſen Klagen länger fortſetzen; Du ſchriebſt mir ja, daß ich Deinen nächſten Brief aus Malta oder Marſeille erhalten werde, und ſo iſt es kaum zu hoffen, daß Dir dieſes Schreiben noch rechtzeitig zukommen

wird. Alſo Gott mit Dir! Auf ein trauriges, aber jedenfalls herzliches, freundſchaftliches Wiederſehen. Es iſt dies ein ſchreckliches Jahr, welches ſo vielverheißend begann und nun einen ſolch traurigen Verlauf nimmt. Ich hätte noch warten können, doch nun, nachdem ich mich zur Hoffnung aufgerafft, iſt es mir doppelt ſchwer, mich von Neuem zu reſigniren. Mir ſteht nur die Alternative bevor: entweder bald in die Heimat oder bald in's Grab! Büßen werden es noch Diejenigen, die uns auf ſo unbegreifliche Art vergeſſen haben.

XXXIX.

Paris, 17. Juli 1854.

Eine traurige, niederſchmetternde Nachricht iſt es, die ich Dir mitzutheilen habe: Kaſimir Batthyány iſt nicht mehr. Er ſtarb den 12. d. M. Der Arzt nahm eine höchſt gefährliche Operation an ihm vor, an deren Folgen der Arme den andern Tag ſeinen Geiſt aufgab. Er war ſtets bei der Beſinnung und duldete mit dem Gleichmuthe eines Helden bis zu Ende. Ich konnte ihn nicht pflegen, da er nur drei Tage krank war und die Nachricht ſeiner Krankheit zugleich mit der ſeines Ablebens zu mir nach Melun gelangte. Am 13. war die Beerdigung, an welcher viele Fremde, Italiener, Polen, Franzoſen, insbeſondere aber ſämmtliche hier anweſenden ungariſchen Emigranten ohne Ausnahme theilnahmen, die Söhne Koſſuth's mit ihrem Erzieher inbegriffen. Ich bin außer Stande, Dir meine Gefühle zu beſchreiben! Dieſer Schlag berührte mich zu ſchmerzlich. Herzlich gerne würde ich mit ihm tauſchen und dort liegen, wo er jetzt iſt. So mußten die beiden Batthyány's enden. Der Eine am Hochgerichte, der Andere im Exil!

Schon lange habe ich keinen Brief von Dir bekommen, doch höre ich von Jenen, die aus Stambul neuere Nachrichten erhielten, daß Du noch nach Aſien zu gehen gedenkſt. Du thuſt recht daran. Deine Rückkunft wäre ſehr nachtheilig. Ich mag es immer noch nicht glauben, daß ſich Oeſterreich den Weſtmächten anſchließen ſollte.

In Spanien soll Privatnachrichten zufolge die Republik siegen. Auch das verwickelt die Sachen; doch ist es fraglich, ob zu unsern Gunsten?

Jene Denkschrift, die ich seiner Zeit der hiesigen Regierung unterbreitete, reichte ich auch jenseits des Kanals ein. Wie ich von einem englischen und einem ungarischen Freunde erfahre, Beide sehr glaubwürdige Männer, hat dieselbe großen Eindruck gemacht und wurde dem gesammten Ministerium vorgelegt; doch habe ich bis jetzt keine Nachricht erhalten, werde auch wahrscheinlich keine bekommen.

XL.

Paris, 27. August 1854.

Du kannst Dir denken, was für einen traurigen Eindruck Deine Nachrichten auf mich übten! Es ist ein großes Unglück, daß Du Stambul verlassen, obwohl ich einsehe, daß wir jetzt dort keine Aussichten mehr haben. Unbegreiflicherweise gelingt Oesterreich diesmal Alles.

Ich bin schon längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß meine Wirksamkeit weder in Paris noch in London irgend einen Zweck mehr habe, und bereite mich auch deshalb vor, diesen Ort und diese Gegend zu verlassen. Ich reise auf einige Tage nach Ostende, wo Degenfelds mit mir zusammenzukommen wünschen; sie kommen aus Ungarn und sind in ununterbrochener Verbindung mit meiner Familie, besonders mit meiner Schwester. Du kannst Dir also denken, daß auch ich eine Zusammenkunft wünsche, da ich nur auf diesem Wege sichere Nachrichten über meine Verwandten zu erhalten vermag.

Aus Ostende werde ich Dir detaillirter über meine Pläne schreiben. Den Herbst, vielleicht auch den Winter, werde ich in Brüssel verbringen. Ich sehne mich schon sehr nach Dir; schreibe, ob und wo wir uns treffen werden.

Cäsar Mednyánsky kam hier aus Australien an, wo es ihm recht schlecht erging. Anstatt Geld zu machen, mußte er all' das seinige zusetzen. Der Aermste kam als Krüppel zurück, da ihm in Australien ein englischer Räuber den linken Arm durchschossen,

so daß derselbe sofort unterhalb der Achsel amputirt werden mußte. Der Buschklepper verlangte Geld und als ihm dies verweigert wurde, schoß er sofort auf ihn. Freund Cäsar hat einen schönen Weg gemacht, sozusagen die Welt umsegelt.

XLI.

Brüssel, 21. September 1854.

Dein aus Genf datirtes, liebes Schreiben hat auf mich, wie Du Dir denken magst, tiefen Eindruck gemacht. Der Erfolg all' Deiner edlen Bemühungen, Deiner ausdauernden patriotischen Hingabe, all' Deiner Arbeiten und Entbehrungen ist also, daß wir unsere Hoffnungen auf glücklichere Zeiten verschieben müssen. Ich sehne mich nach Dir und freue mich, daß ich Dich bald sehen werde. Ich begreife es, daß Du unter so unbezwinglichen Umständen, wie die gegenwärtigen, keine Lust haben konntest, länger dort zu bleiben, wo Du warst, und doch bedaure ich es und empfinde es schmerzlich, daß Du wieder hier bist! Nicht wahr, lieber Freund, Du wirst mein Bedauern, vom Standpunkte unserer Sache betrachtet, ganz begreiflich finden? Diesbezüglich brauche ich mich wohl nicht näher zu erklären. Doch warum sollen wir noch darüber Worte verlieren, da es schon zu spät und sich an der Sache nichts mehr ändern läßt? Nicht einen Moment wage ich es, zu behaupten, daß irgend Einer von uns so viel Geduld gehabt hätte, wie Du; ich hätte sicherlich nicht einmal so viel gehabt. Oft habe ich Deine Zähigkeit und Energie bewundert, doch weißt Du, mit wie wenig Hoffnungen ich seinerzeit Genf verließ. Unfähige, verrückte Menschen sind es, die die Geschicke Europa's lenken. Als ob sie von vorneherein beschlossen hätten, ihren Feinden Vertrauen zu schenken und ihre Freunde von sich zu stoßen; als ob sie absichtlich all' ihre Macht aufbieten wollten, um den Erfolg ihrer so emsigen, kostspieligen Vorbereitungen zu vereiteln. Gegen eine solche „parti pris" ist dann natürlich alles Entgegenwirken vergeblich.

Die „Sebastopoler Expedition" einzig ist es, von der wir irgend einen nennenswerthen Erfolg — und zwar für

uns nennenswerth — erwarten können. Diese Expedition, mag sie nun gelingen oder nicht, kann nur geeignet sein, den Krieg ernster, erbitterter zu machen, als er es bis jetzt war, und so wird sie größere Folgen haben, als wir im Augenblick vorhersehen können; in erster Reihe sicherlich das Aufhören der Neutralität Oesterreich's. Am Ende ist Alles besser, als der gegenwärtige Zustand. In zwei Wochen, denke ich, werden wir in dieser Sache klarer sehen. Was ist Deine Meinung? Du kannst ja über all' dies ein viel richtigeres Urtheil fällen, als ich! Glaubst Du auch, daß aus dem Schneeball, den sie die Krim'sche Expedition nennen, eine Lawine werden kann, geeignet, die ganze veraltete Welt unter sich zu begraben?

Im Uebrigen theile ich all' Deine Leiden. Es ist ein schreckliches Leben, welches wir führen und es ist unmöglich, noch länger in dieser Lage zu bleiben. Auch ich habe die Absicht, wenn auch nicht ganz in dem Sinne, wie Du, — denn ich glaube kaum, daß aus mir je ein nur halbwegs tüchtiger Landwirth werden könnte, — mich zurückzuziehen. Doch Du bist ein junger Mensch und kannst nach Jahren noch eine Zukunft finden. Der Unterschied zwischen uns ist groß, ich will denselben nicht erörtern, er ist ja in die Augen springend. Gott segne Dich!

Ende.

DB 941 .K55 .A315 C.1
Aus meinen Erinnerungen /
Stanford University Libraries
3 6105 037 197 683

DB
941
.K55
.A315

DATE DUE

STANFORD LIBRARIES
DEC 09 1986
I. L. L.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305